

DAS ARGUMENT 139

Editorial	325
Michael Jäger: Nach der Bundestagswahl	328
Walter Benjamin: Notizen aus dem »Passagen-Werk«	331
Kulturtheorie	
Traugott Schöffthaler Kultur in der Zwickmühle zwischen Relativismus und Universalismus	333
Jochen Zimmer Jugendkulturen und Jugendstile	348
Hella Tiedemann-Bartels Die Dilettanten	360
H. Gustav Klaus Der kulturelle Materialismus von Raymond Williams	372
* * *	
M. Pêcheux: Ideologie — Festung oder paradoxer Raum?	379
W.F. Haug: Notiz zu Pêcheux	388
B. Gransow: Klassenbegriff und Klassenpolitik in der VR China	392
R. Czeskleba-Dupont: Regionale Reintegration von Arbeit und Leben	404
H. Krause: Literaturübersicht zur Startbahn West	411
Kongreßberichte: Marx-Veranstaltungen in Berlin (Rethinking Marx); Trier (Das revolutionäre Subjekt in der Welt von heute; Marx in Afrika, Asien und Lateinamerika); Hamburg (Salut an alle; Wie aktuell ist Marx?); Paris (L'oeuvre de Marx); 1.Hamburger Volksuni; Ökologische Forschung; Ankündigungen	419
Besprechungen: Karl Marx; Sprachwissenschaft; Literatur in Westdeutschland; Arbeitssoziologie; Psychiatrie und Arbeitsmedizin; Frau und Geschichte; Sozialismusforschung	433

DAS ARGUMENT

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter: Wolfgang Abendroth (Frankfurt/M.), Heinz-Harald Abholz (Berlin/W), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Frank Deppe (Marburg), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei (Wien), Klaus Fritzsche (Gießen), Werner Goldschmidt (Hamburg), Helmut Gollwitzer (Berlin/W), Heiko Haumann (Freiburg), Dieter Herms (Bremen), Klaus Holzkamp (Berlin/W), Urs Jaeggi (Berlin/W), Baber Johansen (Berlin/W), Arno Klönne (Paderborn), Thomas Metscher (Bremen), Reinhard Opitz (Köln), Wolfgang Pfaffenberger (Oldenburg), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), Karl Hermann Tjaden (Kassel), Erich Wulff (Hannover)

Redaktion: Dr. Dieter Borgers, Wieland Elfferding, Dr. Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberdtztl, Dr. Frigga Haug, Prof. Dr. W.F. Haug, Thomas Laugstien, Rolf Nemitz, Nora Rätzhel, Dr. Werner van Treeck

Autonome Frauenredaktion: Sünne Andresen, Ursula Blankenburg, Anke Bünz-Elfferding, Dagmar Burgdorf, Claudia Gdaniec, Dr. Frigga Haug, Kornelia Hauser, Birgit Jansen, Ursula Lang, Hannelore May, Dr. Barbara Nemitz, Erika Niehoff, Sigrid Pohl, Renate Prinz, Nora Rätzhel, Dr. Brita Rang, Petra Sauerwald, Christine Thomas, Dr. Silke Wenk, Heike Wilke

Redaktion und Verlag: Altensteinstraße 48a, 1 Berlin 33, Tel. 030/8314079

Anzeigen (o.Tausch): Runze/Casper, Jungfernstieg 20, 1 Berlin 45, Tel. 030/7722443

Argument-Vertrieb: Tegeler Str. 6, 1 Berlin 65, Tel. 030/4619061

Besprechungen

Philosophie

<i>IMSF-Jahrbuch 1982: Zum 100. Todestag von Karl Marx (Th. Heilmann)</i>	433
<i>Mattenklott, Gert: Der übersinnliche Leib (M. Jäger)</i>	436
<i>Duerr, Hans Peter (Hrsg.): Der Wissenschaftler und das Irrationale (M. Daxner)</i>	438
<i>Breger, Herbert: Die Natur als arbeitende Maschine (G. Freudenthal)</i>	440
<i>Miller, Joan M.: French Structuralism. A Multidisciplinary Bibliography (R. Konersmann)</i>	442

(Fortsetzung auf S. XIII)

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1983 in 6 Heften (alle 2 Monate). Jahresumfang 924 Seiten. — Einzelheft 12,- DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 9,- DM. Jahresabo inkl. Versand 63,80 DM; Stud. etc. 50,- DM. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten (1 1/2zeilig mit Rand) haben. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postscheck Berlin West 5745-108. BfG 11 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. — Satz: Barbara Steinhardt. Druck: Fuldaer Verlagsanstalt. — 1.-7. Tausend März/April 1983. — Es gilt Anzeigenpreislite Nr. 2.

Editorial

Zum vorliegenden Heft

Manche Hoffnung nährt sich daran, daß die vielfältigen außereuropäischen Kulturen wider alle Erwartung der kulturellen Kolonialisierung mindestens partiell widerstehen konnten, sich bisweilen sogar revitalisierten. Man mag darin gern das Versprechen sehen, auch unsere Kulturen des Widerstands vermöchten der Kolonialisierung der Sinne zu widerstehen und an Kraft gewinnen. Zudem haben sich abendländische Rationalität und Technologie vielerorts gründlich blamiert, sodaß selbst die staatliche Entwicklungspolitik nicht mehr ungeniert Modernisierungskonzepte propagiert. Der Kulturrelativismus, der jeder Kultur, jeder Sprache ihre eigene, unvergleichliche Logik zuspricht, sie verstehen, aber nicht zur eigenen Lebensweise wandeln will, hat Saison. Wir sind *Kulturrelativisten* geworden. Dies freilich nur solange, wie — um ein beliebiges Beispiel zu nennen — nicht von Praktiken wie der Klitorisbeschneidung die Rede ist, mit deren Wiederbelebung sich Völker der Dritten Welt gegen den übermächtigen Einfluß fremder Kulturen wehren. Da mag man denn doch das Recht auf sexuelle Lusterfüllung als transkulturell gültigen Anspruch verteidigen und verwandelt sich flugs zum *Universalisten*. Es ist viel gewonnen, aber gewiß nicht alles getan, wenn man eurozentrische Entwicklungskonzeptionen abweist. Man muß jenseits kulturimperialer Ansprüche Kriterien für die Analyse und Kritik fremder Kultur entwickeln, will man nicht mit der Erforschung kultureller Differenzen ungewollt Argumente für die Legitimation sozialer Ungleichheit liefern. T. Schöfthaler verfolgt die Geschichte des Streits zwischen Universalisten und Kulturrelativisten und schlägt Haltungen vor, die die Kulturdiskussion aus der genannten Zwickmühle führen könnten.

Ähnliche Probleme kehren innerhalb der westeuropäischen Kulturentwicklung selbst wieder, die sich (bei Einnahme einer entsprechenden Optik) schnell in das widersprüchliche In- und Gegeneinander von herrschender Massenkultur, klassenspezifischer Stammkulturen und gruppen- und altersspezifischer Subkulturen differenziert. Und erst das intensive Sicheinlassen auf die besonderen (hier: jugendlichen) Artikulationsformen und Stile, deren Stellenwert sowohl im biografischen Entwicklungsprozeß wie im Gegeneinander der gesellschaftlichen Beziehungen und Organisationen herausgearbeitet werden muß, eröffnet, wie Jochen Zimmer zeigt, den Blick auf verallgemeinerbare Widerstands- und Emanzipationspotentiale (natürlich auch auf Formen der Einbindung und Selbstfesselung) jugendlicher Praxen.

Daß die relativistische Skepsis gegenüber allen Wahrheiten, allen kulturellen Werten, allen sozialen und weltanschaulichen Verbindlichkeiten, allen Ergebnissen wissenschaftlicher Theorien elitäre Führungsansprüche keineswegs ausschließt, zeigt u.a. Hella Tiedemann-Bartels' Essay über den *Dilettanten*, eine Figur, lebendig geworden in französischen Autoren wie Bourget, Barrès, Le-maitre und Anatole France oder in deutschen Schriftstellern wie Bahr und Hofmannsthal, die das kulturelle Klima des fin de siècle bestimmte.

Der englische Kulturtheoretiker Raymond Williams, hierzulande leider immer noch wenig bekannt, arbeitet seit langem an der Entwicklung von Kon-

zeptionen, mit denen die ganze Lebensweise wie die künstlerischen Praxen beschrieben und kritisiert werden können. H.G. Klaus stellt ein Buch vor, das sich als Einführung in Williams »kulturellen Materialismus« eignet und präsentiert vor allem den konzeptionellen, begrifflichen und methodischen Rahmen von Williams' neuestem Buch mit dem Namen »Culture«. C.G./W.v.T.

Zur Leserumfrage

Die Aufsätze dieses Hefts — einer mehr Abhandlung, der andere mehr Essay, der dritte Besprechung — sind thematisch wie formal sehr verschieden und korrespondieren dennoch vielfältig miteinander. Die erste und vorläufige Einsicht in die Antworten auf unsere Leserumfrage zeigt, daß die Leser solche Vielfalt nicht nur akzeptieren, sondern wünschen, geradezu für *Argument*-spezifisch halten. *Ein einziger* bislang vermißt »die Linie«, die anderen sehen darin, daß die Zeitschrift verschiedene Richtungen in die Diskussion bringt, zu verknüpfen versucht, einen Vorzug. Oder vermitteln uns die bisherigen Ergebnisse ein falsches Bild? Haben überwiegend diejenigen geschrieben, die unsere Konzeption unterstützen, aber womöglich gar nicht repräsentativ sind? Wir bitten alle Leser um die Beantwortung unserer Fragen in Heft 137, S. 175ff. Wir freuen uns über jede weitere Stellungnahme. C.G./W.v.T.

Verlagsmitteilungen: Alternative Medizin (AS 77)



Zwei Körperteile vor allem verbinden den Kopfarbeiter mit der Außenwelt. Da sind zum einen die Augen und andererseits, nämlich auf der anderen Seite, jenes Organ, auf dem Götz von B. nicht nur sitzen wollte. Hart stoßen die Sachen sich im Raum, und so ist es nur Natürlich, daß daraus bössartige Leiden entstehen, deren die Medizin nur schwer Herr wird.

Zwei Krankheiten plagen neben vielen anderen den Intellektuellen, sind quasi nicht-anerkannte Berufskrankheiten, nämlich: Kurzsichtigkeit und jene »perfiden Preußischen« (Hämorrhoiden), wie Marx sagt, und die diesen mehr angegriffen haben als die französische Revolution (eigene Aussage). Als

entwicklungsgeschichtlich niedrigere Form tritt (bzw. sitzt) der Hintern noch in unmittelbarem Kontakt mit der harten Grundlage des materiellen Lebens, während das höherwertige Auge sich der informationsreicheren und sanfteren Strahlen bedient, um sich einen Eindruck zu verschaffen. Dabei wird es gar nicht eingedrückt, aber dieses Phänomen hat paradoxerweise für die Pathologie der Hämorrhoiden große Bedeutung. Lassen wir aber nun den Unterleib beiseite, um uns dem eigentlichen Thema zuzuwenden, nämlich der Kurzsichtigkeit, obwohl nicht sehen zu können eigentlich weniger lebensbedrohlich ist, als nicht sch... zu können; aber vielleicht ist das ein biologistischer Standpunkt.

Daß die große kulturelle Errungenschaft des Lesens zur Kurzsichtigkeit des Auges führt, ist eine perfide Dialektik der Natur, die damit diejenigen kurzsichtig macht, welche eigentlich von Geburt an weitsichtig sein sollten (die Intellektuellen). Nicht erst seit der Studentenbewegung ist der Intellektuelle am Brilletragen (durch Kurzsichtigkeit) erkennbar. Was sind die Ursachen dieser Pathologie? Die wissenschaftliche Augenheilkunde (Schulmedizin) ist der Meinung, hierbei handele es sich um ein angeborenes Leiden. Diese Vorliebe der Medizin für das jeweils Angeborene ist immer schon verdächtig. Die alternative Gesundheitsbewegung trat mit dem Schlagwort auf: Brille — nein danke; aber was angeboren ist, läßt sich so leicht nicht beseitigen. Oder gibt es statt Angeborenheit konkretere, auch zu beseitigende Ursachen?

Zu diesen alle unsere kurzsichtigen Leser (ca. 70%) interessierenden Fragen eine Analyse in: *Alternative Medizin* (AS 77). Weitere Themen: Wie konnte sich der deutsche Faschismus auf die Naturheilkunde stützen? Sind Arbeitersanitätskommissionen aus dem 19. Jahrhundert eine verschüttete Selbsthilfebewegung? Was bringt die transkulturelle Verpflanzung von Akupunktur? Ist Altsein eine Krankheit? Was ist emanzipatorisch an Krebs-Selbsthilfegruppen? Verhindern geschlechtsspezifische Arbeitskulturen in den Betrieben die selbstbestimmte Gesundheit? Sind Depressionen eine neue somatische Kultur, worin Frauen ihren Protest in Unterwerfung verkehren? D.B.



Alternative Medizin

Akupunktur. Brille — Nein Danke!
Frauen und Gesundheitsbewegung.
Rechte Vereinnahmung der Alternativbewegung.

Argument-Sonderband AS 77, 1983
16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)

Michael Jäger

Nach der Bundestagswahl

Auch wer sich über den Sieg der Grünen freut, sieht das Wahlergebnis mit gemischten Gefühlen und wünscht, die Stärkung der Rechten möge recht vorübergehend sein. Dazu gehört, daß unter den Kräften des alten, jetzt endlich in Auflösung begriffenen Parteiensystems die SPD wieder tonangebend wird. Ich schätze diese Partei wegen ihrer ehrlichen Halbherzigkeiten und auch wegen ihrer taktischen Manöver, weil beides uns Zeitgewinn verschafft, während die Rechte in allen Bereichen, handle es sich um Ökologie, soziale Gerechtigkeit oder Frieden, die Strategie der Lebensfeindschaft beschleunigt. Erste Frage also: wie kann die SPD jene Stammwähler wiedergewinnen, deren Überlaufen zur CDU die Wahl entschieden hat — jene noch beschäftigten, aber immer stärker von der Gefahr des Arbeitsplatzverlustes geängstigten Arbeiter, deren Bereitschaft immer noch ungebrochen ist, sich gegen die Arbeitslosen (d.h. konkret: gegen arbeitslose Jugendliche, Frauen, Ausländer, Akademiker etc.) ausspielen zu lassen; auf einen »Aufschwung« zu setzen, von dem jeder weiß, daß er die weitere Verschärfung des Arbeitslosenproblems nicht verhindern würde?

Die CDU hat diese Arbeiter ohne das Angebot substanzieller Partizipationsformen, einer auch nur scheinbaren Kontrolle über die eigenen Lebensbedingungen, vielmehr allein wahlpropagandistisch, d.h. durch »Populismus«, gewonnen. Darin liegt die Chance der SPD: diese Arbeiter werden *merken*, daß der tatsächliche Neoliberalismus sich von populistischer Propaganda unterscheidet; daß auch sie immer stärker belastet werden, mindestens durch Reallohnneinbußen; daß über ihre Lebensbedingungen andere immer herrischer verfügen und sie weiter in Angst halten. SPD und DGB können dagegen ihr Mitbestimmungsprogramm in die Waagschale werfen; sie können es, unbehelligt von Bündnispartnern, denn solche gibt es nicht mehr, zum ersten Mal entschlossen tun. Die SPD, mit ihrer derzeitigen Führung, hat aber eine Achillesferse. Sie will nicht wahrhaben, daß das Parteiensystem, in dessen Rahmen sie agiert, sich unwiderruflich auflöst; daher verbraucht sie fruchtlos — gegen den vernünftigen Rat Richard Löwenthals — ihre Kraft mit dem Versuch, die Grün-Alternativen zu reintegrieren. Das führt nur zu einer künstlichen Politik des Sowohl-als-auch, die — da hat die FAZ wohl recht — sozialdemokratische Arbeiter zur CDU und sozialdemokratische Mittelschicht-Angehörige zu den Grünen treibt. Brandt, Vogel und Glotz personifizieren diese Linie, die auf dem bürokratisch-routinierten Trugschluß beruht, die grün-alternative Bewegung lasse sich genauso behandeln wie vor fünfzehn Jahren die Studentenbewegung. Wenn Vogel z.B. aus den 1981er Berliner Unruhen den Schluß zieht, es sei Parteitradition, »die Kräfte, die auf Veränderung drängen, in sich aufzunehmen« (Spiegel 43/81, 35ff.), kommt das einer Omnipotenzphantasie gleich, die verhängnisvolle politische Fehler nach sich ziehen muß — und die auch nicht intelligent ist, denn sie benutzt nicht nur gleichsam biologistisch das Modell der Verdauungsfähigkeit, sondern läßt zudem noch außer Acht, daß

gerade die Biologie keine überlebenden Allesfresser kennt. Vielleicht würde der SPD ein Führungsgespann Rau-Hauff besser tun.

Zweite, wichtigere Frage: wie können die Grünen ihre jetzt erreichte Autonomie gegenüber der SPD aufrechterhalten und verstärken, wie können sie die jetzt begonnene Entwicklung zum Drei-Blöcke-System beschleunigen? Das hängt vor allem davon ab, wie weit es ihnen gelingt, nicht nur die SPD, sondern *auch die CDU zu spalten*. Solange die CDU, wie bei dieser Wahl, gegen grüne Ansteckung praktisch immun bleibt, bleiben die Grünen ihrerseits zu einem großen Teil Objekt, Objekt der CDU-Politik, Produkt einer Spaltung der SPD, die der CDU zum Regieren verhilft, jene vierte Partei, nach der Strauß schon Anfang der 70er Jahre gerufen hat. Solange sich der politische Raum der Grünen so eindeutig von der Hauptspaltungslinie des alten Zwei-Blöcke-Systems her bestimmen läßt, bleibt auch die Gefahr groß und stets gegenwärtig, daß die Grünen sich in ihm niederlassen, bewußt eingemeinden, schließlich Nachbarschaftshilfe leisten, und dann gibt es keinen Dritten Block mehr. Auch die CDU spalten — das ist in meinen Augen eine strategische Alternative zum Verfahren Bahros, dessen unversöhnlichen Bruch mit der SPD ich an sich sehr bewundere. Bahro redet zwar auch von CDU-Spaltung. Mir scheint aber, daß er z.B. in der Frage der Wirtschaftspolitik und des sozialen Netzes eher eine Linie *zwischen* SPD und CDU oder *gar jenseits von beiden* sucht, eine politische Meta-Linie, mit der man dann auch nur metaphysische, d.h. irrealen, illusionäre Politik machen kann. Das ist einfach eine Frage der Logik: wo weder SPD ist noch CDU, da ist *nichts*, da wird man auch *nichts* finden, da wird der Dritte Block zur Schimäre. Die politische Linie des Dritten Blocks kann nur aus der konkreten Verwandlung der Linien und damit der Menschen der vorhandenen beiden Blöcke hervorgehen. Soziale Sicherheit ist primär eine Frage der SPD-Spaltung, hier ist die Mentalität speziell der SPD-Wähler *aufzunehmen und weiterzuentwickeln*; nicht fallenzulassen! Aber es gibt andere Fragen, wie Umweltschutz und »Nachrüstung«, wie aber auch die *Frage der politischen und wirtschaftlichen Dezentralisation*, für die sich *CDU-Wähler* womöglich noch eher als SPD-Wähler interessieren. Hat denn die CDU nicht seit eh und je den Bürokratismus, die großen Apparate in Wirtschaft und Politik angegriffen, die von der SPD bewußt gefördert wurden? Hat sie mit diesen Angriffen etwa nicht recht gehabt? Das Problem ist nur, daß sie nicht ernst gemeint waren. Man meint vielleicht, die Grünen würden schon genug über ihr dezentralistisches Programm reden. Das Gegenteil ist aber der Fall. Das Wort, das sich im öffentlichen Bewußtsein durchgesetzt hat, heißt »Basisdemokratie«. Es wird von der Propagandamaschinerie erläutert und von den Leuten verstanden als eine Art politisches Versammlungsleben, in dem zufällig Anwesende ohne Verfahrensregelung sich zur »Basis« proklamieren und wichtige politische Entscheidungen in den Strudel ihrer wechselnden Affekte ziehen. Man muß die Leute darüber aufklären, was wirklich gemeint ist, so wie es Rainer Trampert in der Bonner Runde tat: ein politisches System, selbstverständlich mit geregelten Verfahren, in dem nicht z.B. Hamburg ein Atomkraftwerk aufgezwungen werden kann, weil das Gewicht der nichthamburgerischen Mehrheit, *der es egal ist*, die von der politischen Zentrale nur ausgenutzt wird,

den Ausschlag gibt. Damit kann auch die sich abzeichnende CDU-Taktik gegen die Grünen durchkreuzt werden, die nicht integrativ, sondern repressiv sein und mit dem Vorwurf der Verfassungsfeindlichkeit, der Verbotsdrohung arbeiten wird.

Unser Wunsch, das Parlament möge in drei Minderheiten zerfallen — dann hätte der außerparlamentarische Kampf gegen Sozialabbau und Raketen die besten Bedingungen gehabt —, hat sich nicht erfüllt. Aber machen wir uns nichts vor: wußten wir nicht seit langem, daß sich eine progressive Entwicklung über die SPD hinaus nur bei Inkaufnahme einer zeitweiligen Stärkung der Rechten einleiten ließ? Gerade weil wir dies wußten, haben wir doch in den 70er Jahren Wahl für Wahl diese uns nur allzu gut bekannte Partei gegen das »größere Übel« unterstützt. Jetzt sind die lebensbedrohenden Probleme in Sichtweite, jetzt handelten viele von uns nach der Maxime, daß wer sich nicht in Gefahr begibt, darin umkommt. Helmut Schmidt hat natürlich vollkommen recht, wenn er den Machtverlust seiner Partei auch auf deren innere Auseinandersetzungen zurückführt. Die Existenz der Grün-Alternativen ist ein Produkt dieser Auseinandersetzungen, ein Produkt der Spaltung der linken »Volkspartei«. Weinen wir ihr trotz allem keine Träne nach. Wir sind durch ihr Ende nicht schwächer geworden — *so schwach wie jetzt waren wir schon immer* —, sondern nur hellsichtiger.



**FRAUENFORMEN 2
SEXUALISIERUNG**

Frigga Haug (Hrsg.):

Frauenformen 2: Sexualisierung des Körpers

Sexualisierung der Körper! Das soll meinen, daß es eine lange Geschichte ist, bis wir unsere Körper nur noch schamhaft, unter niedergeschlagenen Augen verstohlen wahrnehmen oder jeder nackte Körper Gegenstand von Pornographie wird, jede Bewegung zur sexuellen Technik, die geübt werden muß. In diesem Band geht es um die alltägliche Geschichte, in der die weiblichen Körper in die herrschende Ordnung sich einfügen, um die Konstituierung des Geschlechtswesens Frau.

Argument-Sonderband AS 90, 1983

16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)

Walter Benjamin

Notizen aus dem »Passagen-Werk«*

In den Gebieten, mit denen wir es zu tun haben, gibt es Erkenntnis nur blitzhaft. Der Text ist der langnachrollende Donner.

Die materialistische Geschichtsdarstellung führt die Vergangenheit dazu, die Gegenwart in eine kritische Lage zu bringen.

Mein Denken verhält sich zur Theologie wie das Löschblatt zur Tinte. Es ist ganz von ihr vollgesogen. Ginge es aber nach dem Löschblatt, so würde nichts, was geschrieben ist, übrig bleiben.

Wissenschaftliche Methode zeichnet sich dadurch aus, daß sie zu neuen Gegenständen führend, neue Methoden entwickelt. Genau wie Form in der Kunst sich dadurch auszeichnet, daß sie, zu neuen Inhalten führend, neue Formen entwickelt. Eine, nämlich *nur* eine Form hat ein Kunstwerk, eine, nämlich *nur* eine Methode hat eine Abhandlung nur von außen.

Der Begriff des Fortschritts ist in der Idee der Katastrophe zu fundieren. Daß es »so weiter« geht, *ist* die Katastrophe. Sie ist nicht das jeweils Bevorstehende, sondern das jeweils Gegebene. So Strindberg — in »Nach Damaskus«? —: die Hölle ist nichts, was uns bevorstünde — sondern dieses Leben hier.

Das destruktive oder kritische Moment in der materialistischen Geschichtsschreibung kommt in der Aufspaltung der historischen Kontinuität zur Geltung, mit der der historische Gegenstand sich allererst konstituiert. In der Tat kann im kontinuierlichen Verlauf der Geschichte ein Gegenstand der Geschichte überhaupt nicht visiert werden. Die Geschichtsschreibung hat denn auch von jeher aus diesem kontinuierlichen Verlauf einen Gegenstand einfach herausgegriffen. Aber das geschah ohne Grundsatz, als Notbehelf; und ihr erstes war denn auch immer, den Gegenstand ins Kontinuum wieder einzubetten, das sie sich in der Einfühlung neu erschuf. Die materialistische Geschichtsschreibung wählt ihre Gegenstände nicht leichter Hand. Sie greift nicht, sondern sprengt sie aus dem Verlauf heraus. Ihre Vorkehrungen sind weitläufiger, ihre Ergebnisse wesentlicher.

Zum Denken gehört ebenso die Bewegung wie das Stillstellen der Gedanken. Wo das Denken in einer von Spannungen gesättigten Konstellation zum Stillstand kommt, da erscheint das dialektische Bild. Es ist die Zäsur in der Denkbewegung. Ihre Stelle ist natürlich keine beliebige. Sie ist, mit einem Wort, da zu suchen, wo die Spannung zwischen den dialektischen Gegensätzen am größten ist. Demnach ist der in der materialistischen Geschichtsdarstellung konstruierte Gegenstand selber das dialektische Bild. Es ist identisch mit dem hi-

* Diese Notizen sind — mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp-Verlags — dem *Passagen-Werk* entnommen, das seit dem letzten Jahr in der von Rolf Tiedemann vorzüglich besorgten und kommentierten Ausgabe zugänglich ist — wenn auch vorläufig noch sehr teuer (2 Bände, Suhrkamp 1982). Die — ganz subjektive — Auswahl macht vielleicht Lust auf Entdeckungen in dieser riesigen Sammlung von Zitat-Materialien, Gesichtspunkten und aphoristischen Überlegungen. Spannend ist es nicht zuletzt, Benjamin bei seinen Lektüren zu beobachten.

storischen Gegenstand; es rechtfertigt seine Abspaltung aus dem Kontinuum des Geschichtsverlaufs.

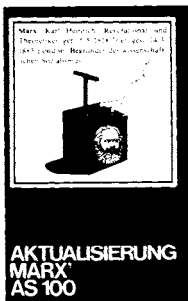
Der Fortschrittsbegriff mußte von dem Augenblick an der kritischen Theorie der Geschichte zuwiderlaufen, da er nicht mehr als Maßstab an bestimmte historische Veränderungen herangebracht wurde, sondern die Spannung zwischen einem legendären Anfang und einem legendären Ende der Geschichte ermessen sollte. Mit andern Worten: sobald der Fortschritt zur Signatur des Geschichtsverlaufes *im ganzen* wird, tritt der Begriff von ihm im Zusammenhang einer unkritischen Hypostasierung statt in dem einer kritischen Fragestellung auf. Dieser letztere Zusammenhang ist in der konkreten Geschichtsbeurteilung daran kenntlich, daß er den Rückschritt zumindest ebenso scharf umrissen als irgendeinen Fortschritt ins Blickfeld rückt. (So Turgot, Jochmann.)

Zur Diätetik des historischen Schrifttums. Der Zeitgenosse, der da erkennt, von wie langer Hand die über ihn hereinbrechende Misere hat vorbereitet sein wollen — und dieses ihm zu zeigen, muß dem Historiker am Herzen liegen — bekommt eine hohe Ansicht von seinen eigenen Kräften. Eine Geschichte, welche ihn so belehrt, macht ihn nicht traurig, sondern bewehrt ihn eher. Sie geht auch nicht aus Traurigkeit hervor, zum Unterschied von der, die Flaubert vorschwebte, als er die Konfession niederschrieb: »Peu de gens devineront combien il a fallu être triste pour entreprendre de ressusciter Carthage.« Die reine curiosité geht aus Traurigkeit hervor und vertieft sie.

Das Jetzt der Erkennbarkeit ist der Augenblick des Erwachens. (Jung will vom Traum das Erwachen fernhalten.)

Mag sein, daß die Kontinuität der Tradition Schein ist. Aber dann stiftet eben die Beständigkeit dieses Scheins der Beständigkeit die Kontinuität in ihr.

Die Erfahrung unserer Generation: daß der Kapitalismus keines natürlichen Todes sterben wird.



Aktualisierung Marx'

Kritische Neulektüre von Marx vom Standpunkt der heutigen Probleme. Albers, Altvater, Volker Braun, Deppe, Frigga Haug, W.F. Haug, Hirsch, Holzkamp, Tjaden u.a.

Argument-Sonderband AS 100, 1983
16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)

Traugott Schöfthaler

Kultur in der Zwickmühle

Zur Aktualität des Streits zwischen kulturrelativistischer und universalistischer Sozialwissenschaft

1. Alternativkulturen und interkultureller Pluralismus

In der Diskussion der westlichen Linken ist es Mode geworden, aus der Vielfalt von Kulturen Hoffnung zu schöpfen. Kulturen, das sind hier »Gruppenidentitäten und Lebensformen«, genauer der »Anspruch auf erfülltes Leben und die Formen, in denen er sich einzulösen beginnt« (Haug 1980, 10f., 20). Orientierungshilfe leistet Gramscis Konzept des »hegemonialen Kampfes«, nach dem die Partei als »kollektiver Intellektueller« den Klassenkampf nicht nur politisch, sondern auch »kulturell-geistig« vorantreiben kann und soll (Kallscheuer 1981, 842f.; Haug 1981, 639-643). Für Ropohl (1980, 196-198) folgt daraus die These, die Pluralität diverser Alternativkulturen enthalte im Keim eine »Gemeinsamkeit« — die »der Befreiung aus ihrer gegensätzlichen Form«, der Negation kapitalistischer Ausbeutung. Können solche optimistischen Situationsbeschreibungen auch bestehen vor dem Hintergrund des »Kulturimperialismus« (Carnoy 1974), des kulturellen Aspekts von Hegemonie im Weltmaßstab?

»'Herrschende Kultur' mag kulturelle Bedeutung im hier definierten Sinn für eine herrschende Klasse haben, ideologische jedoch für die beherrschten Klassen oder Völker.« (PIT 1979, 184) Diese Annahme eines ideologischen Zusammenhangs scheint plausibel. Wie steht es aber mit dem positiven Verhältnis von Gegen- und Alternativkulturen zu den Kulturen der unterdrückten Völker? Erweitert der Blick über die Grenzen der eigenen Kultur das Instrumentarium kollektiver Befreiung? Die Diskussion darüber hat eben erst angefangen. Sie bewegt sich auf der Grenze zwischen kosmopolitischer Träumerei und skeptischer Beurteilung der Möglichkeiten, die Bahnen eurozentrischen Denkens zu verlassen. Aktuelles Beispiel dafür ist die »Indianer-Frage« in der hiesigen Ökologiedebatte: Was können wir aus dem Studium des Naturverhältnisses lateinamerikanischer Indianervölker lernen? (Grünfeld 1982, 228-230; Hartnack 1982, 12) Ganz offen scheint die Antwort auf die allgemeinere Frage: Was bedeutet es für den Aufbau einer »gemeinsamen Kultur« des Widerstands, wenn Völker der Dritten Welt sich nicht anders gegen Kulturimperialismus zu helfen wissen, als daß sie Reste der einheimischen Kulturen wiederzubeleben trachten? (Schöfthaler 1980) Es fällt schwer, Praktiken der Klitorisbeschneidung in afrikanischen Gesellschaften oder der Re-Islamisierung im Iran nicht vorschnell mit dem Etikett »emanzipationsfeindlich« zu versehen, sondern auch unter dem Aspekt einer Lösung von kulturimperialistischen Einflüssen zu beurteilen.

Metscher (1980, 68) zitiert Gramscis Umformulierung der Frage, was der Mensch sei, in die, »was der Mensch werden kann«. Er stellt damit das — in linken Kulturdiskussionen oft vernachlässigte — Problem nach dem Verhältnis

von objektiver und subjektiver Kultur: »Meint subjektive Kultur den Gebrauch, den Individuen von ihren vorgefundenen Möglichkeiten machen — schöpferisches Handeln im Rahmen überlieferter Bedingungen —, so ist zu konstatieren, daß solche Möglichkeiten nicht beliebig sind. Sie sind von der objektiven Kultur vorgezeichnet. Der Rahmen subjektiver Aneignung ist jeweils durch Überlieferung determiniert. Nur innerhalb dieses Rahmens agieren die Individuen 'frei' ... Marx stellt durchgängig die Abhängigkeit der sozialen und geistigen Bedürfnisse des Arbeiters vom 'allgemeinen Kulturzustand' fest.« (Metscher 1980, 48f.) Die folgenden Ausführungen befassen sich mit der Vielfalt solcher »objektiven Kulturen« und dem Streit darüber, ob man sie auch als Vielfalt von Rahmenbedingungen subjektiver Aneignung sehen muß (relativistische Position) oder anhand eines Modells individueller und gesellschaftlicher Entwicklung ordnen kann (universalistische Position). Dieser Streit wird als »Zwickmühle« beschrieben, die nur schwer aufzubrechen ist. Zunächst jedoch möchte ich einige ideologiekritische Anmerkungen zum gegenwärtigen Muster des Redens von kultureller Vielfalt in der Welt machen.

2. Zur internationalen Konjunktur des Redens von Kultur

Auf einem neuen Höhepunkt ihrer Krise hat Entwicklungspolitik die Vielfalt der Kulturen wieder zur Kenntnis genommen. Sie ist dabei, weltumspannende Programmatik und die sie stützenden Theorien aufzugeben.

So findet sich in neuen Publikationen der »Gesellschaft für technische Zusammenarbeit« (GTZ, einer Agentur des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit) ein Abgesang auf »Irrungen und Wirrungen« der bisher geltenden Modernisierungstheorien. Er ist verbunden mit dem Anspruch, nunmehr Projekte ganz nach dem Maßstab regionaler und lokaler kultureller Bedingungen und sozialer Bedürfnisse zu planen. »Zielgruppenorientierung«, »Partizipation« und »Anknüpfung an die Lebenswirklichkeit« ersetzen strategisch das »Aufzwingen vorgefertigter Rezepte aus einem anderen Kulturbereich« (GTZ 1982, 6, 12; GTZ 1981, 90, vgl. 30-36, 42-48, 74-76, 89-97).

Auch das »linke« Berliner Institut für Vergleichende Sozialforschung (BIVS) verzichtet jetzt auf eine einheitliche Theorie: Der Gegensatz von Modernisierungs- und Dependenztheorien habe »Denkanstöße« geliefert zur Erweiterung ökonomischen Denkens um politische, kulturelle und psychische Dimensionen. So bilden Selbstbestimmung und »Selbstorganisation der Betroffenen« den Rahmen für die Tätigkeit von Projektmitarbeitern, die »die unterschiedliche Kultur verstehen lernen, die sozialen und politischen Hintergründe analysieren und gemeinsam mit den Betroffenen langfristige Konzepte entwickeln« sollen. Im gleichen Zusammenhang wird die mangelnde Abstimmung der einzelnen Projekte beklagt (BIVS 1982, 26, 146f.).

Dem Trend zur Orientierung an kulturellen Besonderheiten folgen auch internationale Organisationen wie die Weltbank. 1974 spricht die Weltbank noch von einer Entwicklungs-»Strategie« und begründet sie mit einem Katalog von »Needs of Developing Countries«. Unterscheidungen zwischen Entwicklungsländern werden nur nach der Höhe des Pro-Kopf-Einkommens gemacht; deshalb wurden »minimum learning needs« für die »low-income-countries«

formuliert (World Bank 1974, 30-33). Nichts davon wird sechs Jahre später wiederholt. Im Gegenteil: »Die Bildungserfordernisse in Entwicklungsländern sind unterschiedlich, und die politischen und strategischen Überlegungen sind abhängig von lokalen Bedingungen.« (World Bank 1980, 97, Übers. T.S.) Nun wurden weder die Programme völlig umgestürzt noch die Leitlinien für Kreditvergabe wesentlich verändert; die Konzentration der Bildungshilfe auf Grundbildung blieb zwischen 1974 und 1980 gleich. Die vier Grundprinzipien der Bildungshilfe sind nahezu identisch: Angebot von Grundbildung für jedermann; Steigerung von Produktivität und Abbau sozialer Ungleichheit; maximale externe und interne Effizienz; Förderung von Wissen und Fähigkeiten, die für die Entwicklung funktional sind. Doch sind im Detail bemerkenswerte Veränderungen vorgenommen worden: Die vier Prinzipien wurden um ein fünftes ergänzt — den Aufbau nationaler Planungsinstitutionen und Entscheidungskompetenzen. Außerdem wurden die Leitlinien gebunden an die jeweiligen Bedingungen des Arbeitsmarkts und der »Umwelt« von Bildung (World Bank 1974, 52; 1980, 86f.). Es gilt die Devise, Bildungssysteme »relevanter als bisher für einheimisches Leben und Kultur und für verschiedene Bedürfnisse der Bevölkerung in den verschiedenen Regionen eines Landes zu machen«, denn die Dinge, um die es geht, sind »kulturell und politisch sensibel« (World Bank 1980, 8, 89; Übers. T.S.).

Wenn die Weltbank erklärt, sie wolle ihre Mitgliedsländer unterstützen »to become genuinely self-reliant« (World Bank 1980, 10), die GTZ alten Modernisierungskonzepten abschwört und linke Entwicklungsfachleute sich der Selbstbestimmung der Betroffenen unterordnen wollen — alle reden von Kultur. Meinen sie dasselbe?

Mit Sicherheit reflektiert dieser »neue Kulturalismus« einen weltweiten Trend zur Aufwertung nationaler, ethnischer und partikularer Bindungen, der noch vor zwanzig Jahren kaum zu erwarten war. D. Lerner's Nachruf auf die traditionale Gesellschaft von 1964 entsprach der Erwartung, die jungen Nationalstaaten würden über kurz oder lang dem Modell der »modernen« Gesellschaften folgen. Die Desillusionierung wurde von Sozialwissenschaftlern in der Regel auf zwei Ebenen verarbeitet: Die einen — ich nenne sie hier *Universalisten* — abstrahierten aus den kosmopolitischen Hoffnungen die Idee einer Weltgesellschaft »ohne ... politische und normative Integration«, die ihre Strukturen aus weltweiter Interaktion aufbaut (Luhmann 1975, 53, 66); die anderen — ich nenne sie vereinfacht *Relativisten* — sammelten Daten und Belege für die »Wiedergeburt« ethnischer Bindungen, vorerst ohne Alternativen zu einem universellen Modell gesellschaftlicher Entwicklung zu formulieren (Fishman 1977, 42f. A.1).

In der Perspektive der Universalisten sind Betonungen kultureller Differenzen entweder als bloßer Variantenreichtum (Luhmann 1975, 66), als organisierender Faktor (Holloman 1978, 4) oder als Krisenerscheinungen (Habermas 1981/2, 582f.) zu deuten. In relativistischer Sicht fällt die Deutung schwerer: Wertungen wie »Rassismus« oder »kulturelle Identität«, »Widerstandspotential« oder »Tribalismus« erscheinen oft als austauschbar oder tatsächlich als zwei Seiten einer Medaille (Giles 1977).

Es ist durchaus möglich, daß die in den Weltkulturen überkommene Kraft zum Leben heute, wo man sich auf sie besinnt, schon ein ähnliches Schicksal hat wie die von Marx »Lebensgeister« genannten Elemente vorindustrieller Kultur in Europa, die vom aufkommenden Kapitalismus als Sinnstifter benutzt und dabei ausgehöhlt wurden (Kapital I, MEW 23, 345; vgl. Negt/Kluge 1981, 1233f.).

Damit wäre die »Kolonialisierung der Lebenswelten« (Habermas) global abgeschlossen. Es wäre aber auch möglich, daß die Wiedergeburt des Partikularen einer weltweiten Durchsetzung »moderner« Sozial- und Herrschaftsstrukturen Grenzen setzt (Schöffthaler 1980, 328f.). Wie kann und soll man dies entscheiden? Die These des vorliegenden Beitrags ist: Die gegenwärtige »kulturalistische Wende« in Entwicklungspolitik und -theorie birgt die Gefahr des Ausweichens vor solchen Diagnosen in sich. Damit könnte sie Chancen zur Intervention übersehen und, was noch schlimmer wäre, ungewollt wie der »kulturelle Relativismus« früherer Jahrzehnte Analysen kultureller Unterschiede für die Legitimation sozialer Ungleichheit zur Verfügung stellen. Die Neubelebung relativistischer Positionen war überfällig; sie erhöht jedoch die Beliebtheit der Verwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse, wenn sie sich nicht der Auseinandersetzung mit dem traditionellen Widerpart, dem Universalismus, stellt. Ich möchte deshalb zunächst einiges zur Geschichte beider Wissenschaftstraditionen sagen, um dann einige Mechanismen und Diskussionsebenen zwischen ihnen herauszuarbeiten und Konsequenzen für theoretische und politische Orientierung zu formulieren.

3. Zur Geschichte und zum Konzept von Kulturrelativismus und evolutionärem Universalismus

Kulturrelativismus (KR) und evolutionärer Universalismus (EU) sind stark vergrößernde Kategorien. Sie bezeichnen gegensätzliche Positionen solcher sozialwissenschaftlicher Theorien, die sich um eine Deutung von Unterschieden zeitgenössischer Kulturen bemühen. Sie haben heute die Funktion konkurrierender Paradigmata des Verstehens durch Detailanalysen und des Erklärens durch allgemeine Theorie. Geprägt wurden sie jedoch historisch. Folgt man einschlägigen wissenschaftsgeschichtlichen Analysen, so hat sich in diesem Jahrhundert etwa dreimal eine Art Paradigmawechsel vollzogen:

<i>Zeitspanne</i>	<i>Dominante Forschungsthemen</i>
1910 - 1930	<i>I. Evolutionismus; universelle, panhumane Merkmale als Rahmen für kulturelle Spezifika (Boas, Freudianer, Malinowski)</i>
1920 - 1960	<i>II. Kulturspezifische Merkmale (Nationalcharakter, Kultur-Persönlichkeitsforschung)</i>
1950 - 1970	<i>III a. Phänomenologische, später strukturelle Universalien (Murdock, Kluckhohn, Redfield)</i>
1970 - ?	<i>III b. Evolutionäre Universalien und universalistische Metatheorie (Parsons, Piagetdiskussion, Habermas)</i>
1970 - ?	<i>IV. Neue kulturspezifische Themen (ethnicity, kulturelle Identität, autozentrierte Entwicklung)</i>

(nach Beuchelt 1974, 368f.; Berry 1974, 6ff.; Barnouw 1973; Gellner 1981 — anders Rudolph 1968)

In der Wissenschaftsgeschichte waren beide Positionen fast nie sich gegenseitig ausschließend konzipiert, sondern repräsentierten Schwerpunkte kultur- anthropologischer, psychologischer und soziologischer Theoriebildung. So hat F. Boas (1911) die These vertreten, geistige Aktivität folge bei allen Menschen den gleichen Gesetzen, doch sei ihre Manifestation abhängig von subjektiven und kulturellen Erfahrungen; und speziell bei »Primitiven« sei Denken noch verschränkt mit Glaubensannahmen, Emotionen und Affekten und unmittelbaren Sinneswahrnehmungen (nach Berry 1974, 6-8). Diese klassischen Annahmen der Kulturanthropologie standen Pate für die Grundausrichtung des kulturellen Relativismus: so für die intensiven Feldforschungen der Boas-Schülerinnen Ruth Benedict und Margaret Mead, in denen kultur-spezifische Ziele, Zwecke und Verhaltensweisen im Vordergrund standen. Aber sie waren auch Modell für jenen neueren Universalismus, der von der Parallelisierung zwischen der Entwicklung gesellschaftlicher Strukturen und individueller Fähigkeiten lebt: Im Gegensatz zum modernen, wissenschaftlichen Weltbild ließen Mythos und Magie in archaischen Gesellschaften eine Differenzierung von Natur und Kultur, »zwischen den Welten existierender Sachverhalte, geltender Normen und ausdrucksfähiger subjektiver Erlebnisse nicht zu« (Habermas 1981/1, 108). Da Habermas, ähnlich wie siebzig Jahre vor ihm Boas, die universelle Geltung moderner Weltdeutung postuliert und gleichzeitig die Unterschiede zu traditionellen Deutungsmustern nicht im Sinne Levy-Bruhls als logisch gegen prälogisch, sondern als Formen der Ausdifferenzierung interpretiert, ist es nötig, zumindest in groben Zügen zu zeigen, worin die Universalismus-Relativismus-Diskussion Fortschritte gemacht hat.

Wissenschaftshistorisch entscheidend war die etwa von 1950 bis 1970 dauernde Erosion des kulturellen Relativismus: Markierungspunkte sind zunächst die wissenschaftliche Todesanzeige für die Kultur- und Persönlichkeitsforschung durch Lindesmith und Strauss (1950); dann die Umorientierung eines der Betroffenen, Clyde Kluckhohn, zur phänomenologischen Bestimmung kultureller Universalien, vorwiegend durch Bestimmung des »kleinsten gemeinsamen Nenners« (Murdock) aller Kulturen (Kluckhohn 1952). Dieser Universalismus mußte sich jedoch erst entwickeln, ehe er sich durchsetzen konnte. Redfield (1957) führte als erster systematisch die Unterscheidung von »inherent« und »developed«, potentiellen und faktischen Universalien ein. Doch erst mit Parsons' (1971) Konzept der »evolutionären Universalien« (das heißt sich evolutionär durchsetzenden Strukturen sozialer Organisation und individuellen Verhaltens wie »demokratische Assoziation« und »Markt«) war der Rahmen geschaffen, in dem kulturelle Unterschiede als Rückständigkeit beziehungsweise Fortschritt in der Entwicklung interpretiert und dennoch die Idee panhumaner Kulturelemente verfolgt werden konnte. So hat sich der Universalismus in einer neuen Form durchgesetzt, die nicht generelle Phänomene markiert, sondern eine Theorie der Evolution »gattungsspezifischer« Fähigkeiten und Strukturen formuliert. Zum Zeitpunkt seiner Durchsetzung galt es für die Kulturwissenschaften, das formale Ende des Kolonialzeitalters zu reflektieren: Die — zumindest zeitweise — Orientierung neuer Staaten am Modell »moderner« Gesellschaften hatte die Idee kultureller Relativität ad absurdum

geführt (Hildebrandt 1978, 147). Doch mit der Interpretation von individuellen und interkulturellen Unterschieden als eines mehr oder weniger vollständigen Ergebnisses der Aneignung humaner Möglichkeiten hatte der evolutionäre Universalismus der Mesalliance zwischen Theorie der Modernisierung und Praxis des »kulturimperialistischen« Nord-Süd-Verhältnisses nichts entgegenzusetzen. Deshalb mußten sich die eingangs benannten Versuche, der kulturellen Vielfalt auf andere Weise als durch Hierarchisierung gerecht zu werden, als Absage an einlinige Evolutions- und Modernisierungstheorien verstehen. Damit ist in der gegenwärtigen Konkurrenz von KR und EU die wissenschaftshistorische Ablösung zum Teil zurückgenommen; alte Ansprüche werden wieder formuliert, und alte Probleme bleiben.

Folgt man den beiderseits erhobenen Ansprüchen, könnte man nur zustimmen. Die vorwiegend relativistische amerikanische Kulturanthropologie zwischen den dreißiger und den sechziger Jahren ließe sich auf »*Verstehen*« verpflichten: KR ist »das Prinzip, daß Erfahrung von jedem Menschen an Hand seiner Situation, seines Bezugsrahmens und seiner sozialen Normen interpretiert ist, und daß diese Faktoren sowohl Wahrnehmung als auch Deutung so sehr beeinflussen, daß man nicht eine einzige Wertskala auf alle Gesellschaften anwenden kann« (Winick 1968, 454; Übers. T.S.). Die vielen, teils schon interdisziplinär angelegten, vorwiegend soziologischen und psychologischen Universalismus-Theorien (J. Piaget, L. Kohlberg, T. Parsons, A. Inkeles, J. Habermas u.a.) haben ein *utopisches* Moment gemeinsam, dessen Struktur sich schon in J. Piagets frühen entwicklungspsychologischen Schriften findet, jedoch erst Ende der fünfziger Jahre in Form der linguistischen Theorie N. Chomskys meinungsbildend wurde: So wie Sprachfähigkeit (Oberflächenstruktur) erklärt wird durch ein angeborenes Sprachlernsystem (generative Tiefenstruktur), das in allen Menschen gleich vorhanden ist, soll menschliches Denken und Verhalten insgesamt gedeutet werden: »Die Lehre von 'menschlichen Universalien' beansprucht nicht nur, daß das essentiell Humane in uns allen präsent ist, sondern auch, daß es in nichts anderem präsent ist... Die eine Welt scheint — nur graduell unterschiedlich — von allen Menschen angeeignet zu sein, und sie ist offensichtlich allen Menschen verfügbar.« (Gellner 1981, 20; Übers. T.S.)

J. Habermas (1981/1, 85-102) hat die wichtigsten Argumentationen zwischen KR und EU, wie sie in der englischen Rationalitätsdebatte der siebziger Jahre entwickelt wurden, zusammengefaßt. Danach ist es die These eines modernen KR, »daß jedem sprachlich artikulierten Weltbild und jeder kulturellen Lebensform ein unvergleichlicher Begriff von Rationalität innewohnt« (102). Diese — am deutlichsten von P. Winch formulierte — These wendet sich gegen jene *kulturimperialistische* (nach Carnoy 1974, 3) Tendenz moderner Bildung und Wissenschaft, Kriterien der Kontextunabhängigkeit, der logischen Konsistenz, der Offenheit für Alternativen an die Interpretation traditionaler Gesellschaften anzulegen. Dagegen orten die Universalisten in der KR-These *paternalistische* Züge: den Verzicht auf jede Kritik an Lebensumständen, die autoritär und durch Konformitätszwang die Entfaltung der »autonom handlungsfähigen, mit sich identischen Person« (Oevermann 1976, 41) behindert.

Der Paternalismus des KR zwingt zudem zur Aufgabe der »Idee der Wahrheit«, die »gleichviel in welcher Sprache sie formuliert ist, universale Zustimmung« verdiene (Habermas 1981/1, 93).

EU und KR eignen sich damit hervorragend zur Markierung der ideologischen Komponenten der konkurrierenden Position. Trotz der eindringlichen Argumente, die zuletzt Habermas vorgetragen hat, halte ich die Diskussion noch nicht für beendet. Habermas verteidigt den EU und möchte vom KR zwei Komponenten übernehmen: die Kritik an der Dominanz instrumenteller Rationalität im modernen Weltverständnis und die Buchung von »Verlusten« auf dem Weg zur Modernisierung. Dieser Universalismus ist »aufgeklärt« und in der Lage, jede reale Gesellschaft in ihren Pathologien und in ihrer Selektivität gegenüber dem »kulturell angesammelten kognitiven Potential« zu kritisieren (Habermas 1981/2, 449). Doch bleiben zwei Schwierigkeiten: die »kontextfreie« Wissenschaft ist in der Wahrheitssuche auf den Konsens der scientific community angewiesen. Und: Das Evolutionsschema erlaubt es, kulturelle Vielfalt nach Fortschrittskriterien zu ordnen, unterschlägt aber die Dimension der Verschiedenheit. P. Winch fordert die Bereitschaft zum Lernen vom anderen als Voraussetzung für jede Untersuchung einer fremden Gesellschaft; dazu gehöre die gezielte Suche nach Alternativen, die sich der Einordnung in eine Fortschrittsleiter sperren (Winch 1964, 112). Um zu prüfen, welche Chance gegenseitige Aufklärung über Ideologie und die Berücksichtigung beider Dimensionen haben, möchte ich drei typische Diskussionsmechanismen zwischen KR und EU kennzeichnen.

4. Mechanismen der Diskussion zwischen Relativismus und Universalismus

Die Diskussion zwischen KR und EU wird, wie oben angedeutet, auf den beiden Ebenen der Formulierung von eigenen Ansprüchen und der Brandmarkung von Ideologien beim »Gegner« ausgetragen:

	Humanistischer Anspruch	Ethnozentrische Ideologie
Kultureller Relativismus	A: Verstehend	B: Paternalistisch
Evolutionärer Universalismus	C: Utopisch	D: Kulturimperialistisch

Der Gebrauch der Bezeichnungen »humanistisch« und »ethnozentrisch« in der damit gebildeten Vierfeldertafel ist so weit, daß er die Veränderungen in ihrer Bedeutung im Lauf der Herausbildung »weltgesellschaftlicher« Strukturen einschließt: aus Respekt vor dem anderen wurde der Entwurf gemeinsamer Möglichkeiten; aus dem kulturellen Selbstbewußtsein, das anderes gelten läßt, weil es als weniger wichtig gilt, entwickelte sich die Ideologie der heilbringenden Unterwerfung (Schöfthaler 1980). Diese zeitübergreifende Klassifikation erlaubt es, die Grundmechanismen der EU-KR-Diskussion herauszuarbeiten.

Erster Mechanismus: Gegenseitige Blockade von A und C in der entwicklungspolitischen Diskussion, am Beispiel Preiswerk kontra Hauck (1980). Roy Preiswerk ist ein linker Vertreter des neuen Kulturalismus, Gerhard Hauck ein

linker Entwicklungstheoretiker. Preiswerk betreibt einen »relativen kulturellen Relativismus«, das heißt in seinem Entwicklungskonzept dominiert die Identität gleichwertiger Kulturen, eingeschränkt nur von »Grenzen, die bei ausbeuterischem und aggressivem Verhalten gesetzt werden sollen« (Preiswerk 1980, 170). Hauck setzt auf die universelle Gültigkeit sozialistischer Entwicklungskonzepte und begründet dies mit der These, kulturell ähnliche Phänomene wie kleine Warenproduktion in Indien und China seien nur im Fall gesellschaftlicher Planung entwicklungsfördernd (Hauck 1980, 576).

Eine Ebene der Verständigung scheint hier nicht vorhanden zu sein. Preiswerk wendet sich gegen jeden »kulturellen Evolutionismus« und auch dagegen, »eine bestimmte Form von Sozialismus *a priori* als Forderung für alle Kulturen der Welt *normativ* aufzustellen« (Preiswerk 1980, 727); er begründet an heterogenen Beispielen die These, Entwicklung sei nur bei gleichgewichtiger Berücksichtigung von self-reliance, kultureller Identität und Befriedigung von Grundbedürfnissen möglich. Hauck moniert die »schwammige« Begrifflichkeit eines solchen Konzepts und stellt dem die Klarheit einer Orientierung an der Entwicklung von Produktivkräften und der Forderung nach Enteignung des Großkapitals entgegen. Diese Polarisierung verhindert die Klärung der Unschärfen beider Konzepte; was sie leistet, ist nicht mehr als die Aufdeckung von Schwächen der jeweils anderen Position — dies aber um den Preis eines Verlustes an Überzeugungskraft der eigenen, linken und humanistischen Ansprüche.

Zweiter Mechanismus: A-D-B, am Beispiel von Margaret Meads KR. Verstehen einer anderen Kultur setzt eine Kritik ethnozentrischer Klassifikationen voraus (A). Als wissenschaftliches Erkenntnisinteresse rechtfertigt es sich in der Kritik kulturimperialistischer Tendenzen in einlinigen Theorien gesellschaftlicher Evolution (D). So fragt Mead nach dem Grund dafür, die »zivilisierte« Fähigkeit zur thermonuklearen Vernichtung der Menschengattung evolutionär höher als die ökologischen Überlebenskulturen der Eskimos einzustufen (Mead 1966, 155ff.). Mead insistiert darauf, kulturelle Unterschiede dürfen nicht vorrangig evolutionär gedeutet werden. Sie entwirft dazu ein dreistufiges Modell von Evolutionen: Entstehung von Zivilisationen seit dem Paläolithikum; multi-lineare Zivilisationsprozesse unter kulturell verschiedenen Bedingungen; Mikro-Evolutionen innerhalb von zwei Generationen. Ihr besonderes Interesse gilt der dritten Ebene, auf der dem an Neuerungen interessierten Individuum eine besondere Rolle zukommt (170ff.). In den frühen Studien zu kleinen Völkern in der Südsee hat Mead besonders eindrücklich die humanistische Komponente dieses Ansatzes entwickelt: Sie stellt die kulturell gewachsenen Schranken zwischen Rassen, Geschlechtern und Klassen durch den Nachweis unterschiedlicher Formen von Integration und Rollenverteilung in Frage. Doch führt die Orientierung an Vielfalt zu bemerkenswerten Inkonsistenzen: Auf der einen Seite betont Mead die prägende Rolle von Kulturen und damit die Grenze erzieherischer Veränderungsmöglichkeiten, auf der anderen Seite postuliert sie ein »allgemeines menschliches Temperament«, dessen Potential durch Erziehung ausgeschöpft werden könne. In Meads Werk wird diese Spannung nur notdürftig mit einem naturalistischen Begabungsbegriff über-

brückt: In jeder Kultur gebe es besonders begabte und ideenreiche Individuen, deren Förderung für Mikro-Evolutionen wesentlich sei (vgl. Schöfthaler 1981, 317f.). Für die Menschheit insgesamt fordert sie die Erhaltung von »primitiven Kulturen«, da sie als »training schools« zum besseren Verständnis moderner komplexer Lebensformen nötig seien (Hildebrandt 1978, 137). Die paternalistische Grundstruktur (B) dieser heterogenen Verbindung von Milieuthese, Begabungsdenken und methodologischem Individualismus zeigt sich in der Forderung an die »zivilisierten« Nationen, das Überleben der Primitivgesellschaften zu garantieren (Mead 1966, 323f.).

In der Auseinandersetzung mit dem EU läßt sich Mead auf die These ein, es gebe kulturelle Bedingungen, die individuelle Entwicklung förderten, und solche, die sie hemmten (Mead 1966, 82). Doch einen Maßstab, an Hand dessen darüber zu urteilen wäre, entwickelt sie nirgendwo explizit, so daß den ethnozentrischen Einflüssen ihrer eigenen Kultur keine Systematik entgegensteht und ihre Kritiker mit einiger Berechtigung den humanistischen Anspruch in Frage stellen (Hildebrandt 1978, 149 A. 8).

Dritter Mechanismus: C-B-D, am Beispiel von Jean Piagets EU. Utopische Sozialentwürfe (C) sind eine Form der Kritik »kultureller Errungenschaften«. Ihr humanistisches Motiv wird besonders deutlich in der Kritik paternalistischer Bestandsideologien (B). So war Jean Piaget besonders in seinen Schriften der 30er und 50er Jahre geprägt von der Überzeugung, Denken sei Verinnerlichung sozialen Handelns; es sollten deshalb gesellschaftliche Bedingungen geschaffen werden, die frei von Zwang und offen für gleichgewichtige Kooperation seien, um die geistige Entwicklung des Individuums zu fördern und dessen »Fähigkeit zur Kritik und zur kritisch-utopischen Transformation der Gesellschaft« zu begründen (Harten 1977b, 139). So ist Piagets gesamter Entwurf der geistigen Entwicklung, von der frühen Stufe vorsprachlicher Intelligenz des Säuglings bis zur frei beweglichen formalen Intelligenz des Erwachsenen, der sich von der Bindung an Gegebenheiten seiner Umwelt löst (durch Bildung von Hypothesen über gedanklich vorweggenommene Alternativen), ein einziges Plädoyer für Befreiung vom Zwang sozialer Verhältnisse. Sie ist »eine Theorie der Kompetenz: sie versucht, die emanzipatorischen Möglichkeiten der Erkenntnisentwicklung herauszufinden und interessiert sich nicht für die konkrete Erkenntniswirklichkeit« (Harten 1977a, 144). Damit ist Piagets Theorie zugleich universalistisch (gattungsspezifische Möglichkeiten) und normativ (für den Abbau entwicklungshemmender Faktoren). Ihr kritisches Potential ist jedoch auf doppelte Weise ethnozentrisch gebunden: Sie gründet sich auf formale Freiheitsvorstellungen, wie sie in westlichen Industriegesellschaften entwickelt wurden; so interpretiert Piaget die Sozialisation in »primitiven« Gesellschaften als fortschreitende Etablierung von Zwang, während er in »zivilisierten« Gesellschaften fortschreitende Autonomie zu erkennen glaubt (Piaget 1947, 3f.). Zudem hat Piaget »nie ein wirklich gesellschaftliches Verständnis von Wissenschaft gehabt«, sondern einem »letztlich positivistischen Wissenschaftsbegriff angehangen« (Harten 1977b, 145); moderne westliche Wissenschaft — besonders in ihrer kybernetisch formalisierten Fassung — erschien ihm bald als Inbegriff einer Verwirklichung der höchstentwickelten kognitiven

Fähigkeiten. Das Fehlen einer theoretischen Verknüpfung zwischen der utopischen Konzeption und der Vielfalt tatsächlicher Verhaltensweisen führte zur impliziten Setzung evolutionärer Hierarchien von gesellschaftlichen Strukturen; die wirkliche Geschichte der Menschheit wurde analog zur möglichen individuellen Geschichte der Entwicklung freier kritischer Intelligenz konstruiert. Auf die Ergebnisse kulturvergleichender Studien, in denen das weitgehende Fehlen der höchsten Stufe formaler Intelligenz bei Individuen aus nichtwestlichen Gesellschaften konstatiert wurde (Dasen/Heron 1981, 332-335), reagierte Piaget als ethnozentrischer Europäer: Er betonte den Status seiner Theorie als Theorie der Kompetenzentwicklung und formulierte die These von der nur partiellen Realisierung dieser Kompetenz entsprechend den subjektiv unterschiedlichen Lebensbedingungen — dies aber nur für Individuen aus Industriegesellschaften (Piaget 1970, 154f.); und er zog den Schluß, daß formale logische Strukturen »der Logik der sogenannten primitiven Gesellschaften ... unbekannt zu sein scheinen und daß diese nicht nur eine ontogenetische Geschichte, sondern auch eine an die Evolution der Kultur und der kollektiven Vorstellung gebundene Geschichte haben« (Piaget 1955, Übers. bei Müller 1977, 185). So scheitert der utopische Ansatz von Piaget mit seiner Abwehr paternalistischen Bestandsdenkens an seiner mangelnden Bereitschaft, das kulturell Andersartige in seinem Eigensinn wahrzunehmen; er erliegt einer ethnozentrischen Wendung, die deutliche Züge kulturimperialistischer Ideologie (D) trägt. Dieser Mechanismus ist auch durch Habermas' Einwurf nicht entkräftet, man solle »die Unterschiede zwischen mythischem und modernem Denken nicht auf der Ebene logischer Operationen«, sondern der jeweiligen umfassenden Weltbilder sehen (Habermas 1981/1, 74f.). Solange diese Weltbilder — wie bei Habermas — als evolutionäre Folge kultureller Strukturen gelten, die der »fortschreitenden Entbindung des im kommunikativen Handeln angelegten Rationalitätspotentials« dienen (Habermas 1981/2, 285), während für die zugestandenen »Pathologien« der modernen Gesellschaft (480ff.) keine Perspektive des Lernens von historisch überkommenen Weltbildern gezeichnet wird, scheint der Mechanismus nicht anders als bei Piaget zu funktionieren.

Die Blockaden und ideologischen Wendungen in allen drei beschriebenen Mechanismen der Diskussion zwischen KR und EU lassen sich auf zwei Grundprobleme reduzieren: Relativistischen Positionen fehlt es an evolutionär begründeten Außenkriterien (wie Produktivkraftentwicklung, Freiheit) bei der Deutung kultureller Ordnungen. Damit verbunden ist die Gefahr einer Verstärkung der Legitimität sozialer Systeme von außen — einfach durch das Fehlen zureichend kritischer Maßstäbe. Gleichzeitig wird der Schein einer kulturellen Autonomie gefördert und die kulturimperialistischen Durchdringungsprozesse, die bekämpft werden sollen, werden oft gar nicht mehr erkennbar. Eine Forderung wie »Laßt die Kulturen der Dritten Welt doch in Frieden!« ist unrealistisch in einer Zeit, in der dies nur noch um den Preis musealer Insulation möglich wäre. Bei universalistischen Positionen fehlt es an zureichenden Innenkriterien (wie Situationsangemessenheit, Äquivalenz) kulturell unterschiedlicher Lebensformen. Damit verbunden ist die Gefahr einer Verstärkung der Legitimität jenes sozialen und kulturellen Systems, das der Theoretiker entwe-

der an die Spitze seiner evolutionären Hierarchie setzt oder in dem er das gattungsspezifische Potential am deutlichsten ausgeschöpft sieht. So fehlen Kriterien zur Kritik eines Kulturimperialismus, der neokolonialen Beziehungen das Prädikat einer »Entwicklungspolitik« verleiht.

5. Konsequenzen für eine ideologiebewußte Kulturdiskussion

5.1. Die ideologische Zwickmühle erkennen: Leclerc (1973, 127) hat gezeigt, wie »die amerikanischen Kulturalisten der Politik ihrer Regierung jene Argumente des guten Gewissens geliefert haben, die dazu dienten, die Kolonialmächte der alten Welt abzukanzeln und für ihre Urheber zur gleichen Zeit ökonomisch von Nutzen waren«. Diese Kritik an kulturelrelativistischer Verschleiерung imperialistischer Politik kann heute erweitert werden um die an der universalistischen Umdeutung ungleicher internationaler Beziehungen. Eine theoretisch noch so gut begründete Entscheidung für KR oder EU greift deshalb zu kurz, wenn sie nicht einen Weg aus dieser ideologischen Zwickmühle sucht.

5.2. Den strategischen Pakt mit dem vermeintlichen Gegner schließen: Kulturverstehende Theorie bedarf eines zumindest in der Tendenz universalistischen Maßstabs, der das Faktische seiner natürlichen Legitimität beraubt. Und: Utopische Theorie des Wegs zur Befreiung des Menschen bedarf eines interpretativen, in der Tendenz relativistischen Verfahrens zur Deutung kultureller Besonderheiten, das die Überhöhung einer Kultur zur »besten aller Welten« zu erschüttern vermag. In der Sprache der oben gezeichneten Vierfeldertafel: A und C paktieren gegen B; C und A gegen D.

5.3. Aus »Grenzen« der Kritik Maßstäbe für ihre Revision gewinnen: Habermas hält den neuen relativistischen Verfahren einer verstehenden Soziologie (z.B. Ethnomethodologie) vor, sie könnten mit ihrem »kulturalistischen Lebensweltbegriff« nicht über »Reformulierungen eines mehr oder weniger trivialen Alltagswissens« hinausgelangen (1981/2, 223). Dagegen seien die EU-Konzepte einer Steigerung von Steuerungskapazität sozialer Systeme und von Rationalisierung der Lebenswelten Maßstäbe, die Deformationen in allen gegebenen Kulturen und Gesellschaften als Abweichungen vom Ideal erkennen ließen (227f., 285ff.). Diese Kritik finde ihre Grenzen in der Bindung des Interpretierten an die Traditionen seiner eigenen Lebenswelt und an den Gehalt der kritisierten Kultur (Habermas 1970, 300f.). Doch sind diese vermeintlichen Grenzen gerade notwendig, um die Theorie nicht in »soziologischen Ästhetizismus« abgleiten zu lassen, der den Kontakt mit den harten Lebenswirklichkeiten zu verlieren droht (Geertz 1973, 30). Diese Grenzen markieren den »Eigensinn« aller Kultur (Negt/Kluge 1981); wo sie sich dem utopischen Konzept sperrt oder dessen humanistischen Anspruch (wie im Fall Piaget) brüchig werden läßt, drängt sie auf Revision der kritischen Maßstäbe. Das Konzept eines Universums besserer Möglichkeiten bedarf der kontinuierlichen Revision durch die Realität.

5.4. Stufenleitern besserer Möglichkeiten entwickeln: Piaget hat eine Stufenleiter der Entwicklung wissenschaftlichen Denkens formuliert, die die Möglichkeiten seiner Befreiung von egozentrischen Verzerrungen, möglichen Täuschungen der Wahrnehmung und Bindungen an Konventionen beschreibt. Ha-

bermas hat Ähnliches für Kulturen und Gesellschaften geleistet, indem er eine Stufenleiter gleichzeitigen Fortschritts in der Effektivität sozialer Organisation und Befreiung zu lebensweltlicher Verständigung konstruierte. Beide Modelle eignen sich dazu, in der Realität Faktoren der Behinderung solcher Entwicklungen aufzuspüren; sie sind Hierarchien in kritischer Absicht, und sie sind in ihrem Maßstab weit besser diskutierbar als jede Kritik, die sich an punktuellen Zielen orientiert (z.B. Preiswerk).

5.5. Die Spannweite realisierter Alternativen entdecken: In der kulturvergleichenden Psychologie hat sich das methodische Prinzip der »Maximierung der systematischen Varianz« durchgesetzt (Eckensberger 1970, 82-88). Zum Beispiel: Wenn man wissen will, welche Beziehung zwischen emotionalen Störungen bei Kindern und dem Alter ihrer Entwöhnung besteht, vergleicht man am besten Fälle aus ganz verschiedenen Kulturbereichen miteinander. Damit wird man jedoch den verschiedenen Lebenswelten nicht gerecht. Es gilt daher, dieses Prinzip auszuweiten und zusätzlich detaillierte Beschreibungen kulturell geprägter Mutter-Kind-Beziehungen anzufertigen, um die Breite an Möglichkeiten zu entdecken, die hinter der formalen Fragestellung steckt.

So betreibt kulturalistische Sozialwissenschaft in der Tradition Margaret Meads gegenwärtig eine Suche nach kulturellen Varianten und Alternativen etwa von Formen wissenschaftlichen Denkens oder sozialer Verständigung und erweitert damit die Grundlage jeden Nachdenkens über »bessere Möglichkeiten«.

5.6. Die »besseren Möglichkeiten« kritisieren: Universalistische Theorien besserer Möglichkeiten haben die Tendenz, sich gegen Kritik abzuschotten. Sie sind so formuliert, daß das Wirkliche nur als unvollständige Realisierung erkennbar wird und können daher — wie Habermas mehrfach warnt — einer ideologischen Überhöhung »moderner« Lebensverhältnisse dienstbar gemacht werden. Es ist daher notwendig, die Relevanz der universalistisch formulierten Ziele in verschiedenen sozialen und kulturellen Strukturen zu bestimmen. So konnte beispielsweise Osterloh (1974) das in unserer Perspektive wünschbare Ziel einer maximalen Verbalisierung von Individualität dadurch in Frage stellen, daß er die unterschiedliche Bedeutung des elaborierten Redens über Kollektiv und Individuum in vorindustriellen und industriellen Kulturen miteinander verglich. Ähnliche Unternehmungen zum unterschiedlichen Gebrauch formaler Intelligenz (Wober 1974) weisen in die gleiche Richtung einer Revision universalistisch formulierter »besserer Möglichkeiten«.

5.7. Die realisierten Alternativen kritisieren: Relativistische Theorien haben die Tendenz, kulturelle Vielfalt zu beschreiben: Sie zeichnen ein Spektrum von Sozialität und Lebensäußerungen, in das explizit — wie in Preiswerks Konzept kultureller Identität — meist nur »minimale« Wertungen eingehen. Das kommt dem schlechten Gewissen der europäischen Linken ebenso entgegen wie der neueren Tendenz, Exotisches wie indische Mystik oder indianische Kosmologie zu konsumieren. Eine noch so fehlbare universalistische Suche danach, welche wünschbaren Entwicklungen unter gegebenen kulturellen Bedingungen gefördert oder behindert werden, kann schon daran hindern, die Ganzheit verschiedener Kulturen durch Plazierung im Warensortiment der

Weltgesellschaft zu zerstören. Eine Maximalisierung punktueller Kritik beispielsweise an »offensichtlicher Ausbeutung« hin zur Perspektive eines utopischen Sozialismus kann dabei helfen, falsche Solidarität mit jenen zu vermeiden, die von der Konservierung kultureller Identitäten profitieren.

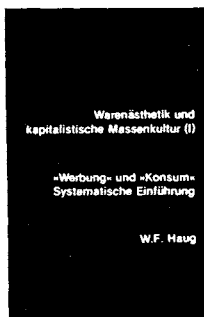
5.8. *Von fremden Kulturen lernen:* In gegenseitiger Fixierung können universalistische und relativistische Perspektiven wenig dazu beitragen, die Gefahr einer Erosion kultureller Vielfalt in der »Weltgesellschaft« zu erkennen und Änderungswissen zu produzieren. Als zwei Seiten humanistisch orientierter Kulturwissenschaft können sie Konzepte einer Entfaltung menschlicher Möglichkeiten formulieren, in denen sowohl der Widerstand gegen Veränderer als auch die Veränderung gegen Bewahrer ihren Platz haben. Daß alle bisherigen Fortschrittstheorien noch weit davon entfernt sind, die Idee evolutionärer Universalien einzulösen, zeigt sich an der Diskussion um das Naturverhältnis indianischer Völker in Lateinamerika: Der universelle Anspruch eines Weltbilds der Naturbeherrschung wird in Frage gestellt durch ein evolutionär keineswegs überwundenes Weltbild ökologischer Integration von Mensch und Natur (Grünberg 1982). In diesem Kontrast erscheinen noch ganz andere Pathologien der modernen Gesellschaft als die der »kognitiven Vereinseitigung«, die Habermas untersucht. Äußerste Form dieser Pathologien wäre die, daß die evolutionären Errungenschaften der »modernen« Gesellschaften davon zehrten, daß sie *nicht* weltweit ausgedehnt werden, daß beispielsweise die für das Weltklima unentbehrlichen tropischen Regenwälder weiterhin von Völkern mit einem Sinn für ökologische Harmonie bewohnt bleiben (Mansilla 1981). Damit ist »Lernen von fremden Kulturen« nicht mehr bildungsbürgerlicher Luxus, sondern überlebensnotwendig geworden.

Literaturverzeichnis

- Barnouw, Victor, 1973²: Culture and Personality, Dorsey, Homewood, Ill.
- Berliner Institut für vergleichende Sozialforschung (B.I.V.S.) (Hrsg.), 1982: Das Elend der Modernisierung — Die Modernisierung des Elends. Unterentwicklung und Entwicklungspolitik in Lateinamerika. B.I.V.S., Berlin/W.
- Berry, J.W., 1974: History and method in the cross-cultural study of cognition. In: J.W. Berry/P.R. Dasen, Culture and Cognition. Methuen, London, 1-23
- Beuchelt, Eno, 1974: Ideengeschichte der Völkerpsychologie. Hain, Meisenheim
- Carnoy, Martin, 1974: Education as Cultural Imperialism, McKay, New York
- Dasen, P.R./Heron, A., 1981: Cross-Cultural Tests of Piaget's Theory. In: H.C. Triandis/A. Heron (Hrsg.), Handbook of Cross-Cultural Psychology, Vol. 4 Developmental Psychology. Allyn & Bacon, Boston, 295-341
- Eckensberger, Lutz H., 1970: Methodenprobleme der kulturvergleichenden Psychologie. SSIP, Saarbrücken
- Fishman, Joshua A.: Language and Ethnicity. In: Giles (Hrsg.) 1977, 15-57
- Geertz, Clifford, 1973: The Interpretation of Cultures. Basic Books, New York
- Gellner, Ernest: General Introduction: Relativism and Universals. In: B. Lloyd/J. Gay (Hrsg.) 1981, Universals of Human Thought. Cambridge University Press, Cambridge, 1-20
- Giles, Howard (Hrsg.), 1977: Language, Ethnicity, and Intergroup Relations. Academic Press, London
- Grünberg, Georg, 1982: Praktische Ethnologie und rurale Entwicklung in Paraguay. In: Indianer in Lateinamerika. Neues Bewußtsein und Strategien der Befreiung. Dokumente der zweiten Tagung von Barbados. Hammer, Wuppertal/Gelnhausen, 214-231

- Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ) / Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ) (Hrsg.), 1981: Landwirtschaftliche Beratung. Band 1: Grundlagen und Methoden. GTZ, Eschborn
- Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ), 1982: Bildung und ländliche Entwicklung. GTZ (Mskr.), Eschborn
- Habermas, Jürgen, 1973: Der Universalitätsanspruch der Hermeneutik (1970). In: Ders., Kultur und Kritik. Suhrkamp, Frankfurt, 264-301
- Ders., 1981: Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1 und 2. Suhrkamp, Frankfurt
- Harten, Hans-Christian, 1977a: Kognitive Sozialisation und politische Erkenntnis. Piagets Entwicklungstheorie als Grundlage einer Theorie der politischen Bildung. Beltz, Basel/Weinheim
- Ders., 1977b: Der vernünftige Organismus oder gesellschaftliche Evolution der Vernunft. Zur Gesellschaftstheorie des genetischen Strukturalismus von Piaget. Syndikat, Frankfurt
- Hartnack, Christiane, 1982: Außereuropäische Kulturen und Kolonialismus. In: Peripherie 8, 5-13
- Hauck, Gerhard, 1980: Fromme Sprüche statt eines entwicklungspolitischen Konzepts. Anmerkungen zu Roy Preiswerk. In: *Das Argument* 122, 573-577
- Haug, Wolfgang Fritz, 1980: Standpunkt und Perspektive materialistischer Kulturtheorie. In: Argument-Sonderband AS 47, Materialistische Kulturtheorie und Alltagskultur, Berlin 1980, 6-27.
- Ders., 1981: Strukturelle Hegemonie. In: *Das Argument* 129, 628-648
- Hildebrandt, Hans-Jürgen, 1978: Kritische Bemerkungen zum Kulturrelativismus und seiner Rezeption in der deutschen Ethnologie. In: KZfSS 30, 136-157
- Holloman, Regina E.: The Study of Ethnicity: An Overview. In: R.E. Holloman/S.A. Arutiov (Hrsg.) 1978: Perspectives on Ethnicity. Mouton, The Hague, 3-9
- Kallscheuer, Otto, 1981: Wie von Gramsci lernen? In: *Das Argument* 130, 843-849
- Kluckhohn, Clyde, 1952: Universal Categories in Culture. In: Sol Tax (Hrsg.), 1962: Anthropology Today. University of Chicago Press, Chicago, 304-320 (Erste Veröffentlichung 1952)
- Leclerc, Gerard, 1973: Anthropologie und Kolonialismus. München
- Lerner, Daniel, 1964: The Passing of Traditional Society. Glencoe, New York
- Levine, Robert A., 1973: Culture, Behavior, and Personality. Aldine, Chicago
- Ders. (Hrsg.), 1974: Culture and Personality. Aldine, Chicago
- Lindesmith, Alfred R./Strauss, Anselm, 1950: Zur Kritik der »Kultur-und-Persönlichkeitsstruktur«-Forschung. In: E. Topitsch (Hrsg.) 1967⁴: Logik der Sozialwissenschaften. Kiepenheuer, Köln/Berlin, 435-453 (Erstveröffentlichung 1950)
- Luhmann, Niklas: Die Weltgesellschaft. In: Ders., 1975: Soziologische Aufklärung 2. Westdeutscher Verlag, Opladen, 51-71
- Mansilla, H.C.F., 1981: Kollektive Identität, gesellschaftliche Wahrnehmung natürlicher Ressourcen und Entwicklungsziele in Lateinamerika. In: *Das Argument* 130, 823-837
- Mead, Margaret, 1966³: Continuities in Cultural Evolution. Yale University Press, New Haven/London
- Metscher, Thomas, 1980: Kultur und Ideologie. In: Argument-Sonderband AS 47: Materialistische Kulturtheorie und Alltagskultur, Berlin 1980, 47-75
- Müller, Rudolf Wolfgang: Piagets genetische Begründung der Rationalität und ihres Subjekts. In: Ders., 1977: Geld und Geist. Campus, Frankfurt/New York, 173-190
- Negt, Oskar/Kluge, Alexander, 1981: Geschichte und Eigensinn. Zweitausendeins, Frankfurt
- Oevermann, Ulrich, 1976: Piagets Bedeutung für die Soziologie. In: Hommage à Jean Piaget zum achtzigsten Geburtstag. Klett, Stuttgart, 36-41
- Osterloh, Karl-Heinz, 1974: Sprachverhalten und Sozialisation in vorindustriellen Kulturen. In: Die Dritte Welt 3, 332-355
- Parsons, Talcott, 1971: The System of Modern Societies. Prentice Hall, Englewood Cliffs, N.J.
- Piaget, Jean, 1947: The moral development of the adolescent in two types of society: primitive and »modern«. Unesco, Paris
- Ders., 1970: L'évolution intellectuelle entre l'adolescence et l'âge adulte. In: 3rd International Convention and Awarding of Foneme Prizes 1970. Milan, 149-156
- Preiswerk, Roy, 1980: Kulturelle Identität, Self-Reliance und Grundbedürfnisse. Und: Wo ist denn nun das entwicklungspolitische Konzept? Anmerkungen zu »frommen Sprüchen« darüber. In: *Das Argument* 120, 167-178; und *Das Argument* 123, 726-727

- Projekt Ideologie-Theorie (PIT), 1979: Theorien über Ideologie. Argument-Sonderband AS 40, Berlin
- Redfield, R., 1957: The universally human and the culturally variable. In: J. Gen. Educ. 10, 150-160
- Ropohl, Udo, 1980: Zu den drei alternativen Kulturen. In: Argument-Sonderband AS 47, Materialistische Kulturtheorie und Alltagskultur, Berlin 1980, 192-202
- Rudolph, Wolfgang, 1968: Der kulturelle Relativismus. Duncker & Humblot, Berlin
- Schöfthaler, Traugott: Über die Mehrdeutigkeit von Ethnozentrik in der Weltgesellschaft. In: G. Grohs, J. Schwerdtfeger, Th. Strohm (Hrsg.), 1980: Kulturelle Identität im Wandel. Klett, Stuttgart, 322-330
- Ders., 1981: Traditionale Sozialisation und Erziehung. In: Zeitschrift für Pädagogik, 16. Beiheft, 316-320
- Winch, Peter, 1964: Was heißt »eine primitive Gesellschaft verstehen«? In: H.G. Kippenberg/B. Luchesi (Hrsg.), 1978: Magie. Suhrkamp, Frankfurt, 73-119 (Erste Veröffentlichung 1964)
- Wober, Mallory, 1974: Towards an understanding of the Kiganda concept of intelligence. In: J.W. Berry/P.R. Dasen (Hrsg.), Culture and Cognition. Methuen, London, 261-280
- World Bank 1974: Education Sector Working Paper. Second Edition. Washington
- World Bank 1980: Education Sector Policy Paper. Third Edition. Washington



Wolfgang Fritz Haug:
Warenästhetik und kapitalistische Massenkultur (I)

»Werbung« und »Konsum«
 Systematische Einführung in die Warenästhetik

Die Warenästhetik ist eine der großen sozialen Mächte. Ihre von Haug in der »Kritik der Warenästhetik« 1971 erstmals zusammenhängend entworfene Theorie liegt nun in ausgereifter Form vor. Die Neubegründung vermeidet »Ökonomismus« und stellt den Anschluß an die Analyse des Alltagslebens, an Kultur- und Ideologietheorie und Ökologie her und bezieht die semiotische Dimension ein. 232 Seiten, Pb. 16,- DM, Ln. 19,80



Materialistische Kulturtheorie und Alltagskultur

»In der BRD findet seit einiger Zeit eine intensive Debatte um ... fortschrittliche Kultur statt. Unterschiedliche Positionen sind in diesem Argument-Sonderband zum produktiven Meinungsstreit versammelt worden. Im ersten Teil versuchen verschiedene, aufeinander kritisch Bezug nehmende Beiträge, grundsätzliche Begriffe einer materialistischen Kulturtheorie zu erarbeiten. ... vermögen einige Beiträge im zweiten Teil zu konkreten Kulturphänomenen die Notwendigkeit und Fruchtbarkeit bestimmter theoretischer Ansätze in der Anwendung deutlich zu machen.« Stefan Howald (Tagesanzeiger, Zürich).

Argument-Sonderband AS 47
 16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)

Jugendkulturen und Jugendstile

Seit der Vorveröffentlichung wichtiger Teilergebnisse der Shell-Studie »Jugend '81« durch den Mitautor J. Zinnecker in »päd.extra sozialarbeit« 12/1981 hat die Auseinandersetzung um Jugendsoziologie als möglichem Mittel politischer Gegenaufklärung ein neues Objekt und eine neue/alte Kampfstätte gefunden. Was im Innenteil und im Leserforum von »päd.extra sozialarbeit« bisweilen wie persönliche Abrechnung der Kollektivmitglieder aussieht (mit den Marburgern und Shell-Machern J. Zinnecker und W. Fuchs einerseits und den Westberlinern M. Liebel und H. Lessing andererseits), ist die Kontroverse um emanzipatorische Humanwissenschaft in Großprojekten und in der Auftragsforschung, um die Frage, ob die Identität von politischer Untersuchungsarbeit, politischem Kampf und empirischer Sozialforschung herstellbar ist, und um die Chancen für Betroffenenwissenschaft, ihre Ergebnisse institutioneller Kontrolle und staatlichem Ideologieplanen unverwertbar zu machen. Bei dieser notwendigen Auseinandersetzung wurde weitgehend vernachlässigt,

1. daß in der Studie die kontroverse Diskussion der Macher um das Wie der Umfrageforschung und insbesondere um das Wie der Einbeziehung der Jugendlichen publiziert ist (Shell-Jugendwerk 1981, Bd.2, 272ff.),
2. daß im Gegensatz zur vorherrschenden formalen westdeutschen Jugendsoziologie weder auf die Ergebnisse von Großuntersuchungen aus den USA oder Großbritannien statt auf solche der BRD verwiesen, noch deren fixe Idee der Priorität der altershomogenen Gruppe in der jugendlichen Sozialisation nachgebetet wird,
3. daß allerdings die Veröffentlichung der Transformationsprobleme des Forschungs-Teams bei der Adaption des ethnographischen Ansatzes des Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) für jugendliche Subkulturen in der Bundesrepublik noch aussteht,
4. daß schließlich mit den geschilderten Phantasien, Träumen oder phantasierten Ausbruchsversuchen jugendlicher empirische Belege für die bisher eher theoretisch abgeleiteten Verhaltensweisen eines neuen jugendlichen Sozialisationstypus vorzuliegen scheinen (ebd., Bd.3, 413ff.).

Um Kritik am Stand der westdeutschen nicht-formalen Jugendforschung produktiv zu machen, soll hier der Versuch der Integration von sozialpsychologischen und ethnographischen Ansätzen der Jugendforschung gemacht werden. Eine solchermaßen integrierte Jugendforschung richtet sich auf die Selbstaufklärung der Betroffenen und hat eine praktische Theorie als Erkenntnisziel, die zur gemeinsamen Artikulation und kulturell-hegemonialen Aktivierung der sich gegenwärtig eher blockierenden sozialen Bewegungen und Kulturen (wie etwa der Blockade Hausbesetzer versus traditionelle Organisationen der Arbeiterbewegung) beitragen kann. Im folgenden soll zunächst (Teil 1) in Form der Kritik des Ansatzes vom narzißtischen Sozialisationstypus (NST) ein sozialpsychologischer Zugang zur Erklärung der Herausbildung von Motivstrukturen in der frühen Biographie geschaffen werden. Im 2. Teil wird dieser sozialpsycho-

logische Ansatz mit ethnographischen, soziologischen Analysen jugendlicher Subkulturen und subkultureller Stile konfrontiert, um trotz der geringen Signifikanz der Subkulturen für die Mehrzahl der Gleichaltrigen zu Aussagen über das individuelle und kollektive Widerstandspotential der neuen sozialen Praxen kommen zu können. So hat der Ansatz auch für soziale Bewegungen Aussagekraft, wenn diese sich aus subkulturellen Gruppen zusammensetzen und insoweit sie homologe Prozesse kollektiver Stilbildung aufweisen (Häuserkampf, Männer- und Frauenbewegung, Punkszene).

1. Vom autoritären Scheißer zum oralen Flipper?

Seit H. Kohuts psychoanalytischer Interpretation der in den 70er Jahren in der BRD zunehmenden Tendenz zu Verhaltensstörungen und Selbstzerstörung Jugendlicher (Kohut 1973) und der Popularisierung dieses Ansatzes durch H.J. Döpps Aufsatz in »päd.extra« (Döpp 1978) hat sich eine ebenso betroffene wie skeptische Diskussion der behaupteten narzißtischen Motivstrukturen entwickelt. Unbestritten ist die empirische Relevanz der bei Kohut in ihrem biographischen Sinn beschriebenen Verhaltensweisen; vergleichsweise einmütig ist ebenfalls die Einschätzung der politischen Ambivalenz der narzißtischen Apathie (vgl. etwa die Diskussionsüberblicke bei Häsing u.a. 1979 oder v. Werder 1980). Zusammenfassend ließen sich folgende neue Aspekte psychischer Verelendung als NST kennzeichnen:

A. Das als narzißtische Störung umschriebene Verhalten ist nicht identisch mit der eitlen Selbstgefälligkeit, die üblicherweise mit Narzißmus bezeichnet wird. Es ist die Orientierung an einem allmächtigen Ich-Ideal und das strukturelle Auseinanderfallen von Ich-Ideal und dessen Bewertung der eigenen begrenzten Realisierungs- und Handlungsmöglichkeiten. Die Handlungsfähigkeit wird von einem dominierenden Symbiosestreben gegenüber der sozialen Umgebung gebunden und beansprucht einen Großteil der psychischen Energien. Die so entstehenden Trennungängste und Enttäuschungsgefühle und deren Tendenz zur Dauerunzufriedenheit werden nicht als Konfliktlagen aufgearbeitet; es bildet sich vielmehr ein Sich-vom-Leibe-Halten der subjektiven und realen Zwänge heraus. Solche Vermeidungspraxen sind das Streben nach Selbstbefriedigung — nicht nach Objektbefriedigung; die Realitätsflucht in Situationen, die die Gefahr eines Scheiterns erscheinen lassen; die Abwertung der traditionellen mittelständischen Ordnungs- und Leistungsprinzipien und damit im Zusammenhang die Verdrängung von Schuldgefühlen, die aus dem Verzicht auf Realitätsprüfung resultieren (vgl. Ziehe 1975, 163ff.).

B. Der narzißtischen Motivstruktur und den aus ihr resultierenden Verhaltenseigenschaften entsprechen homologe und stabilisierende Strukturen der dominierenden kapitalistischen Massenkultur und der darin inkorporierten Stammkulturen. Die Liberalisierung der Sexualität und die massive Erotisierung der Warenästhetik senken den Energieaufwand in den Partnerbeziehungen und setzen ihn für die narzißtische Verarbeitung frühkindlicher Allmachtsphantasien und Trennungängste frei. Die in der Phase relativer Prosperität energisch expandierende Freizeitindustrie bietet den sozialen Bedürfnissen jugendlicher Waren an, die als modische und expressive Zeichen die Selbstdar-

stellung und -zuordnung und die narzißtische Befriedigung steigern. Die Rock- und Drogenszenen sind subjektive Versuche, die eigene Bedürfnisstruktur und Sinnlichkeit rauschartig zu erweitern. Als Produkt historischer gesellschaftlicher Bedingungen ändert sich auch die Familienstruktur und insbesondere die frühkindliche familiäre Sozialisation. Bislang konnte psychoanalytisch davon ausgegangen werden, daß die elementare Bedeutung der frühen Mutter-Kind-Beziehung durch spätere Konflikte mit dem Vater aufgebrochen wurde (so ließe sich die 68er Revolte auch als Ende der faschistischen kollektiven Ich-Schwächung, als Abrechnung mit der faschistischen Vergangenheit der Vätergeneration und gleichzeitig als Emanzipation vom autoritären Familiencharakter deuten); die kulturelle und ökonomische Destruktion der machtvollen und machtbewußten Vaterrolle macht nun die These der aktuellen Beibehaltung der frühkindlich prägenden Mutterposition für das Kind einsichtig. Bei der relativen Bedeutungszunahme der Mutterrolle ergeben sich psychopathologische Wirkungen kaum noch aus der strengen und überwältigenden Autorität durchsetzung des Vaters, sondern aus der übermäßig engen symbiotischen Mutter-Kind-Beziehung, die bereits vor der ödipalen Phase Omnipotenzstrebungen stabilisiert. Dies gilt insbesondere dann, wenn die Mutter dazu neigt, in der Kompensation psychischer Mangelsituationen das Kindverhältnis für die eigene emotionale Stabilisierung zu benutzen (vgl. Ziehe 1980).

C. Mit ihren massenhaften Angeboten vom Munde abgeschauter Ausbruchsgesten (wie einst dem Rock'n Roll) oder Wunschträume (wie dem Club Méditerrané) wird die Kulturindustrie auf ihre Weise Ansprüchen der jugendlichen Subkulturen gerecht. Dem nach den subkulturellen Bedürfnissen und Märkten differenzierten Angebot der Verwertungskreise der Kulturindustrie entspricht, daß die subkulturellen Kommunikationsgemeinschaften den Rahmen für eine jeweils sehr rigide stilistische Vereinheitlichung und Abgrenzung nach außen durch Kleidung, musikalische Vorlieben, Haltung, Sprachstile etc. bieten. Feste Rollenpositionen innerhalb der Gleichaltrigengruppen, ritualisierte Umgangsformen und gemeinsame symbolische Bedürfnisbefriedigungen sichern gegenseitig das Vermeidungsverhalten ab und kommen den narzißtischen Ich-Idealansprüchen entgegen (vgl. Ziehe 1980, 374f.).

2. Riesmans einsame Masse und die Logik kollektiver Befreiungsversuche

In dem Konzept vom NST sind die biologistischen Ursprünge der traditionellen psychoanalytischen Jugendtheorien überwunden [etwa E. Eriksons Grundannahme zur Persönlichkeit, daß sich diese bei vorgegebenem biologischen Wachstumsplan und in der Abfolge der Reifung wirksamer Körperzonen »gemäß bestimmter Schritte entwickelt, die in der Bereitschaft der wachsenden Person vorgegeben sind, auf einen sich erweiternden sozialen Radius hin angetrieben zu sein« (Erikson 1968, 265)]. Allerdings werden die stimmig beschriebenen bekannten Verhaltensweisen, aus denen die primären narzißtischen Motivstrukturen abgeleitet sind, auf der Ebene der Formulierung einer Theorie der Herausbildung der psychischen Struktur ohne erkennbare Logik kollektiven Handelns oder klassenspezifischer Identität systematisiert. Dazu im Widerspruch steht Ziehes empirischer Befund, daß der Vorrang nichtsymboli-

scher Prozesse signifikant für eine Unterschicht-Sozialisation sei, während die Dominanz narzißtischer Verhaltensweisen eher jugendliche Mittelschichten-Subkulturen kennzeichne (Ziehe 1979, 134f.). Ebenso verweist v. Werder (1980, 115) darauf, daß Aufstiegsnarzißmus bei den Kindern der oberen und Fluchtnarzißmus bei denen der unteren Arbeiterschichten vorherrschen wird. Zu fragen wäre also, wie sich die alters-, klassen- oder kollektivspezifischen subkulturellen Kommunikationszusammenhänge konstituieren, wie sich die geschilderten Verhaltensweisen nicht auf das Konstrukt eines gesamtgesellschaftlichen Sozialisationstyps, sondern auf die Entwicklung der Konflikte sozialer Klassen und Gruppen beziehen.

G. Auernheimer (1979) hat zur Erweiterung der theoretischen Reichweite des NST-Ansatzes auf D. Riesmans soziologische Erklärung des mittelschichtlich-amerikanischen neuen Sozialcharakters des außengeleiteten Menschen verwiesen (Riesman 1958). Die Züge des außengeleiteten Menschen waren seine diffuse Angst; das Verschwinden von Schuldgefühlen; Begierde ohne konkreten Gegenstandsbezug; Oberflächendifferenzierung, die die Chancen auf dem Personalmarkt garantieren soll; narzißtische Verliebtheit in individuelle Besonderheiten und eine Sprache, die als Zugehörigkeitssignal zu einer Gruppe dient (Auernheimer 1979, 70f.). Riesman führte diese Persönlichkeitsstrukturen auf gesellschaftliche und Herrschaftsverhältnisse zurück: »Die Monopolisierung der Märkte (von der freien zur 'fairen Konkurrenz'), die zunehmende Bedeutung der administrativen Apparate im staatlichen und privatwirtschaftlichen Bereich, die zunehmende Bedeutung des Konsums und der Verpflichtung zum Konsum« (ebd., 71). Auernheimer ergänzt nun diesen Erklärungsversuch um die These, daß die Subjekte in der bürgerlichen Gesellschaft die Qualifikationsanforderungen der Produktionssphäre selbst zu gewährleisten haben (vgl. Auernheimer 1977 und 1979). Er verweist auf die im Rahmen der monopolkapitalistischen Entwicklung erfolgende Zunahme vorgegeblicher Sachzwänge und auf die absichernden staatlichen Steuerungs- und Verwaltungsfunktionen bei der planvollen Durchsetzung kapitalistischen Verwertungsinteresses. Individuelle Entscheidungsfunktionen und Wahlmöglichkeiten der Subjekte werden zunehmend eingeschränkt und Mündigkeit als umfassende Vergesellschaftungskompetenz wird fragwürdig. Wenn die ideologischen Staatsapparate ihre normative Selbstverständlichkeit für die psychische Struktur des Ich zu verlieren beginnen, entwickeln die Individuen, deren soziale Beziehungen zu Waren materialisiert sind, zunehmend egoistische, auf die Verteilungsauseinandersetzungen gerichtete narzißtische Formen verkehrten Bewußtseins.

Außerdem — darauf wies jüngst Habermas hin — entstehen in den Bereichen der erweiterten kulturellen Reproduktion neue Konflikte und Konfliktformen, die sich nicht mehr an Verteilungsproblemen entzünden, sondern an der Frage der »Grammatik von Lebensformen« (Habermas 1981, Bd.2, 576). In den den Konflikten zugrundeliegenden sozialen Defiziten »spiegelt sich eine Verdinglichung kommunikativ strukturierter Handlungsbereiche, der über die Medien Geld und Macht nicht beizukommen ist« (ebd.). Die Kämpfe der neuen sozialen Bewegungen zielen nicht auf eine materielle Umverteilung, sondern auf die Existenzsicherung oder Durchsetzung subkultureller Lebensweisen; sie

knüpfen historisch eher an die bürgerlichen und proletarischen Lebensreform- und Fluchtbewegungen vom Anfang des Jahrhunderts an (Kleiderreform, Wandervogel, Naturfreunde, »Geist von Weimar« in der sozialdemokratischen Arbeiterjugend; vgl. Zimmer 1982) als an die politische und die gewerkschaftliche »Säule« der Arbeiterbewegung. Die von den neuen Bewegungen besonders bewußt wahrgenommenen und als moralische empfundenen ökologischen Probleme der materiellen und biologischen Lebensgrundlagen werden in ihren konkreten Erscheinungen als ästhetisch-sinnliche Verstümmelung von Mensch und Natur erlebt. Dies ist ein neuer Grund dafür, daß wir in dem Netz subkultureller Interaktionsformen zahlreiche symbolische, sich ästhetisch abgrenzende Praxen vorfinden. Gerade in den mittelschichtlichen Jugendkulturen, die sich auf den streng ethisch und ästhetisch designten bürgerlichen Lebenszusammenhang beziehen, ist die ästhetische Distinktion besonders stark. Wie aber reproduzieren bzw. wandeln sich die inneren und äußeren Fesselungen und Befreiungsversuche? Eine Interpretation der unterschiedlichen kulturellen und subkulturellen kollektiven sozialen Praxen, die heterogene Traditionen linker Kulturtheorie aufnimmt, insbesondere jedoch R. Williams' Strukturalismus- und Gramsci-Rezeption (vgl. Williams 1968 und 1973), legen die empirischen Kulturforscher des Birminghamer Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS), J. Clarke, P. Willis, G. Murdock, Ph. Cohen u.a., vor.

3. Von der subkulturellen Kleingruppe zum Jugendstil

Zu Beginn ihrer Feldforschungen hatten sich die Arbeiten im Umkreis des CCCS mit den vorherrschenden strukturfunktionalistischen Sichtweisen einer eigenen (autonomen) Jugendkultur auseinanderzusetzen. Die funktionalistische Generationssicht »der Jugend« traf sich mit dem ideologiekritischen Ansatz, der die modische Jugendkultur als Unterabteilung der kulturindustriellen Massenkultur begriff, und argumentierte, daß sich im Lauf des Modernisierungsprozesses durch die Trennung von Wohnung und Arbeitsplatz, die Herausbildung eines eigenen Freizeitbereiches, das Aufkommen und die Ausweitung der allgemeinen Schulpflicht und die Militärdienstpflicht die Welt der Jugend von der der Erwachsenen trenne. Die Jugendkultur selbst sei der Platz der Auseinandersetzung mit den Normen- und Rollenzuweisungen der Erwachsenen (vgl. Eisenstedt 1966 oder dessen Kritiker Kreutz 1974). Schelsky behauptete sogar zeitweise, daß das Durchlaufen der Jugendkultur subjektiv und gesellschaftlich folgenlos bleibe (Schelsky 1957). Eine gewisse materielle Basis hatten diese Thesen etwa in der durchschlagenden Amerikanisierung der deutschen U-Musik nach 1945, bzw. in den 60er Jahren in der Dominanz der kulturindustriellen englischen und amerikanischen Popkultur. Allerdings zeigten bereits die ersten historischen und komparativen Arbeiten (etwa Gillis 1974), daß neben den generationsspezifischen Erfahrungen mit dem jeweiligen Stand der politischen und ökonomischen Kämpfe, mit der Entwicklung der Kommunikationsformen (Kofferradio, Schallplatte, Eisdielen, Disco) oder mit der zunächst am Arbeitsplatz durchschlagenden Produktivkräfteentwicklung sozialspezifische Stil- oder Brauchtumstraditionen der Jugend bestehen. Gillis zeichnet diese für die ländliche und städtische Jugend seit dem 18. Jahrhundert

von der Bohème über den Wandervogel bis zu den Halbstarke nach. Die Beobachtung der vergleichsweise knappen Entwicklungszeiträume etwa von den Teddy Boys zu den Skinheads durch die Autoren des CCCS ergaben ebenfalls, daß neben der (heute) kommerziellen Jugendkultur der dominanten Kultur und ihrer Zirkulationskreise im Mode-, Freizeit- und Musiksektor auch Jugendkulturen von unten existieren, die sich nur zum Teil auf die Jugendkultur von oben, entscheidend aber gerade auch auf die kulturellen Formen des Milieus ihrer Eltern und dessen traditionellen Jugendbrauchtums beziehen.

a. biographischer Ort der Jugendsubkulturen

Die frühen Untersuchungen von Ph. Cohen (1972) oder die Dissertation von P. Willis (1972) beziehen sich ebenso wie die Arbeiten von Mitte der 70er Jahre (vgl. in deutscher Übersetzung die Sammeledition Clarke u.a. 1979) auf aus dem Freizeitbereich stammende und ihre Konfliktlösungen auch dort suchende Subkulturen. Jugendsubkulturen entstehen an den Schwachstellen der Sozialisationskette von Familie, Schule, Berufsleben, wo die Wiederherstellung der Stammkultur dadurch gegebenenfalls zur Disposition steht. Die bei Arbeiterjugendlichen sehr knappe, bei mittelschichtlichen Jugendlichen weit längere subkulturelle Karriere läßt den disponiblen, von Lohnarbeit freien Lebensbereich als den für die eigene Selbstverwirklichung primären erscheinen. Die Jugendsubkulturen leben von der Distinktion zur Elternkultur; gleichzeitig definieren sich die beobachteten Londoner Skinheads über die symbolische Behauptung der Arbeiterquartiere und ihr Image als traditionelle Arbeitergemeinschaft. Auch wenn tatsächlich nichts die imaginär wiederhergestellte Arbeitergemeinschaft mit der Arbeitswelt verbindet, sind diese Subkulturen gerade auf die Identifikation der Elterngeneration mit ihnen angewiesen (Clarke 1979, 154f.). An einem chauvinistischen Aspekt des Skinhead-Stils stellt Clarke den transitorischen Charakter der Schwachstellen der Sozialisationskette dar. Durch die besondere Beziehung zur groben, unqualifizierten körperlichen Arbeit entstanden in der Elternkultur Männlichkeitskonzepte, die machistisch über den Arbeitskörper den Sexualkörper artikulieren. Die Skinheads haben bereits während ihrer Schulzeit nicht nur die künftige Rolle ihrer Arbeitskraft in symbolisch aggressivem Verhalten vorweggenommen, sie artikulieren ihre Identität auch in einem kollektiven Chauvinismus gegenüber den Mädchen im Umfeld ihrer Subkultur. Die für sexuelle Experimente zur Verfügung stehenden Mädchen werden als slags oder scrubbers bezeichnet und von good girls außerhalb des subkulturellen Umfeldes unterschieden. Das Anknüpfen an die dominanten Formen langfristiger Sexualität, ein festes Verhältnis mit einem good girl, hat bei der knappen Zeit und dem knappen Geld zur Zeit der Integration in den Arbeitsprozeß den Bruch mit dem subkulturellen Gruppenleben zur Folge (vgl. ebd., 155, und Willis 1979, 13f.). Arbeitsplatz, Heirat, Wohnsituation reintegrieren die Aktivsten der proletarischen Subkulturen nach einer 2-6-jährigen Karriere. Willis verdeutlicht die engen Grenzen der proletarischen Jugendsubkulturen und ihrer Karrieremöglichkeiten im Vergleich mit mittelschichtlichen Hippiekulturen, die strategisch ihre alternativen Lebensformen auch im ökonomischen und familienorganisatorischen Bereich abzusichern su-

chen (P. Willis: *Profane Culture*. London 1978). Insgesamt wäre zu fragen, welche Erinnerungs- und Erfahrungswerte aus der subkulturellen Sozialisation in die Klassenkultur mitgenommen werden und wie die Erlebnisrealität des autonomen und verfremdenden Umgangs mit dominanter und Stammkultur den Übergang von magischen zu realen Konfliktlösungen beeinflusst.

b. Kultur als Inkorporation, Modifikation und Widerstand

Der Kulturbegriff in den Arbeiten des CCCS hat weniger operationalen als heuristischen Wert, er ist weit gefaßt und bezieht sich in der Tradition der Kulturanthropologie nicht auf einen materiellen Sachbereich innerhalb des Reproduktionsprozesses, sondern als way of life auf die gesamte Lebensweise eines Kollektivs. Er bezieht so Basis- und Überbauphänomene, den Produktions-, Konsumptions- und Distributionsbereich mit ein. Wie in der westdeutschen kulturtheoretischen marxistischen Diskussion etwa bei W.F. Haug (zum aktuellen Stand der Diskussion vgl. Haug/Maase 1980) meint hier way of life nicht Kultur, sondern »das Kulturelle« als denjenigen Aspekt menschlicher Lebenstätigkeit, in dem tendenziell »die äußeren Zwecke den Schein bloß äußerer Naturnotwendigkeit abgestreift erhalten und als Zwecke, die das Individuum selbst erst setzt, gesetzt werden« (Marx, *Grundrisse* 505), d.h. wo und insofern die Subjekte ihre Aktivitäten nach ihren individuellen oder kollektiven Vorstellungen vom Sinn und Zweck des Lebens, von Genuß, von Spaß und von Selbstrealisation einrichten. Das Kulturelle bestimmt sich nicht aus dem Politischen, dem Ethischen oder Moralischen, sondern aus der Selbstzwecksetzung in den Praxen selber.

Kultur als »die Landkarte der Bedeutung« ist »in den Formen der gesellschaftlichen Organisationen und Beziehungen objektiviert, durch die das Individuum zu einem 'gesellschaftlichen Individuum' wird.« (Clarke 1979, 41) Die politisch herrschenden Klassen und Klassenkoalitionen sind darauf angewiesen, möglichst viele Elemente der nicht-herrschenden Kulturen strukturell in die dominante Kultur zu inkorporieren und allen in ihrem Bereich liegenden institutionalisierten Definitionen der Realität ihre Form aufzuprägen. Gramsci beschreibt die Medien, in denen strukturell und epistemologisch die Umartikulation der sozialen Praxen erfolgt, als hegemoniale Apparate (vgl. Buci-Glucksmann 1975, 63). Die dominante oder kapitalistische Massen-Kultur wäre so keine genetisch bürgerliche Lebensweise, sondern zunächst die hegemoniale Inkorporation populärer und feudaler Lebensweisen. Aktuell umfaßt Kultur von unten im hegemonialen Ringen sowohl den von Willis beschriebenen Spaß am Widerstand in der Grundschule des Arbeiterviertels, der dazu führt, daß »working class kids get working class jobs« (wie im Untertitel die Originalausgabe von P. Willis: »Spaß am Widerstand« heißt), als auch Peter Weiss' »Ästhetik des Widerstands«. Im kulturellen Ringen hat die Arbeiterkultur der dominanten Kultur immer wieder Terrain abgewonnen; F. Parkin nennt die dabei erreichten Definitionen der Realität negotiated versions der dominanten Kultur, denn »die dominante(n) Werte werden von der untergeordneten Klasse weniger bekämpft oder zurückgewiesen, als vielmehr infolge der Umstände und der beschränkten Möglichkeiten modifiziert« (Parkin zit. n.

Clarke 1979, 87). Die auf die unterschiedliche Klassenlage, Lebensweise und Alltagserfahrung zurückgehenden kontroversen kulturellen Definitionen und Verhaltensweisen sind für die sich über die Stamm- und die dominante Kultur definierenden Jugendlichen Widersprüche, an denen sie ihre eigenen subkulturellen Lebensstile entwickeln.

c. Reale und magische Konfliktlösungen

Ph. Cohen hat in seinen oben erwähnten Klassenanalysen der Subkulturen im Londoner East End nachgezeichnet, wie die Klassenlage die Lebenschancen, auch die Verteilung von Leistung und Versagen strukturiert. Einer Darstellung der traditionellen Arbeiter- und Arbeiterorganisationskultur stellt er die Prozesse der kapitalistischen Entwicklung der Produktionsverhältnisse in ihrem konkreten Einfluß auf die proletarische Lebensweise gegenüber: die Auflösung bzw. die soziale und ethnische Durchmischung der alten Arbeiterquartiere; deren Sanierung; den Bau neuer Wohnsiedlungen, die kaufkräftigeren Arbeiterschichten zugänglich werden; die Rationalisierungsprozesse am Arbeitsplatz und deren Auswirkungen auf Arbeitslosigkeit, auf die Differenzierung in hochqualifizierte und spezialisierte und andererseits routinemäßig unqualifizierte Jobs und auf eine tendenzielle Dequalifikation der Ware Arbeitskraft; das Engerwerden des traditionell weiten Familienzusammenhangs; das Zerfasern lokaler Loyalitäten, Traditionen und Kommunikationsanlässe und -orte (vgl. etwa auch die Auslagerung der traditionellen Sportplätze und der dazugehörigen Stammkneipen aus den sanierten und durch Schnellstraßen zerschnittenen Quartieren in die Naherholungsregionen am Rand der Großstädte [zur westdeutschen Entwicklung vgl. Projektgruppe Bielefeld 1974]). Hinzu käme das zunehmend widersprüchlicher werdende Verhältnis zu lokalen hegemonialen Apparaten, insbesondere zur Schule, deren Normen- und Leistungsorientierung angesichts der wachsenden Chancenlosigkeit, die geforderte Leistung auch einmal an einem qualifizierten Arbeitsplatz bringen zu können, abgelehnt wird, deren lokaler Kommunikationswert (via Klassen- und Jahrgangstreffen oder Schulfreundschaften) jedoch unumstritten ist.

Nicht »reale« Probleme wie Jugendarbeitslosigkeit oder niedrige Berufs- und Freizeit Chancen, sondern die oben beschriebenen kulturellen Widersprüche bestimmen die kollektiven subkulturellen Problemlösungsversuche. Die subkulturellen Lösungsvorschläge für die problematischen Klassenerfahrungen sind symbolische und artikulieren sich im Stil.

»Wenn also die Teddy-Boys sich den Kleidungsstil der Oberschicht aneignen, so 'überbrückt' dies die Kluft zwischen ihren realen Lebens- und Laufbahnchancen, die durch ungelernete manuelle Arbeit und eine fast lumpenproletarische Lebensweise gekennzeichnet sind, und dem Samstagabend: 'groß in Schale' und nicht wissen, wohin. Indem die Mods sich den Konsum und den Lebensstil selbst aneignen und ihn fetischisieren, verdecken sie die Kluft zwischen dem endlosen Wochenende und der Rückkehr in den langweiligen, aussichtslosen Job am Montagmorgen. Auch wenn die Skinheads eine archetypische und 'symbolische' (in Wirklichkeit aber anachronistische) Form der Arbeitskleidung wiederbeleben [den »Blaumann«, d. Verf.], wenn sie auf ihre Wei-

se den Fußball verherrlichen und die Stadionkurven 'besetzen', so machen sie, wenn auch imaginär, die Werte einer Klasse geltend, die Essenz eines Stils, einen 'Fan-Kult', denen nur wenige Erwachsene der Arbeiterklasse sich noch verbunden fühlen; sie 'repräsentieren' ein Territorial- und Lokalgefühl, welches die Planer und Spekulanten rasch zerstören« (Clarke 1979, 95f.).

Im Kontext des Einflusses der materiellen Reproduktion auf die Konjunktur von Subkulturen hat R. Schwendter darauf hingewiesen, daß sich Auf- und Abstieg von Subkulturen auffällig mit den Akkumulations- und Krisenzyklen verknüpft (Schwendter 1976).

Dies würde bedeuten, daß die Erfahrung gesellschaftlicher Widersprüche nicht nur über den kulturellen Umweg der Stammklasse, sondern gerade auch »generations«-spezifisch entsprechend der Akkumulationszyklen erfolgt. Meiner Erfahrung nach trifft dies allerdings eher auf soziale Bewegungen (etwa den Ostermarsch, die Anti-AKW- und Friedensbewegung oder den Häuserkampf) zu, als auf die für die Mehrzahl der Generation weniger signifikanten originären subkulturellen Stile. Die Mitte 1981 von Psydata, Frankfurt für die Shell-Studie durchgeführte Erhebung der jugendlichen Alltagskultur in der Bundesrepublik ergab, daß sich nur je 2% der Befragten subkulturellen Jugendstilen wie Popporn, Punkern oder Rockern zurechneten, große Teile jedoch sozialen Bewegungen zuzuordnenden Gruppenstilen (Umweltschützer 31%, Kernkraftgegner 20%) und Freizeitstilen der dominanten Kultur (Disco-Fans 16%, Fans von Musikgruppen 36%; vgl. Zinnecker 1981, 21).

Mit der Kategorie des Stils, die in der Shell-Studie verwendet wird, boten die Jugendforscher des CCCS ein Instrument an, die Dialektik von kulturindustrieller und warenästhetischer Fremdbestimmung versus Selbstbestimmung zu fassen. Neuen empirischen Aufschluß hierüber geben auch die Daten von Jugend '81.

d. Stilbildung als ästhetische Distinktion

Clarke hat die Kategorie der Stilschöpfung in Anlehnung an den Lévi-Strauss'schen Begriff der bricolage entwickelt, der mit Bastelei »die Neuordnung und Rekontextualisierung von Objekten, um neue Bedeutungen zu kommunizieren«, bezeichnet, »und zwar innerhalb eines Gesamtsystems von Bedeutungen, das bereits vorrangige und sedimentierte, den gebrauchten Objekten anhaftende Bedeutungen enthält« (Clarke 1979, 136). Anhand des frühen Rock'n Roll und des West Coast Rock weist er dabei darauf hin, daß die Struktur des musikalischen Materials, die durchaus auch komplementäre Inhalte birgt, entsprechend der eigenen Ausdrucksintentionen gelesen und auch ironisch verfremdet wird: Der Körperlichkeit und dem bauch-, tempo- und maschinenorientierten Eigen-Sinn der motor-bike-boys oder Teds entsprechen screw und smash des Rock'n Roll; den introvertierten Flucht- und Meditationstendenzen vieler Hippiekulturen korrespondieren die Underground-Rock-Stile (ebd., 139f.).

Die bei der Stilschöpfung aufgegriffenen Waren müssen bereits auf dem Markt vorhanden und finanziell erschwinglich sein sowie bereits Eigen-Sinn entwickelt haben. Da sie für einen bestimmten Konsumstil hergestellt wurden,

enthalten sie Informationen über ungleiche Bewertungen in den Lebensstilen und über ungleiche Verfügung über Waren. Die Umschreibungsmöglichkeit der vorgefundenen Objektbedeutungen (etwa in Form der ironischen Entweihung des bis dahin eher behäbigen Transportmittels Vespa durch die Mods) und die provokatorische, Konflikte öffentlich machende Nutzung der Konsumgüter ist nur durch die Klassenspaltung der Lebensweisen möglich. Die Teddy-Boys z.B. entlehnten den Edwardian Look, einer von der Oberschicht und Studenten, dann auch von einzelnen Beatgruppen aus dem Umfeld proletarischer Jugendkulturen wie den Kinks wiederbelebten Mode; sie unterliefen damit selektive Kleidervorschriften, nach denen in Gaststätten oder auch auf Sportplätzen Halbstarke diskriminiert wurden; gleichzeitig konterkarierten sie den properen Anzug durch die Hinzufügung von Kordelschlips und mokassin-ähnlichen Schuhen. — Neben den internen Definitionen stehen externe Anforderungen, die eigene Gruppenidentität zu definieren und das Verhältnis zu anderen signifikanten Gruppen im Umfeld der Subkultur zu klären. Gruppenstile wie die der Teddy-Boys oder Punks verkörpern nicht nur Identität und Selbstpräsentation *nach außen*, sie machen ihre Träger auch zum Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit *von außen*. Sowohl der kulturindustrielle und journalistische Versuch, arrivierte subkulturelle Stile zu Jugendmoden zu vermarkten (was diese oft national erst als Ausdrucks- und Identifikationsangebot verfügbar und erfahrbar macht), als auch *wie* eine Öffentlichkeit auffällige Gruppen gegeneinander definiert, verstärkt den Prozeß, das ursprüngliche Image polar weiterzustilisieren. Brisant für die BRD ist die Rolle der Illustrierten Spiegel und Stern bei der Durchsetzung und Polarisierung der nationalen Jugendstile Punk und Popper seit 1980. Mit der Ausbreitung und Nationalisierung bzw. Internationalisierung der Stile, d.h. mit ihrer Karriere als expressiver Altersgruppenmode, ist ihre subkulturelle Auflösung impliziert. Eine ganze Generation von Lehrern, Sozialarbeitern, Jugendsoziologen oder Kulturpolitikern trägt heute die Lederjacken und Nietenhosen der Halbstarke von 1956 (aber gerade nicht mehr die damaligen Protagonisten?). Die Shell-Studie 1981 verdeutlicht, wie wenig der subkulturelle Rückgriff einiger mittelständischer Hamburger Jugendgruppen auf den englischen Mod-Stil der 60er Jahre lebensfähig ist, sondern bei seiner Karriere als Medien-Homunculus zu einer Modeextravaganz der Musik- und Textilbranchen verkommt. Obwohl 97% der Jugendlichen den Gruppenstil Popper kannten, ordneten sich ihm nur 2% zu und nur 9% bewerteten ihn darüber hinaus positiv; während ihn 49% ablehnten und 37% ihn »ziemlich egal« fanden (Zinnecker 1981, 21). Der gegenkulturelle Stil wurde Anstoß für eine kulturindustrielle Modernisierung des Angebots. Die subkulturellen Lebensweisen und Aneignungsformen sind als selbstorganisierter Lernprozeß, als kultureller Experimentierraum, als lustvolles Sich-in-der-Umwelt-Wiedererkennen ein Teil der Persönlichkeitsbildung, der trotz aller Inkorporationsversuche das emotional befriedigende Besetzen und Verfremden vorgefundener Zeichen und Objekte ermöglicht und deshalb einen nachhaltigen Einfluß auf die dominanten Norm- und Wertvorstellungen hinterläßt. Die warenästhetisch unbefriedigten Wünsche bilden kulturelle Widerhaken in den herrschenden Ansprüchen.

4. Ein Bruch zwischen innerer Natur und Vergesellschaftung

Die oben unter a-d angesprochenen Aspekte der subkulturellen Selbstdefinition beziehen sich in ihrem Erklärungszusammenhang darauf, wie sozioökonomische und kulturelle Wirklichkeit die phänomenologische Wirklichkeit bestimmen und eingrenzen. Die diese phänomenologische Wirklichkeit zustandbringenden Kräfte, kurz die Produktionsverhältnisse auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung der materiellen Produktivkräfte, werden hier und in dem im 2. Teil vorgetragenen sozialpsychologischen Ansatz als je strukturell gleich wirksam beschrieben. H. Rotermund ist deshalb in seinem Entwurf für einen Untersuchungsrastrer der deutschen Halbstarckenkulturen der 50er Jahre (Rotermund 1981) von der homologen Wirksamkeit der gesellschaftlichen Basisverhältnisse ausgegangen und hat ohne weitere Problematisierung psychosoziale und sozioökonomische Voraussetzungen der subkulturellen Distinktion nebeneinander gesetzt. So sozialhistorisch fruchtbar das ist, so notwendig erscheint mir doch eine deutliche Trennung von soziologischem und psychoanalytischem Vorgehen sowohl wegen der unterschiedlichen methodischen Reichweite, als auch in Bezug auf den jeweiligen Untersuchungsort in der Biographie.

Die subkulturellen Stile institutionalisieren Neudefinitionen und Umkodierungen der Realität zu dem Zeitpunkt, wo Kinder Erwachsene werden. Während die in psychoanalytischen Kategorien gefaßten und ihnen zugänglichen Kräfte und Prozesse der familiären kindlichen Sozialisation und der Herausbildung von Motivstrukturen die gesellschaftliche Realität durch den familiären Schutz gebrochen wiedergeben, verlagert sich beim Erwachsenen (bei Fortexistenz infantiler Persönlichkeitsanteile) der Schwerpunkt der Sozialisation auf soziale Praxen. Wie die kulturellen und sozioökonomischen Faktoren in der erwachsenen Motivstruktur und Physiologie der Träume, Wünsche und Bedürfnisse wirksam werden, wie etwa das Aussteigen eine Überlebensnotwendigkeit werden kann (oder für die Linke strategisch gefragt, wie gemeinsame Projekte in den alternativen und oppositionellen Kulturen die je eigene Handlungsfähigkeit kollektiv produktiver anordnen können), erschließt sich der Analyse des Klassen- und des persönlichen Individuums, ethnographischem *und* sozialpsychologischem Herangehen. So ist es ein zweifellos wichtiges Ergebnis der Shell-Studie '81, gezeigt zu haben, daß der jugendliche Diskurs sowohl politische Stilfragen, als auch persönliche Lebensentwürfe umfaßt und sowohl auf Interessen, Gefühle und Lebenslagen der Jugendlichen, als auch auf die Medien der Stamm- und dominanten Kultur bezogen ist (vgl. die Zusammenfassung der Studienergebnisse Shell-Studie 1981, Bd.1, 14-24). Ethnographisches Herangehen stößt insbesondere bei einer Jugendforschung an seine Grenzen, die sich als Selbstaufklärung der Betroffenen versteht und deshalb auch einer kollektiven offenen Analyse der alltäglichen Handlungsmotive bedarf. Für eine integrierte Jugendforschung erhoffe ich mir von dem im ersten Teil erarbeiteten Handwerkszeug darüber hinaus, daß es die Frage zu beantworten hilft, ob oder wie sich psychosoziale Motive individuell und kollektiv für die Entwicklung von Emanzipations-, Widerstands- oder Rückzugspotentialen auswirken oder was einzelnen neuen sozialen Bewegungen wie dem

Feminismus ihre offensive Schubkraft verleiht. Inwieweit die gestellten Fragen tatsächlich beantwortet werden können, wird auch davon abhängen, wie der beschriebene Diskurs kritischer Jugendforschung um eine Sozialisationstheorie der erwachsenen Persönlichkeit (wie sie als Entwürfe von L. Sève mit dem exzentrischen Charakter oder von der Kritischen Psychologie vorliegen) zu erweitern ist und ob sich kritische Jugendforschung als Prozeß kollektiver Selbstaufklärung oder als kognitives Orientierungssystem für Jugendliche befreift.

Literaturverzeichnis

- Auernheimer, G., 1977: Über Lohnabhängigkeit, Mündigkeit und Aufgaben bürgerlicher Pädagogik. In: päd.extra 8
- Ders., 1979: Narziß, Kapitalismus und Konsumverhalten. In: Häsing u.a. 1979, 70-77
- Buci-Glucksmann, Ch., 1975: Gramsci et l'état. Paris
- Clarke, J., u.a., 1979: Jugendkultur als Widerstand. Frankfurt/M.
- Cohen, Ph., 1972: Sub-Cultural Conflict and Working Class Community. CCCS Working Papers in Cultural Studies No. 2, Birmingham
- Döpp, H.J., 1978: »Narziß«. In: päd.extra 1
- Eisenstadt, S.N., 1966: Von Generation zu Generation. Altersgruppen und Sozialstruktur. München
- Erikson, E., 1968: Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart
- Gillis, J.R., 1974: Youth and History. Tradition and Change in European Age Relations 1770 — Present. New York
- Habermas, J., 1981: Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bde., Frankfurt/M.
- Häsing, H., u.a., 1979: Narziß. Ein neuer Sozialisationstypus?, Bensheim
- Haug, W.F., u. K. Maase (Hrsg.), 1980: Materialistische Kulturtheorie und Alltagskultur. Berlin/W. (Argument-Sonderband AS 47)
- Kohut, H., 1973: Narzismus. Eine Theorie der Behandlung narzistischer Persönlichkeitsstörungen. Frankfurt/M.
- Kreutz, H., 1974: Soziologie der Jugend. München
- Marx, K., 1974: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. Berlin/DDR
- Projektgruppe der FHS Bielefeld, 1974: »Wer macht Schalke kaputt?«. Berlin/W.
- Riesman, D., 1958: Die einsame Masse. Reinbek
- Rotermund, H., 1981: Das Potential der Jugendkultur. In: *Das Argument* 129, 678-689
- Schelsky, H., 1957: Die skeptische Generation. Düsseldorf/Köln
- Schwendter, R., 1976: Thesen zur Jugend-Subkultur in der BRD 1976. In: Vorgänge 24
- Shell, Jugendwerk der Deutschen, 1981: Jugend '81. Lebensentwürfe, Alltagskultur, Zukunftsbilder, 3 Bde., Hamburg
- Werder, L.v., 1980: Die Lage der Arbeiterkinder in der bürgerlichen Gesellschaft der 70er Jahre und die Aufgaben der Arbeiterkinderorganisationen. In: Schlaglichter 1/2, 109-123
- Williams, R., 1968: Culture and Revolution: a Comment, in: T. Eagleton/B. Wicker (ed.): From Culture to Revolution, London 1968, 24-32 und 269-299
- Ders., 1973: Base and Superstructure in Marxist Cultural Theory, in: *New Left Review* 82
- Willis, P., 1972: Pop Music and Youth Groups, University of Birmingham
- Ders., 1979: Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule. Frankfurt/M.
- Ziehe, Th., 1975: Pubertät und Narzißmus. Frankfurt/M.
- Ders., 1979: Gegen eine soziologische Verkürzung der Diskussion um den neuen Sozialisations-typ. In: Häsing u.a. 1979, 119-136
- Ders., 1980: Die gegenwärtige Motivationskrise Jugendlicher. In: *Gewerkschaftliche Monatshefte* 6
- Zimmer, J., 1982: Die sozialistische Jugend als Kultur- und Freizeitbewegung. In: H.Fielhauer u.a. (Hrsg.): Die andere Kultur, Wien, 279-294
- Zinnecker, J., 1981: Lieber 'nen Ted im Bett als 'nen Punk im Schrank. In: päd.extra sozialarbeit 12

Die Dilettanten*

Der dänische Literaturwissenschaftler Sørensen wies 1969 auf den Bedeutungswandel der Wörter Dilettant, Dilettantismus um die Jahrhundertwende. Heiße Dilettant nach gewöhnlichem Sprachgebrauch der praktische Liebhaber einer Kunst oder Wissenschaft, dessen Nutzen neben dem Fachmann oder Meister unterschiedlich geschätzt wird, so bezeichne Dilettantismus um die Jahrhundertwende eine Geistes- und Lebenshaltung, vorzüglich die des Künstlers. Dilettantismus meine hier eine skeptische Distanz gegen alle gewohnten sozialen und weltanschaulichen Verbindlichkeiten. Sørensen sieht den Dilettanten in dieser Wendung durch Paul Bourget inauguriert; als seine französischen Vertreter nennt er Barrès, Jules Lemaître und Anatole France, er belegt denselben Sachverhalt bei den Wiener Schriftstellern Bahr, Hofmannsthal und Schaukal und untersucht ihn ausführlicher beim jungen Heinrich Mann. Der Dilettantismus, das experimentierende Spiel mit einer alle herkömmlichen Werte aufhebenden Skepsis habe jedoch von Beginn an die Reaktion in sich getragen. Es erfolge der Umschlag, indem alle ehemaligen Dilettanten eine Einordnung in sei es religiöse oder soziale, nationale oder rassistische Weltanschauungen vollzogen (vgl. Sørensen).¹ Diese besondere Bedeutung des Worts Dilettantismus verschwand wieder, wenn auch nicht, wie Sørensen behauptet, ohne Spuren in den Wörterbüchern zu hinterlassen. Littré verzeichnet: »dilettante, fin XIX^e, celui qui ne considère les choses, les idées que sous l'angle de la beauté, du plaisir esthétique« (Littré).

Der fin de siècle-Dilettantismus ist eine Gestalt der ästhetischen Bildung, wie sie Gadamer, ausgehend vom Kantischen Geschmacksurteil, für das neunzehnte Jahrhundert kritisch herausarbeitete (vgl. Gadamer, 39ff.).² Er ist zugleich eine Gestalt der bürgerlichen Skepsis (vgl. Horkheimer, 253ff.). Seinem Inhalt nach Ästhetizismus und Historismus, Stand der ästhetischen und geschichtlichen Bildung um die Jahrhundertwende, teilt der Dilettantismus mit ihnen die Kritik. Ich gehe der Sache noch einmal nach. »Die kühle Zone der dilettantischen Standpunktlosigkeit«, in der sich nach Sørensen die Literaten nur vorübergehend aufhielten, zeigt eine Krise des gebildeten Bewußtseins an. Zugleich aber — das ist meine Annahme — versucht eine literarisch kritische Intelligenz, sich unter dem Namen des Dilettanten im Zentrum der Krise krisensicher einzurichten. Wenn einem professionellen Schriftsteller der Name des Dilettanten, des Liebhabers, beigelegt wird, ohne ihm die Profession abzusprechen zu wollen, dann erfährt ja die Profession selber eine Umdeutung: sie wird aus dem Stand der künstlerischen oder wissenschaftlichen Arbeit einerseits, aus der Abhängigkeit von Auftraggeber und Publikum andererseits herausreflektiert, um die Privatheit und Unabhängigkeit eines Liebhabers und

* Habilitationsvortrag im Fach Allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft, gehalten vor dem Fachbereich Germanistik der FU Berlin am 7. Juli 1982. — Die Übersetzung der französischen Zitate findet sich vor den Anmerkungen.

vermögenden Kenners in Anspruch zu nehmen. Der Schein seiner Unabhängigkeit spiegelt den Dilettanten genannten Literaten über den gesellschaftlich widerstreitenden Interessen, der Schein einer vermögenden Privatheit verleiht ihm Glaubwürdigkeit. Unabhängigkeit und Glaubwürdigkeit, Kredit, kennzeichneten den Privatmann in der bürgerlichen Öffentlichkeit des achtzehnten, neunzehnten Jahrhunderts. In ihr hatte die »Society of Dilettanti«, eine Londoner Gelehrtengruppe, die, Liebhaber der italienischen Renaissance, klassisch archäologische Studien betrieb, hohes Ansehen gewonnen (vgl. Vaget 1970, 138ff.).³ Der Dilettant unserer Jahrhundertwende erscheint in einer veränderten Öffentlichkeit: sie ist bestimmt durch einen erweiterten bürgerlichen Staat und einen immens erweiterten Markt der Kulturgüter. Die öffentliche Rolle der bürgerlichen Privatleute, der Weltmann, scheint politisch und gesellschaftlich ausgespielt. Es ist aber diese ausgespielte Rolle, die sich eine professionelle Intelligenz im Namen des Dilettanten noch einmal und mit Erfolg zu nutze macht.⁴

1883 und 1885 veröffentlicht Paul Bourget, einflußreicher Kritiker und Romanschriftsteller, seinem Bekenntnis nach Traditionalist à la Bonald, zehn literarische Studien über Autoren des Zweiten Kaiserreichs. Er nennt sie »Essais de psychologie contemporaine« und erläutert in Vorworten, daß er das »psychologische Erbe« — das meint ein Erbe des Geistes und des Herzens — sondiere, welches die Literatur der eben vergangenen der gegenwärtigen Generation vermachte habe. Er betont die erzieherische Macht der Literatur in einer Zeit, in der die traditionellen Formen der Bildung zerfallen. Um so bedenklicher erscheint ihm, daß das literarische Erbe ein Pessimismus ist, in dem das romantische mal de siècle wiederkehrte. An der Wiederholung diagnostiziert Bourget das Grundübel des Jahrhunderts: Mehr denn je seien Demokratie und Wissenschaft die Herrscherinnen einer Welt, die bis heute kein Verfahren erfunden habe, um die Quellen des moralischen Lebens, die sie erschöpft hat, aufs Neue zu unterhalten. Als ein Symptom des Übels untersucht Bourget eine Geisteshaltung, die er Dilettantismus nennt, an dem Religions- und Sprachwissenschaftler Renan.

Seine Definition des Dilettantismus lautet: »C'est beaucoup moins une doctrine qu'une disposition de l'esprit, très intelligente à la fois et très voluptueuse, qui nous incline tour à tour vers les formes diverses de la vie et nous conduit à nous prêter à toutes ces formes sans nous donner à aucune. (...) Il y faut un scepticisme raffiné à la fois et systématique, avec un art de transformer ce scepticisme en instrument de jouissance. Le dilettantisme devient alors une science délicate de la métamorphose intellectuelle et sentimentale.« (Bourget, 55f.)¹ In der Spätzeit der Rassen, wenn eine höchste Zivilisation die schöpferische Fähigkeit durchs Verstehen ersetze, offenbare der Dilettantismus seine Poesie. Bourget bestimmt den Dilettantismus als eine Gestalt der Dekadenz. Wenn er ihm auch dementsprechend eine ansehnliche Tradition zugesteht: Alkibiades, Virgil, Cäsar, zumeist gilt Nero als Fürst der Dilettanten, und mit Einschränkung Leonardo, Montaigne, Shakespeare —, mahnt er doch auch an die Gefahr: »Die Menschheit widerstrebt dem Dilettantismus, sie lebt aus der Bejahung und würde an Ungewißheit sterben.« (Ebd., 56) Das geläufige

Verständnis des Dilettanten als eines praktischen Liebhabers gegen den Fachmann oder Meister erhält sich bei Bourget im Gegensatz von Genuß und Verstehen gegen Erkenntnis- oder Glaubensgewißheit und schöpferische Tätigkeit. Genuß und Verstehen sind, Bourget zu Folge, ans Nichtwissen der Wahrheit, an Skepsis, prinzipieller: ans systematische Nichtwissen, an Skeptizismus gebunden. In dem Maß, wie das Wissen nicht wahr ist, kann es genossen, in dem Maß, wie das Werk nicht gilt, kann es verstanden werden. Der Wert von Erkenntnis verschiebt sich in den Genuß des Erkennenden, die Geltung des Werks in sein Verstehen. Bourget nennt diesen Vorgang eine »delikate Wissenschaft«; delikat, feinsinnig, drückt die äußerste Kultiviertheit der sinnlichen und erkennenden Vermögen aus. Die »métamorphose intellectuelle et sentimentale«, die sie vollzieht, umschreibt die Einfühlung, die Methode der Geisteswissenschaft, und ihr, aus gemeinsamer Herkunft verwandt, das romantische Motiv des Künstlers als eines Proteus der Lebensformen. Das sog. Künstlerproblem — es resultiert nach Nietzsche aus der Täuschung, wie und ob der Künstler »selber das wäre, was er darstellen, ausdenken, ausdrücken kann« (Nietzsche, Bd.2, 843) — beherrscht die Dilettantismus-Diskussion in der deutschen Literatur der Jahrhundertwende. In den »Essais de psychologie contemporaine« geht es vorrangig um eine kritische Qualität des Dilettanten.

»Le dilettante philosophe considère tous ces systèmes successivement avec une curiosité à la fois dédaigneuse — car elle procède du sentiment de l'impuissance des doctrines — et sympathique, puisqu'il s'y mêle, avec l'idée que ces doctrines ont été sincères, la conviction qu'elles ont été vraies dans de certaines circonstances et pour de certaines têtes.« (Bourget, 60)^{II} — Der Dilettant betrachte die Erkenntnis- und Glaubenslehren, die sich in neuester Zeit, wie Bourget feststellt, immer rascher ablösen, verächtlich, denn er erfährt ihre Ohnmacht. Am Ohnmächtigen aber nimmt er mitfühlend Anteil, da es einmal für wahrgehalten wurde. Und aus Sympathie ersetzt er eine abgetane Geltung durch die Überzeugung ihrer vormaligen Authentizität, ihrer geschichtlichen Wahrheit: unter bestimmten Umständen, für bestimmte Köpfe sei es wahr gewesen. Die kritisch verstehende Analyse vollbringt das Doppelte: sie entwertet die Lehren, indem sie ihren Geltungsanspruch verneint. Als verneinte erfahren sie jedoch aus der Sympathie des Verstehenden ihre Aufwertung zur geschichtlichen Wahrheit. Wenn die eine Wahrheit fehlt, dann sind der geschichtlichen Wahrheiten unendliche, und der Traum des Dilettanten sinnt auf die Seele à mille facettes, sie widerzuspiegeln. Eine skeptische, durchs Nichtwissen der Wahrheit entbundene Intelligenz partizipiert an einer, wie Bourget schwärmt, »unendlichen Fruchtbarkeit der Dinge« (vgl. ebd.).

Doch wahr! Bourget auch Distanz. Er versucht, dem nicht eingeweihten Leser, den er als seinesgleichen anspricht — »wir, Schüler der einfachen Lehre von einst« (ebd.) — eine Erscheinung der Moderne zu erklären. Der Dilettantismus sei Symptom einer höchsten aber gestörten Zivilisation. »Une des lois de notre époque n'est-elle pas le mélange le plus chaotique des idées, le conflit dans nos cerveaux, à tous, des rêves de l'univers élaborés par les diverses races?« (Ebd., 62)^{III} — Der Autor läßt einen Pariser Salon vor unseren Augen erstehen: das disparate Nebeneinander der Vergangenheiten, Kulturen und Sti-

le, der Kultgegenstand als mondäner Dekor; dementsprechend die Unterhaltung: von fünfzehn Personen nicht zwei mit der gleichen Anschauung von Literatur, Politik und Religion. Dilettantismus erscheint hier nicht als einheitsstiftendes aber doch als authentisches Bewußtsein einer zerstreuten Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen.

Das ist nicht als Verteidigung Renans mißzuverstehen.⁵ Bourgets Analyse gewinnt Schärfe an einer kulturpolitischen Empfehlung. »Certes beaucoup résistent, mais qui doivent se hausser par réaction jusqu'au fanatisme. C'est ainsi que nulle part vous ne rencontrerez plus qu'à Paris de ces esprits tyranniques, qui s'hypnotisent dans un seul parti pris, et que possède, suivant la forte définition d'un essayiste, 'une horrible manie de certitude'. On est obligé d'affirmer trop pour affirmer quelque chose. La bonne foi y perd, et la bonne foi est après tout le lien le plus absolument nécessaire du pacte social. Combien est préférable la sincérité d'un Renan.« (Bourget, 67)^{IV} Die Intelligenz solle sich ehrlich machen und den guten Glauben, »absolut notwendiges Band des Gesellschaftsvertrages« nicht weiter an der Wahrheitsfrage strapazieren. Im guten Glauben vermutet man eine der Quellen des moralischen Lebens, wenn nicht die Quelle schlechthin, von denen Bourget einleitend gesagt hatte, daß Demokratie und Wissenschaft sie erschöpften, ohne zu ihrer Erneuerung ein Verfahren erfunden zu haben. Die dilettantische Toleranz, die eine jede Glaubens- und Erkenntnisgewißheit verstehend begreift, ohne sie fruchtlos gegen andere abzukämpfen, rührt, so muß man schließen, weniger an den gesellschaftserhaltenden Fonds guten Glaubens als eine Parteinahme, die, um sich in einer Demokratie vernehmbar zu machen, zur Übertreibung gezwungen sei. Gegenüber der dilettantischen Skepsis, dem Wissen des Nichtwissen, muß nun aber jede Parteinahme »fanatisch«, jede Gewißheit »besessen«, jede Behauptung »tyrannisch« erscheinen. Ja selbst der Anspruch auf Gewißheit wird schließlich als »gräßliche Manie« zitiert. Solche Bescheidung vor dem Ungeist des Orts und der Stunde impliziert meines Erachtens einen Führungsanspruch. Der Sache nach Ästhetizismus und Historismus bringt die Bezeichnung Dilettant die gesellschaftliche Seite des Sachverhalts hervor.

Der Dilettant bezieht sich auf Wissenschaft, Kunst und Religion nicht vom Stand des Forschenden, Schaffenden und Gläubigen. Er reflektiert sie vielmehr vom »Standpunkt des Kulturideals«. Das ist eine Unterscheidung, die der Kulturphilosoph Simmel grundsätzlich trifft. »Das Wesentliche« am Standpunkt des Kulturideals, so Simmel, »ist ..., daß es die Eigenwertigkeit der ästhetischen, wissenschaftlichen, sittlichen, ... ja der religiösen Leistung aufhebt, um sie alle als Elemente oder Bausteine in die Entwicklung des menschlichen Wesens über seinen Naturstand hinaus einzufügen.« (Simmel, 503f.) Das historisch kritische Verstehen vollbringt eben diese Aufhebung. Es überführt eine autonome Geltung in die beschränkte der Geschichte. Aber die Situation, auf die der Dilettant reagiert, ist durch den Mangel eines verbindlichen Ideals gekennzeichnet. Über das Ziel der Menschheitsentwicklung gibt, so die Einsicht des Dilettanten, keine Erkenntnis und kein Glauben mehr Gewißheit. Dieses Bewußtsein der Moderne, dem die unübersehbaren Zweckreihen keinen Endzweck mehr bedeuten, dem noch die Frage nach einem End-

zweck fragwürdig wird, begreift um eben diese Jahrhundertwende Simmel aus der vollendeten Entwicklung der Geldwirtschaft. Die Verallgemeinerung des Tauschmittels habe einen Objektivationsprozeß der Kultur entbunden, der in der Moderne das Verhältnis objektiver und subjektiver Kultur zerreiße. Dem legt Simmel die Wahrnehmung zugrunde, daß angesichts einer steigenden Fülle der objektivierten Kulturinhalte die Kultur des einzelnen Menschen abnehme. Die Verselbständigung der Kulturproduktion gegen ihre Produzenten ebenso wie gegen ihre Konsumenten — das meint Objektivationsprozeß — vollzieht sich, Simmels Darstellung folgend, durch Arbeitsteilung und Spezialisierung, durch die Trennung der Arbeiter von ihren Arbeitsmitteln und, bei gleichzeitiger Verbreitung der Konsumtion, durch die Entfernung der Konsumenten aus der Herstellung, wie es am Verschwinden der Kundenarbeit sichtbar wird. Als ein Moment dieses Prozesses deutet Simmel das historische Wissen, in seiner Folge die Vielheit der Stile. »Daß die sämtlichen Anschauungsinhalte unseres Kulturlebens in eine Vielheit von Stilen auseinandergegangen sind, löst jenes ursprüngliche Verhältnis zu ihnen, in dem Subjekt und Objekt noch gleichsam ungeschieden ruhen, und stellt uns einer Welt nach eigenen Normen entwickelter Ausdrucksmöglichkeiten, der Formen, das Leben überhaupt auszudrücken, gegenüber, so daß eben diese Formen einerseits und unser Subjekt andererseits wie zwei Parteien sind, zwischen denen ein rein zufälliges Verhältnis von Berührungen, Harmonien und Disharmonien herrscht.« (Ebd., 523f.) Als subjektive Partei der Kultur gelten bei Simmel die privaten innerlichen Individuen, aus denen nach der »Philosophie des Geldes« die Sachgehalte des Lebens, die Produktion und Reproduktion, ausgelagert sind. »Das unbestreitbar Eigene« der Individuen behauptet Simmel in einem nicht weiter »zu verdinglichenden Rest« (vgl. ebd., 532). Dieses Restindividuum als die subjektive Partei der Kultur ist aber ein ideologischer Begriff, das meint: er hat in der bürgerlichen Gesellschaft praktische Geltung. Und unter seiner Voraussetzung kann Kulturaneignung in der Tat nur als ein »zufälliges Verhältnis von Berührungen«, privat und schließlich stellvertretend gedacht werden. Die Stellvertretung folgt aus dem Umstand, daß Privatheit, Individualität im Sinne Simmels, für die meisten Menschen den gar nicht unbestrittenen Zeitrest bedeutet, der von der Produktion und Reproduktion der Sachgehalte des Lebens abfällt. Der Bourgetische Dilettant, der kritisch Verstehende und Genießende — das ist meine These — bietet sich in diesem Notstand privatöffentlich als Vermittler an, und man wüßte unter der Bedingung privater Kulturaneignung keinen besseren zu finden. Man kann sagen, daß er das bürgerliche Geschäft besorgt, aber er besorgt es nicht schlecht. Als Liebhaber und Kenner vermittelt er zwischen den objektiv, nach Simmel: fremd gewordenen Kulturinhalten und den vielen einzelnen Individuen, die in den Kulturformen der Menschheit ihr »Eigen« vergeblich suchen und ihre gemeinsame Tätigkeit nicht wahrhaben wollen. Der Dilettant, indem er die Kultur in korrespondierender Empfindung und Geistigkeit belebt und, umgekehrt, seine Empfindung und Geistigkeit aus Kulturkorrespondenzen empfängt, nimmt das »rein zufällige Verhältnis von Berührungen, Harmonien und Disharmonien« zwischen der Kultur und ihren bürgerlichen Subjekten auf sich. Er erleidet es, individuell und stellvertretend.

Erleidend formt er die übermächtige Fülle der Kulturgegenstände in seinen Nerven nach. Er macht sich, wie Bourget sagt, zu einem »Mosaik komplizierter Sensationen« (Bourget, 64).

Seine Nerven sind ihrerseits Kulturgut. Das verbürgt dem Vermittler keine Allgemeingültigkeit aber Echtheit, beinahe Geburtsadel. Der neunzehnjährige Hofmannsthal plaudert aus, was Bourget, vorsichtig, im allgemeinen Begriff der *décadence* verschließt. »Man hat manchmal die Empfindung, als hätten uns unsere Väter ... und unsere Großväter ... und alle die unzähligen Generationen vor ihnen, als hätten sie uns, den Spätgeborenen nur zwei Dinge hinterlassen: hübsche Möbel und überfeine Nerven.« (Hofmannsthal 1955, 170) Die überfeinen Nerven, wiewohl Auszeichnung eines Individuums, erscheinen ihrerseits fremd, autoritativ gegen ihre Träger. Der Dilettant wird denn auch nie als Persönlichkeit, bestimmt durch Charakter und entschiedenes Gefühl, vorgestellt. Eine alldurchlässige Empfindlichkeit duldet keine festen Eigenschaften. Die dilettantischen Nervositäten sind nur die scheinbar natürlichen Exponenten einer aus Vernunft nicht mehr begriffenen Kulturentwicklung. Ihre spätere Einbettung in Irrationalismen, in nationale und Rassetheorien, ist eine Konsequenz, die alle Dilettanten der Jahrhundertwende hätten ziehen können.

An dem Punkt, an dem sich der dilettantische »Experimentier-« und »Schönheitstrieb« (Hofmannsthal 1955, 173) von der sittlichen Person vollends ablöst, setzt aber auch die Selbstkritik der Dilettanten an. »Im Dilettantismus ist der Kern einer sittlichen Verderbnis« (Hofmannsthal 1959, 65), urteilt Hofmannsthal in einer späteren Aufzeichnung. Was wie Abkehr aussieht, ist aber von Beginn an Bestandteil des Dilettantismus. Die Kritik entfaltet eine von allen sozialen Einverständnissen gereinigte Geistigkeit als die immoralsche, die dämonische Seite des Dilettanten. Das macht den Inhalt der Dilettanten-Romane Bourgets, »Le disciple« und »Cosmopolis«, aus: Der Widerpart bleibt jedoch unterentwickelt. Höchst unsichere Balance zwischen Rechtfertigung und Kritik hält Bourget auch in seiner Untersuchung Renans. Wenn er die Verschiebung der Kulturleistung von Schaffen und Bejahen auf Verstehen und Genießen durch die Zeitumstände rechtfertigt, so heißt er sie nicht an und für sich gut. Er gibt der Befürchtung Ausdruck, daß der dilettantischen Unfähigkeit zur Bejahung Willensschwäche entsprechen könnte. Und an anderer Stelle heißt es warnend: »Der Dilettantismus ersetzt die Tat.« (Bourget, 318) Aber die Gegenbegriffe, Schaffen, Wollen, Handeln, bleiben leer. Schaffen bedeutet hier so wenig Arbeit nach Gesetzen, gar erlernbaren Regeln der Kunst und Wissenschaft, wie Wollen und Handeln inhaltlich bestimmter Wille, bestimmte Aktion meinen. Was objektiv Inhalt dieser Begriffe ist, löst ja der Dilettant verstehend und genießend in subjektive, geistige und sinnliche Korrespondenzen auf. Es bleiben die Worthülsen zurück. Von den Worthülsen kann der Dilettant aber nicht lassen, bezeichnen sie doch ihm, dem Liebhaber und Kenner, den Platz des einen Meisters, der, wie er sagt, *nottâte*, der einen Wahrheit, die, offenbarte sie sich ihm, dem Dilettanten, dem Wollen und Handeln Richtung und Sinn gäbe. Am Ende seines Romans »Cosmopolis« läßt Bourget den Widerpart des Dilettanten zitieren: »*debitricem martyrii fidem*«. Der Dilettant erwidert: »*Que c'est beau, en effet.*« »Aber meinen Sie, daß es unter

den Dilettanten und Skeptikern einen gibt, der das Martyrium verweigerte, wenn er Glauben schuldete?« (Bourget, *Cosmopolis*, 486) Und Hofmannsthal über die Dilettanten hinausblickend: »Aber der große Dichter, auf den wir alle warten, heißt Menenius Agrippa und ist ein weltkluger großer Herr.« Er werde durch seine Kunst bewirken, daß die Verlaufenen »dem atmenden Tag wieder Hofdienst tun, wie es sich geziemt« (Hofmannsthal 1955, 171f.). »Herr«, ruft schließlich Bebuquin in Carl Einsteins Prosa von 1910 — sie führt den Untertitel »Dilettanten des Wunders« —, »gib mir ein Wunder, wir suchen es seit Kapitel eins. Dann will ich normal sein, aber erst dann.« (Einstein, 54) Der Dilettant hält für den Meister und die Wahrheit einen Platz offen, der dank seiner fortgesetzten Operation eine Leerstelle bleibt. Mit der Vertretung dieser Leerstelle sichert er den Kulturmarkt, sich selber aber das Monopol.⁶

Die deutschen fin de siècle-Dilettanten adaptieren Bourget, den Hermann Bahr ihnen empfohlen hat (vgl. Bahr 1891), und sie adaptieren Nietzsche. Nietzsche verwandte den Begriff nicht erst in der Folge Bourgets (vgl. Vaegt 1970, 153)⁷. Als »Dilettantisieren« hatte Nietzsche in der Vierten unzeitgemäßen Betrachtung 1876 eine bedenkliche Bildung des jungen Wagners charakterisiert. »Ein Geist der Unruhe, der Reizbarkeit, eine nervöse Hast im Erfassen von hundert Dingen ... Wer oberflächlich hinblickte, mochte meinen, er sei zum Dilettantisieren geboren. (...) Die gefährliche Lust an geistigem Anschmecken trat ihm nahe, ebenso der mit Vielerlei-Wissen verbundene Dünkel, wie er in Gelehrten-Städten zu Hause ist; die Empfindung wurde leicht erregt, ungründlich befriedigt.« (Nietzsche, Bd.1, 371) »Die Lust an geistigem Anschmecken« kehrt bei Hofmannsthal als »Anempfindungsvermögen«, die »leicht erregte, ungründlich befriedigte Empfindung« als das »Angelebte« (Hofmannsthal 1955, 18 und 19) wieder. Die Wirkung Nietzsches, vor allem seiner späteren Wagner-Kritik, verengt das Bourget'sche Konzept des Dilettanten auf das Lebensproblem der Spätgeborenen, den Krankheitsbefund der Kultur. In der deutschen Literatur der Jahrhundertwende führt es, bei Hofmannsthal und Thomas Mann, herausfordernd apologetisch bei Schaukal, zu der besonderen Mischung von Faszination in der *décadence* und Klage ums »versäumte Leben«.⁸ Die an Bourget faßbaren kulturpolitischen Zusammenhänge verlieren sich in Kulturpsychologie. Dafür ist Rudolf Kassners Studie »Der Dilettantismus« ein besonders ärgerliches Zeugnis.⁹

Der eine junge Hofmannsthal zeigte sich demgegenüber als ein verständiger Leser Bourgets. »Wir haben gleichsam keine Wurzeln im Leben und streichen, hellsichtige doch tagblinde Schatten zwischen den Kindern des Lebens umher.« Das ist das leidige Lebensproblem. Aber dieses Weltkind, immerhin, fährt fort: »Wir! Wir! Ich weiß ganz gut, daß ich nicht von der ganzen großen Generation rede. Ich rede von ein paar tausend Menschen, in den großen europäischen Städten zerstreut. (...) Es brauchen keineswegs die Genies, ja nicht einmal die großen Talente der Epoche unter ihnen zu sein; sie sind nicht notwendigerweise der Kopf oder das Herz der Generation: sie sind nur ihr Bewußtsein. Sie fühlen sich mit schmerzlicher Deutlichkeit als Menschen von heute; sie verstehen sich untereinander, und das Privilegium dieser geistigen Freimaurerei ist fast das einzige, was sie im guten Sinne vor den übrigen voraus

haben. Aber aus dem Rotwelsch, in dem sie einander ihre Seltsamkeiten, ihre besondere Sehnsucht und ihre besondere Empfindsamkeit erzählen, entnimmt die Geschichte das Merkwort der Epoche.« (Hofmannsthal 1955, 172) Wenn nicht Genie, Kopf und Herz, also Taten, Gedanken und Erfahrungen Geschichte machen, sondern das Bewußtsein tagblinder Schatten Geschichte schreibt, dann heißt das Merkwort der Epoche wohl Dilettantismus. Für den Verlust an Wurzeln in Leben, Alltag und Heimat, den sie beredt beklagen, entschädigt die Dilettanten die europäische Verständigung. Als geheime Gesellschaft, Freimaurerei umschrieben, sitzen sie, so meint man, in allen Poren der Öffentlichkeit. Und dort hat sie Karl Kraus aufgetan, doch nannte er ihr Rotwelsch Feuilletonismus und die, die es sprechen, Parasiten an Kunst und Leben (vgl. Kraus, vor allem 100ff. und 188ff.).

Will man den Fortgang der Sache verfolgen, die im Namen des Dilettantismus um die Jahrhundertwende angezeigt wurde, so wäre außer der Kritik Karl Kraus' Musils Roman »Der Mann ohne Eigenschaften« zu untersuchen. »Essayismus« nennt Musil die Geistes- und Lebenshaltung seines Protagonisten Ulrich (vgl. Musil, 247ff.). Ich meine, daß man darin die Disposition, die Bourget Dilettantismus nannte, auf höherer Reflexionsebene und in strenger Folgerichtigkeit wiedererkennen kann. Ulrich findet sich im Salon Diotimas einer ähnlichen Konfusion des Geistes gegenüber, wie sie Bourget beschrieben hatte. Und sie war noch um einige Jahrzehnte angewachsen. Die Erbitterung Musils gegen Rathenau, den er in der Gestalt Arnheims außer allem Maß erhöhte, kann aus dem schwierigen Versuch interpretiert werden, bestimmte Züge des Dilettanten auszusondern und in einer Gegenposition versammelt anzugreifen, damit die wissenschaftliche Exaktheit im Experiment einer »geistigen und seelischen Verwandlung« nicht gefährdet werde. Musil notierte 1914: »Rathenau ist das Beispiel der Entartung eines Essayisten in einen philosophischen Dilettanten.« — Auf dieser Höhe der Krise tritt die frühere Dilettantismus-Debatte, die Goethe und Schiller um die vorletzte Jahrhundertwende führten, in ein neues Licht. Sie wirft ihrerseits Licht in die jüngst vergangene. Man erkennt, daß um 1799 die kritischen Umstände, die den Dilettanten förderten, mit Macht ins Bewußtsein traten, wenn sie als eine erste Krise auch schon in Diderots »Neveu de Rameau« aufgebrochen waren. Rameaus Neffe kann ja mit dem besonderen Recht der ersten französischen Wortbedeutung dilettante, Liebhaber der italienischen Musik, genannt werden. Bei Diderot heißt er ein »virtuose«, und im Diderotschen virtuose zerreißt das in der Renaissance geknüpfte Band von virtute und virtuoso, das den Bildungswert der geselligen Kunstpflege sicherte. Man erkennt im deutschen Klassizismus aber auch deutliche Bestimmungen, die gegen den Dilettanten verteidigt werden. Vaget hat ausführlich das Dilettantismus-Projekt der Propylen-Herausgeber dargestellt (vgl. Vaget 1971). Die Unternehmung begann in kulturpolitischer Absicht: es sollte das Terrain für die klassizistischen Lehren von den schädlichen Dilettanten gereinigt werden, um die nützlichen für die Verbreitung der neuen Ansichten zu gewinnen. Man tritt im Namen des Meisters gegen den »unreinen Bildungstrieb«, den Karl Philipp Moritz herausgestellt hatte und den Schiller zuerst als »Dilettantismus« bezeichnete (vgl. Vaget 1970, 142ff.). Die

Unternehmung weitet sich aus, stockt, bricht ab. Das Problem scheint sich dem Schema von Schaden und Nutzen, schließlich der theoretischen Bearbeitung überhaupt zu entziehen. Goethe wird es, so sagt man, literarisch im »Wilhelm Meister« und in den »Wahlverwandtschaften« gestalten.

Fragwürdig wurde im Dilettanten die Stellung der Kunst zur Gesellschaft. »Allgemeine verbreitete — ich will nicht sagen — Hochachtung der Künste, aber Vermischung mit der bürgerlichen Existenz und eine Art Legitimation derselben« bilde die Voraussetzung für das »Entstehen des Dilettantismus« (Goethe, 343). Versteht man unter »bürgerlicher Existenz« den privaten und privateigentümlichen Bereich der Gesellschaft, dann sind, ihm inkommensurabel, die Künste an eine wie immer definierte objektive Allgemeinheit gebunden. Gesetz und Regel, die der Meister nach klassizistischer Lehre beherrscht, Naturnachahmung und Welterfahrung, Empirie, die ihn verpflichten, gewinnen Geltung an allgemeinen Sachgehalten des Lebens. Mit der bürgerlich privaten Existenz »vermischt«, werden diese Sachgehalte in der Kunst aber so unkenntlich, wie die allgemeinen Sachgehalte der gesellschaftlichen Arbeit den Privateigentümern unkenntlich sind. Die Kunststoffe und -formen scheinen dann beliebig verfügbar für eine »Art Legitimation«, ich interpretiere: Selbstanschauung des privaten einzelnen. Das erzeugt den Dilettanten, und die Dilettanten unseres Jahrhunderts machen es sich zu nutze. Die schönen Künste und Wissenschaften fallen an sie in dem Maß, wie die gesellschaftlichen Sachgehalte im bürgerlichen Begriff einer objektiven Allgemeinheit verschwinden. Die Unterscheidung des Dilettanten vom Meister und von der Wahrheit als Form der Allgemeinheit scheint ein Jahrhundert später zur reinen Fiktion geworden. Kraus und Musil — sie sind gewiß nicht die einzigen — bieten gegen die Dilettanten die Sprache auf, Grammatik und Genauigkeit, Welterfahrung und Unbestechlichkeit. Wenn das kein Kampf gegen Windmühlen, Dilettanten gegen Dilettanten, gewesen sein soll, müssen sich aber in der genauen Sprache, im welterfahrenen, unbestechlichen Bewußtsein die vergessenen Sachgehalte gemeinsamen Lebens wieder aufdecken lassen.¹⁰

Übersetzung der französischen Zitate

- I Es ist viel weniger eine Lehre als eine Disposition des Geistes, sehr intelligent und lustvoll zugleich, die uns den verschiedenen Lebensformen abwechselnd geneigt macht und dahin führt, uns allen diesen Formen zu leihen, ohne uns einer einzigen hinzugeben. Es gehört dazu ein verfeinerter und zugleich systematischer Skeptizismus mit einer Kunst, diesen Skeptizismus in ein Instrument des Genusses umzuformen. Dann wird der Dilettantismus zu einer delikaten Wissenschaft der geistigen und seelischen Verwandlung.
- II Der philosophische Dilettant betrachtet alle diese Systeme nacheinander mit Neugierde, einer verächtlichen — denn sie entspringt aus dem Gefühl der Ohnmacht der Lehren — und einer mitfühlenden Neugierde, da sich in sie mit der Idee, daß diese Lehren einmal aufrichtig waren, die Überzeugung mischt, daß sie in bestimmten Umständen und für bestimmte Köpfe wahr gewesen sind.
- III Ist nicht eines der Gesetze unserer Epoche die chaotischste Mischung der Ideen, in unser aller Hirn der Konflikt von Weltträumen, die die verschiedenen Rassen ausgearbeitet haben.
- IV Gewiß, viele leisten Widerstand, aber als Reaktion müssen sie sich bis zum Fanatismus steigern. Darum begegnet einem nirgendwo als in Paris dieser tyrannische Geist, der sich auf eine einzige Parteinahme versteift, und, nach der starken Definition eines Essayisten, von einer »gräßlichen Gewißheitsmanie« besessen ist. Man muß zuviel bejahen, um etwas zu bejahen. Der gute Glauben verliert dabei, und der gute Glauben ist schließlich das absolut notwendige Band des Gesellschaftspakts. Um wievieles ist dem die Aufrichtigkeit Renans vorzuziehen.

Anmerkungen

- 1 Anatole France und Heinrich Mann werden sich republikanisch und links engagieren; Bourget, Jules Lemaître und Barrès gewinnen wortführende Positionen in der Vereinigung der Nationalisten gegen die Dreyfus-Intellektuellen — Barrès propagiert den Rassismus eines *socialisme national* — später in der präfaschistischen Organisation »Action Française«; Hofmannsthal wird sich für die »konservative Revolution« entscheiden.
- 2 Gadamer bestimmt die ästhetische Bildung im Gegensatz zur Einheit des Geschmacksideals, die eine Gesellschaft, wie die höfische, auszeichnet. »Der Besitz an künstlerischen Interessen ist für sie kein beliebiger und der Idee nach universaler, sondern was Künstler schaffen und was die Gesellschaft schätzt, gehört in der Einheit eines Lebensstiles und Geschmacksideals zusammen. Die Idee der ästhetischen Bildung dagegen ... besteht gerade darin, keinen inhaltlichen Maßstab mehr gelten zu lassen und die Einheit der Zugehörigkeit eines Kunstwerks zu seiner Welt aufzulösen. (...) Das ästhetische Bewußtsein (ist) das erlebende Zentrum, von dem alles als Kunst Geltende sich bemißt.« (Gadamer, 80f.)
- 3 Auf die »Society of Dilettanti«, gegründet 1734, führt Vaget den Gebrauch des damals auch im Italienischen seltenen Worts dilettante in der englischen und deutschen Sprache des achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts zurück. Das Vorwort zu der berühmten Veröffentlichung der Gesellschaft, den »Ionian Antiquities« von 1769, die auch die deutsche Griechenbewegung beeinflusste, erklärt die gemeinsame Arbeit der Autoren als gesellige Kunstpflege. Vaget sieht darin das Bildungsideal der Renaissance wirksam, wie es Castiglione im »Cortegiano« entworfen hatte. Der virtuoso, der vielseitige, in den Künsten praktisch Gebildete, blieb Bestandteil des Gentleman ebenso wie der »harmonischen Persönlichkeit« Shaftesburys. — Es scheint, das das Wort dilettante, bis es Bourget, ein Kenner Englands, aufgriff, in der französischen Sprache neben dem alten Wort amateur und virtuose, wenn nicht neu so doch ungebräuchlich war; seine erste Bedeutung schränkte es auf den Liebhaber der italienischen Musik ein.
- 4 Bourget, Lemaître, Anatole France und der junge Barrès in Frankreich, Hermann Bahr, Hofmannsthal, Schaukal und die Brüder Mann in Deutschland gehören zur Gruppe der »Psychologen«, die die Literatur aus dem naturalistischen »Milieu« in den Salon zurückführen. Sie schreiben in einflussreichen Zeitschriften und finden, in Frankreich, den Weg in die Académie. Mit der Rolle des dilettierenden Weltmannes nutzt der »Naturalismus im Frack« (Bahr 1891, 57ff.) auch einen Vorteil in der innerliterarischen Konkurrenz. »Unsere bessere Literatur riecht nach ungelüfteten Stuben, die schlechtere nach dem Kaffeehaus.« »Es ist ein großer Mangel der deutschen Literatur, daß ihr das Weltmännische abgeht.« (Schaukal, 280) Kassner sieht in dem Dilettantismus, den »einige junge Franzosen« ihrer Literatur verordnen, ein »Gegengift« gegen die »Flachheit eines Taine« und gegen die »Grausamkeit aus Mangel an Überfluß eines Flaubert« (vgl. Kassner, 55f.). — Die literarische Fiktion »Weltmann« macht Schaukals »Selbstdarstellung« einsichtig (vgl. Schaukal, 24ff.), obwohl Schaukal selber, hoher Verwaltungsbeamter, am ehesten als Dilettant im herkömmlichen Sinn gelten kann. Von Interesse ist in diesem Zusammenhang — der Sache nach, das Wort Dilettant in der fin de siècle-Bedeutung verliert sich — der 1905 erschienene »Dialog von Marsyas« Hermann Bahrs (vgl. Bahr 1962, 21ff.).
- 5 Den von der Dritten Republik gefeierten Wissenschaftler und Philosophen einen Dilettanten zu nennen, wurde zu einem Gemeinplatz, der für lange ein ernsthaftes Studium Renans verhinderte.
- 6 Sein Monopol hält der Dilettant als Kritiker. »Die Kritik tritt an die Stelle der Theologie« (France, 177), mutmaßt Anatole France. Er kontert den kritischen Einwand, den der Literaturhistoriker Brunetière gegen die »critiques dilettantes et impressionistes« erhoben hatte: »genießen ist eine Sache, urteilen eine andere« — mit der Herausforderung: »Das ist der gute Kritiker, der die Abenteuer seiner Seele inmitten der Meisterwerke erzählt.« (Ebd., 176) Sich selbst behauptend, vertritt der Dilettant doch nur den Kulturmarkt. Er verbreitet nicht, popularisierend, das Wissen und die Kunst als Formen allgemeinen Bewußtseins, vielmehr unterhält und festigt er den Schein ihrer schönen Beliebigkeit: er genießt professionell. — Die Empfehlung des Dilettantismus trägt noch einem anderen Mißstand als dem im Text ausgeführten Rechnung; Bourget bedenkt ihn in seinem Essay über Stendhal (vgl. Bourget, 323ff.). Die bürgerliche Gesellschaft fördert mehr Geist, als sie gebrauchen kann.

Ihr Schulsystem bringt eine literarisch kritische Intelligenz mit sehr hohen Lebensansprüchen hervor, denen die Gesellschaft nicht mit ausreichend Plätzen in ihrer Verwaltung genügt. Die immense Ausweitung eines *marché des biens symboliques* kann, von dieser Überlegung ausgehend, als ein Mittel angesehen werden, eine ungenutzte, aus diesem Grund nicht schon revolutionäre, aber ihrer Neigung nach rebellische Intelligenz zu absorbieren. Wenn die Verhältnisse danach sind, betätigt sie sich politisch. Ein eindrucksvolles Zeugnis für einen politisch gewendeten Dilettanten liefert Bourget in eigener Person. Als die Unregelmäßigkeiten im Prozeß Dreyfus nicht länger ohne Gefahr für den Bürgerfrieden zu bestreiten waren und die Kassation des Urteils durch den Hohen Gerichtshof bevorstand, entschied der Antidreyfusianer Bourget: »La Justice? Eh bien, je m'en moque de la justice!« »Ich lache über die Gerechtigkeit!« (Zit. n. Weber, 27)

- 7 In die »Skizze der Wort- und Bedeutungsgeschichte« *Vegets* wäre an dieser Stelle einzufügen, daß vor Nietzsche Dilthey in seinem Kapitel »Die romantischen Genossen« aus dem »Leben Schleiermachers« von 1870 das Wort Dilettant in ähnlich kritischem Sinn gegen die Romantik verwendet. »Auch in ihren schönsten Dichtungen liegt etwas Dilettantisches. (...) Sie dichten aus dem bloßen Duft der Erscheinungen, typischen Charakteren, höchsten Ideen und tiefsinnigen Absichten.« (Dilthey, 299)
- 8 Vgl. vor allem Hofmannsthals Gedicht »Der Tor und der Tod«, Thomas Manns Novelle »Der Bajazzo« und Schaukals »Selbstdarstellung« sowie sein »Buch vom Dandy und Dilettanten« »Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser«.
- 9 Kassner ordnet den Dilettanten bestimmten Zeiten zu, bestimmten Völkern, dem einen Geschlecht — Frauen sind keine Dilettanten. Der echte Dilettant ist in Deutschland zu Haus. Starke Gemeinwesen kennen ihn nicht. Denn Dilettantismus sei Mangel an Gemeinsinn und Konvention. Gemeinsinn und Konvention sollen aus der Übereinstimmung zwischen Mensch und Welt entspringen. Gegenüber dem Mann von Welt einerseits, der Dämonie echter Künstlerschaft andererseits erweisen sich, so Kassner immer weiter, bestimmte untiefe, zerstreute, unreife, ziellose Individuen als Dilettanten. In der Moderne sei es das soziale Gleichheitsgefühl, in seiner Folge die Herzlosigkeit, die die vielen Dilettanten hervorbringe. Ihre kennzeichnende Unzulänglichkeit liege in den Surrogaten, etwa in der Ersetzung des Flügels durch den Aeroplan. Das Mittel dagegen schließlich sei das Außerordentliche des Einzelnen, demgegenüber es gleichgültig sein müsse, wie weit der zurückbleibt, der das Außerordentliche nicht zu leisten vermag. Kassners Unterscheidung des Dilettanten vom Sophisten der Antike, vom Sammler des 17. und 18. Jahrhunderts, vom englischen und französischen Dandy fördert einige Beobachtungen, doch machen sie seine Sache nicht klarer. Seine Studie begräbt sie. Ähnlich, »kulturpsychologisch«, verfährt später in Frankreich Claude Saulnier bei der Interpretation des Dilettantismus.
- 10 Der konservative Brunetière, *pédant de collègue* gegen die Dilettanten, hatte gesagt: »Wir sind solidarisch mit allen, die uns vorausgegangen sind und mit allen, die uns nachfolgen. Dann aber ist ein Kunstwerk nur ein Gewaltstreich oder ein Geschicklichkeitsakt oder eine reine Finanzoperation, wenn es nicht etwas von dieser Solidarität ausdrückt. Jeder muß leben, aber ich kenne niemanden, der reden oder schreiben müßte, und wer immer sich dazu entschließt, ist in Ewigkeit für sein Wort oder seine Schrift der ganzen Menschheit Rechenschaft schuldig.« (Zit. n. Klein, 172)

Literaturverzeichnis

- Bahr, H., 1891: Die Überwindung des Naturalismus, Dresden und Leipzig
 ders., 1962: Kulturprofil der Jahrhundertwende. Essays, Auswahl von H. Kindermann, Wien
 Bourget, P., 1924: *Essays de psychologie contemporaine*, Bd. I, Paris
 ders., 1894: *Cosmopolis*, Paris
 Dilthey, W., 1922: *Leben Schleiermachers*, Bd. I, Berlin und Leipzig
 Einstein, C., 1974: *Bebuquin oder Die Dilettanten des Wunders*, Frankfurt/M.
 France, A., 1907: *La vie littéraire*, Bd. 3, Paris
 Gadamer, H.G., 1975: *Wahrheit und Methode*, Tübingen
 Goethe, J.W.v., 1973: *Kunsttheoretische Schriften und Übersetzungen. Schriften zur bildenden Kunst I*, Berlin (Berliner Ausgabe, Bd. 19)

- Hofmannsthal, H.v., 1955: Prosa I, Frankfurt/M. (Gesammelte Schriften in Einzelausgaben, hrsg.v. R. Steiner)
- ders., 1959: Aufzeichnungen, Frankfurt/M. (Gesammelte Schriften in Einzelausgaben)
- Horkheimer, M., 1968: Kritische Theorie, Bd.2, hrsg. v. A. Schmidt, Frankfurt/M. («Montaigne und die Funktion der Skepsis»)
- Kassner, R., 1910: Der Dilettantismus, Frankfurt/M.
- Klein, F., 1895: Autour du dilettantisme, Paris
- Kraus, K., 1960: Untergang der Welt durch schwarze Magie, München (Werke, hrsg. v. H. Fischer, Bd.8)
- Musil, R., 1978: Der Mann ohne Eigenschaften, Hamburg
- Nietzsche, F., 1954: Werke in drei Bänden, hrsg. v. K. Schlechta, Bd.2, München («Zur Genealogie der Moral»)
- ders., 1954: Werke in drei Bänden, hrsg. v. K. Schlechta, Bd.1, München («Richard Wagner in Bayreuth»)
- Littré, E., 1963: Dictionnaire de la langue française, abrégé par A. Beaujean, Paris
- Saulnier, C., 1940: Le dilettantisme, Paris
- Schaukal, R.v., o.J.: Um die Jahrhundertwende, München/Wien («Selbstdarstellung»; »Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser«)
- Simmel, G., 1930: Philosophie des Geldes, München und Leipzig
- Sörensen, B.A., 1969: Der »Dilettantismus« des Fin de siècle und der junge Heinrich Mann. In: Orbis Litterarum 24
- Vaget, H.R., 1970: Der Dilettant. Eine Skizze der Wort- und Bedeutungsgeschichte. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 19
- ders., 1971: Dilettantismus und Meisterschaft. Zum Problem des Dilettantismus bei Goethe: Praxis, Theorie, Zeitkritik, München
- Weber, E., 1962: Action Française. Royalisme and reaction in twentieth-century France, Stanford



Entwürfe von Frauen
in der Literatur des 20. Jahrhunderts
Literatur im historischen Prozeß NF 5
Argument-Sonderband AS 92
16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)

ENTWÜRFE VON FRAUEN



DIE VERBORGENE FRAU

Die verborgene Frau
Sechs Beiträge zu einer feministischen
Literaturwissenschaft von
Inge Stephan und Sigrid Weigel
Literatur im historischen Prozeß 6
Argument-Sonderband AS 96, 1983
16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)

H. Gustav Klaus

Kultureller Materialismus

Neue Arbeiten von Raymond Williams*

»Politics and Letters« war der programmatische Titel einer kurzlebigen Zeitschrift, die Williams 1947/48, damals 26jährig, herausgab, nachdem er das durch den Krieg unterbrochene Studium abgeschlossen hatte. Sein ehrgeiziges Projekt einer Verbindung von Literatur und Politik auch nur halbwegs zu verwirklichen, sollte den Autor mehr als ein Jahrzehnt unbeirrbarer, von Rückschlägen infolge gescheiterter Schreibpläne gekennzeichnete Arbeit in der Stille kosten. Erst 1958/60 gelang ihm mit der ideengeschichtlichen Untersuchung »Culture and Society« und dem Roman »Border Country« der Durchbruch.

Heute steht — noch keineswegs abgeschlossen — ein imponierendes Oeuvre vor uns: kulturtheoretische und literaturwissenschaftliche Schriften, Theater- und Medienanalysen, ideen- und wortgeschichtliche Studien, politische Manifeste und Artikel, vier Romane, ein (veröffentlichtes, aber bislang nicht aufgeführtes) Drama, ein Filmskript zu einem (geplatzen) Dokumentarstreifen. Kein anderer Repräsentant der britischen Linken hat eine solche Schaffensbreite aufzuweisen. Nur wenige haben sich so konsequent stets neuesten Theorie-Importen gestellt, ohne Scheu, aber auch ohne Anbiederung, und an ihnen die eigenen Prämissen überprüft. Und dennoch sind diese Werke nie allein oder in erster Linie für den akademischen Betrieb geschrieben: Sie stellen — auch das ein Teil des ursprünglichen Programms — Einmischungen in die kulturpolitische Landschaft Großbritanniens dar und werden ihrerseits von politischen Impulsen gespeist. Das politische Engagement des Autors mögen einige Stationen seiner Biographie andeuten: ländliche Kindheit in einer walisischen Arbeiterfamilie, als Literaturstudent in Cambridge 1938/39 Mitglied der KP, Panzerkommandant im Zweiten Weltkrieg, danach fünfzehn Jahre in der Erwachsenenbildung, Wehrdienstverweigerung im Koreakrieg, Exponent der New Left seit Ende der 50er Jahre, Mitglied der Labour Party 1960-66. Aufruf zu einer linkssozialistischen Sammlungsbewegung (Mai-Manifest) 1967.

Das Buch »Politics and Letters« zieht eine Bilanz dieses aktiven Lebens. In einem Mammutinterview, das drei Redaktionsmitglieder der »New Left Review« (Perry Anderson, Anthony Barnett, Francis Mulhern) 1977/78 mit dem Autor geführt haben, werden alle Seiten von Williams' Schaffen angesprochen, nach ihrem Entstehungszusammenhang befragt, aber auch auf ihre Haltbarkeit — im doppelten Sinne — überprüft.

An der Hinterfragung eines analytischen Instruments wie »Gefühlsstruktur« läßt sich exemplarisch verdeutlichen, wie sehr die scharfsinnigen Fragen Williams' häufig eine Klärung, Verfeinerung oder Relativierung seiner Auffassungen abverlangen. Structure of feeling, ursprünglich einmal definiert als das — von einer Künstlergeneration artikulierte — strukturierte Lebensgefühl einer Periode, wird hier erheblich modifiziert. Bezeichnen soll das Konzept nur die signifikante kulturelle Intervention einer jungen Generation (um die Dreißig),

* Williams, Raymond: Politics and Letters. Interviews with New Left Review. Verso Edition, London 1981 (444 S., br., £4,50). — Ders.: Problems in Materialism and Culture. Selected Essays. New Left Books and Verso Edition, London 1980 (277 S., br., £3,95). — Ders.: Culture. Fontana Paperbacks, Glasgow 1981 (248 S., br., £2,50).

eingeschränkt wird sein klassenübergreifender Anspruch, zugestanden damit zugleich die Möglichkeit zeitgleicher konkurrierender Gefühlsstrukturen, zurückgenommen auch die Erwartung von Rückschlüssen auf alle gesellschaftlich relevanten Erfahrungen und Prozesse einer Periode. Brauchbar bleibt an dem Konzept jedoch, daß es eine kunstspezifische Qualität markiert, die in Ideologie nicht aufgeht.

In ihrer geglückten Mischung aus Informationsbereitstellung, Kritik und Umreißen einer Gegenposition vereinen die Interviews mehrere Vorzüge: Sie führen in Leben, Gedankenwelt und Begrifflichkeit des Autors ein, ohne eine genaue Kenntnis seiner Werke zur Voraussetzung zu machen; sie erleichtern durch die Gesprächsform, d.h. die einfachere Diktion und Komprimiertheit der Aussagen, den Zugang zu Williams' Ideen, auch wenn einzelne Formulierungen mit Sicherheit nachträglich geschliffen worden sind; sie erhellen den Kontext des oppositionellen Diskurses, den der Autor pflegte, indem sie die Namen der Gegner benennen, statt wie Williams sich nur in dunklen Andeutungen zu ergehen; sie bieten aber auch dem Spezialisten etwas, da es dem Trio gelungen ist, wirkliche Schwachstellen und Zweideutigkeiten in der Anlage mancher Texte aufzuspüren. — Sicherlich riskiert, wer die fünf extensiven Abschnitte Biographie, Kultur, Drama, Literatur und Politik, in die das Buch unterteilt ist, auf ihren Kern bringen will, problematische Vereinfachungen. So viel läßt sich jedoch ohne Verfälschung festhalten: In seiner öffentlichen Biographie erweist sich Williams als hartnäckiger Individualist, so aufrichtig wie eigenwillig, ein Sozialist und Hochschullehrer humanistischer und moralischer Prägung, mit festen Prinzipien, aber vorsichtig gegenüber organisatorischen Festlegungen; kulturtheoretisch und -analytisch als unermüdlicher Sucher und Verteidiger der Materialität kultureller Prozesse, sowohl gegenüber idealistischen als auch mechanistischen Positionen; in ästhetischer Hinsicht als entschiedener Verfechter einer Realismuskonzeption, damit naturalistischen und formalistischen Strömungen gleichermaßen abhold (dies gilt auch für die Beurteilung der Entwicklungen auf dem Theater); in seinen politischen Analysen und Handlungen zunächst als kritischer Anhänger einer — klassenbewußten — Sozialdemokratie alten Typs, nach der desillusionierenden Erfahrung mit dem Labour-Kabinett der sechziger Jahre hingegen als Gegner jedweder gradualistischen oder bloß parlamentarischen Strategie, im übrigen zunehmend internationalistisch gesinnt.

Eine Frage, die von den Interviewern nicht gestellt wurde, sich dem kontinentalen Betrachter aber aufdrängt, ist die nach der Tiefenwirkung der Williams'schen Denkansätze. So viele Impulse im einzelnen auch von diesem Werk ausgegangen sind, hat sich doch — um eine Kategorie des Autors zu gebrauchen — keine »Formation« herausgebildet, die sich als Schule oder Bewegung bezeichnen ließe. Einzelne hochbegabte Adepten lassen sich nennen, doch sie sind entweder Einzelgänger geblieben (Patrick Parrinder) oder andere Wege gegangen (Terry Eagleton). Kein Projekt aber ist in Sicht, das sich dem literaturorientierten didaktischen Programm des konservativen »Scrutiny«-Kreises oder, ein anderes Beispiel, der Althusser-Schule in Frankreich und anderswo zur Seite stellen ließe. Liegt es am mangelnden Messianismus des Au-

tors, am Fehlen eines Organs infolge editorischer Abstinenz nach dem frühen Scheitern der o.a. Zeitschrift, an prinzipiellen Schwierigkeiten bei der Übertragung und Anwendung seiner (eigenwilligen) Kategorien und Verfahren? Die Klärung dieser Frage könnte auch erhellen, weshalb den Arbeiten bisher (mit Ausnahme der USA) die große internationale Geltung versagt geblieben ist. Die beiden hierzulande erschienenen Werke (»Gesellschaftstheorie als Begriffsgeschichte«, 1972, und der Sammelband »Innovationen«, 1977) verzeichnen — wie entsprechende Übersetzungen in Italien — keinen nennenswerten Absatz, sie haben nur ein schwaches Echo gefunden.¹

Seit 1976, seit der Arbeit an dem systematischen Entwurf »Marxism and Literature« (Besprechung in »Gulliver« 4, Argument-Sonderband 29), bezeichnet Williams seinen Ansatz als »kulturellen Materialismus«.² Der Band »Problems in Materialism and Culture« macht vierzehn verstreut erschienene Aufsätze hauptsächlich aus den siebziger Jahren zugänglich, in denen diese Position theoretisch vorbereitet oder analytisch, an unterschiedlichen Phänomenen, demonstriert wird. Zu ersteren gehören, eher noch tentativ, der Basis-Überbau-Aufsatz (dt. in »Innovationen«) und die Auseinandersetzung mit der Materialismus-Konzeption des italienischen Linguisten Sebastiano Timpanaro. Dieser hatte mit Bedauern festgestellt, daß in der internationalen marxistischen Diskussion materialistische Einstellungen immer mehr zu einem bloßen Lippenbekenntnis verkümmerten, so daß elementaren materialistischen Grundtatbeständen wie den geologischen und interstellaren Gegebenheiten des Planeten oder der biologisch-physiologischen Natur des Menschen kaum noch Rechnung getragen wurde. Williams stimmt Timpanaro darin zu, daß der Marxismus eher an einem Defizit als einem Exzeß an Materialismus (nicht zu verwechseln mit Ökonomismus) kranke. Er teilt auch die Kritik am materialistischen Triumphalismus, wie er in den nicht problematisierten Formeln »Eroberung« und »Herrschaft über die Natur« sich auch im Marxismus eingenistet hat, wendet sich aber zugleich gegen den materialistischen Pessimismus, in den diese Kritik bei Timpanaro umschlägt, wenn aus dieser Erkenntnis einseitig negative, beeinträchtigende Folgen für das große Projekt der Befreiung abgeleitet werden.

Zu den materialen Analysen des Bandes zählen eine Studie über die Intellektuellen der Bloomsbury Group (bedeutende Vertreter u.a.: Virginia Woolf, Maynard Keynes) sowie Genreuntersuchungen zum englischen naturalistischen Drama und zum walisischen Industrieroman. Kennzeichnend für alle drei Aufsätze ist die ausgreifende Perspektive, durch die der jeweilige Gegenstand in seinem ökonomischen und gesellschaftlichen Beziehungsgeflecht situiert und dadurch erst einer umfassenden Analyse zugeführt wird: Bloomsbury erscheint so als klassischer Fall einer »Klassenfraktion«, d.i. einer kulturellen Dissidentengruppe innerhalb der herrschenden Klasse; der »lebensechte« Naturalismus wird mit grundlegenden (institutionellen, organisatorischen, technischen) Veränderungen auf dem Theater und in der Zusammensetzung des Publikums nach 1860 in Verbindung gebracht; »The Welsh Industrial Novel« ist willkommenen Anlaß, nach den außerliterarischen Gründen für das verspätete Aufkommen dieses Typus in Wales — im Unterschied zu England — zu fragen.

Auch Beiträge zur politischen Theorie fehlen nicht, wobei *Argument*-Leser neben der Rudolf-Bahro-Einschätzung vor allem die Ausführungen über den Charakter des britischen Marxismus der Nachkriegszeit interessieren dürften. Williams greift hier — als Betroffener — in eine Diskussion ein, die seit einigen Jahren um drei häufig mehr polemisch als kategorial gebrauchte Begriffe kreist: populism³, culturalism, reformism. Ihm selbst sind (von Terry Eagleton) populistische Vorstellungen angekreidet worden. Williams wehrt sich gegen diesen Vorwurf, sofern darunter ein unkritisches Festhalten an einem hypothetischen Volk verstanden wird, das allein durch Manipulation und Verführung von seiner wahren Bestimmung abgehalten würde. Nicht um die Beschwörung unverbrüchlicher, im Volk aufgehobener Tugenden geht es ihm — wie es eine traditionelle, besonders bei Kommunisten noch ausgebildete Rhetorik will —, sondern darum, an die real vorhandenen Widerstandsressourcen anzuknüpfen, sie auszuschöpfen, neue zu initiieren. Williams warnt in diesem Zusammenhang davor, von den Höhen eines elitären Theoretizismus herab das Volk als hoffnungslos korrumpiert abzuschreiben und damit der Rechten das Terrain zu überlassen. Wie weitsichtig diese (1977 erstmals vorgetragene) Einschätzung war, zeigt sich spätestens seit den »people«-Appellen des Thatcherismus.

Ein anderer Einwand gegen Williams' Position, zuerst vorgebracht von Anthony Barnett und unlängst von Richard Johnson wieder aufgegriffen, lautet: culturalism. Er beinhaltet dreierlei: (1) Die Schwierigkeit, innerhalb des die Grenzen des kulturellen Bereichs immer weiter ausdehnenden Williams'schen Ansatzes noch zwischen Kultur und Nicht-Kultur zu unterscheiden, da eine Vielzahl gesellschaftlicher Praxen als kulturelle gelten; (2) die ungeklärte Frage nach den Prioritäten innerhalb des von ihm als singulär und unauflöslich definierten realen gesellschaftlichen Prozesses bzw. der Verdacht seiner Höhergewichtung literarischer Praxen; (3) die Gefahr der Reduktion einer bestimmten gelebten Kultur auf einige zentrale, bloß typologisierende (statt der realen Heterogenität Rechnung tragende) Prinzipien und Werte.

Untersuchen wir die Berechtigung dieser Kritik anhand des neuesten Werks »Culture«. Zugrunde liegt diesem Buch die Wahrnehmung einer zunehmenden und notwendigen Annäherung zweier traditionell weit auseinander liegender Begriffe und Analyseverfahren von Kultur, der anthropologisch-soziologischen Konzeption (Stichwort »ganze Lebensweise«) und ihrem geistig-künstlerischen Gegenpol (Stichwort »Kunstwerk«). Williams versteht seinen Beitrag als einen weiteren Brückenschlag zu dieser Annäherung, wobei er selbst unverkennbar vom Ufer der geistig-künstlerischen Kultur ausgeht, was allerdings nicht heißt, daß er darunter nur die Künste und die Philosophie faßt. Kultur wird vielmehr bestimmt als ein »*Symbolsystem*, durch das eine Gesellschaftsordnung notwendig (wenn auch nicht allein) vermittelt, reproduziert, erfahren, sondiert wird« (13). Hieraus resultiert die Einbeziehung auch des Journalismus, der Werbung und der Mode, um nur drei herkömmlicherweise eher ausgrenzte Praxen zu benennen.

Von diesem erklärten Vorverständnis her entwirft der Autor einen theoretischen Rahmen, liefert den dazu gehörigen (nicht immer glücklich geprägten)

Begriffssapparat und skizziert einen Verfahrenskatalog zur Erschließung wesentlicher Aspekte künstlerisch-kultureller Praxen; dies alles eingeständenermaßen eher als ein Bündel von Arbeitshypothesen, Fragestellungen und Forschungsvorschlägen denn als geschlossenes, allseitig abgesichertes System.

Gegenüber vorschnellen Verallgemeinerungen und Schlußfolgerungen, die er allenthalben in der Kulturtheorie beobachtet, weiß sich Williams mit einer ungemein weitgespannten historischen Perspektive und einem grandiosen Überblick über die Vielfalt kultureller Praxen in der Gegenwart zu wappnen. Diachron erstreckt sich der Bogen der in die Betrachtung einbezogenen kulturellen Prozesse von den ältesten Tänzen und Liedern der Naturvölker bis zu den Stilbildungen jugendlicher Subkulturen der jüngsten Zeit, aktuell-synchron — auf der Ebene kultureller Produktionsmittel — vom gesprochenen Wort auf der Bühne bis zu neuesten technologischen Entwicklungen wie Videokassetten und Kabelfernsehen.

Williams identifiziert sieben Arbeitsfelder, in denen eine umfassende Kultursoziologie aktiv werden muß: Institutionen, Formationen, Produktionsmittel, Identifikationen, Formen, Reproduktion und Organisation. Dies sind zugleich die Kapitelüberschriften nach der einleitenden Gegenstandskonturierung und Bestandsaufnahme schon geleisteter Arbeit (das Adjektiv »kulturell« ist dabei stets mitzudenken). Als wohltuend plastisch und anschaulich angesichts des hohen Reflektionsgrades erweist sich die überwiegend historisch-chronologische Herangehensweise. Im Kapitel »Institutionen« beispielsweise werden die gesellschaftlichen (Vermittlungs-)Instanzen der künstlerischen Kultur in der geschichtlichen Abfolge von vier charakteristischen Beziehungsformen beschrieben, die grob vier Gesellschaftsformationen entsprechen: (1) Eingerichtete (instituted) Künstler, (2) Künstler und Mäzen, (3) Künstler und Markt, (4) Marktjenseitige (post-market) Institutionen. Williams arbeitet hier neben den formationsspezifischen, epochalen Unterschieden gerade die vielfältigen Zwischenstufen, Übergänge, Mischformen und Überschneidungen in den gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Produzenten und Mittlerinstanzen von Kultur heraus. Dieser kurze soziologische Institutionen-Abriß läßt sich — wie weite Teile des Buches — einfach als gedrängte Informationsaufbereitung lesen. Aber es ist offensichtlich, daß der Verfasser noch ein anderes Anliegen hat. Zum wiederholten Male warnt er vor einer verkürzten Betrachtungsweise, die die kulturelle Produktion — analog der Basis-Überbau-These — in einen nachgeordneten, sekundären Sektor einweisen möchte. So heißt es einmal an zentraler Stelle:

»Wir können natürlich eine plausible Hierarchie von materiellen und kulturellen Bedürfnissen konstruieren, in der der Kochtopf oder der Schuh mehr 'benötigt' wird und in diesem Sinn 'nützlicher' ist als das Gemälde, die Erzählung oder das Lied. Aber mit einem so supra-historischen Vorgehen läßt sich diese schwierige Frage nicht wirklich erhellen ... Bekanntlich hat es — in jeder (späteren) Hinsicht sehr arme — Gesellschaften gegeben, in denen bedeutende Zeit, Energie und Ressourcen auf die Herstellung von Gegenständen verwandt wurde, die heute als Kunstobjekte identifiziert würden.« (49)

Die daraus abgeleitete These, mit der sich die Kulturtheorie auseinanderzusetzen hätte, lautet: Die Herausbildung einer Hierarchisierung von Bedürfnissen ist selbst untrennbar mit der Natur der Produktionsverhältnisse verknüpft, in

der sie aufkommt; die behauptete Dominanz des ökonomischen Prinzips scheint Kapitalismus-spezifisch. Daraus würde folgen, daß die heute geläufige Abstufung von Gebrauchs- und Kunstgegenständen bruchlos zu akzeptieren, letztlich hieße, sich in die vom Markt diktierten Bedingungen zu fügen.

Stimulierend ist auch der Aufriß kultureller »Formationen« (Kap.3), wobei Williams den von ihm als unabhängig bezeichneten, nicht institutionengebundenen Gruppierungen (Bewegungen, Schulen, Zirkel usw.) ausdrücklich größeren Raum widmet als festeren Einrichtungen wie Akademien, Gilden, Ausstellungen, Gesellschaften, da letztere von der vorliegenden Kulturgeschichtsschreibung ungleich besser bedacht worden sind. In diesem Zusammenhang entwickelt er auch die bereits erwähnte Kategorie der Klassenfraktion, hier näher ausgeführt am William-Godwin-Kreis, den Präraffaeliten und erneut Bloomsbury. Sinn und Zweck der Analyse solcher Gruppierungen ist es, Verbindungen herzustellen zwischen den nach wie vor unabdingbaren Studien zu Leben und Werk einzelner Künstler und dem großen Zugriff der Gesellschaftsgeschichte. Dies setzt freilich voraus, daß soziologische Untersuchungen zu Künstler- und Denkerkreisen nicht nur deren Binnenbeziehungen aufdecken, sondern auch ihr Verhältnis zu anderen Klassen, Formationen und den bewegenden Fragen der Zeit zu klären.

Auch in den Folgekapiteln finden sich — bei aller gelegentlich spröder Aufbereitung — immer wieder anregende Stellen, so wenn die Geschichte und gesellschaftliche Bedingtheit kultureller Produktionsmittel verfolgt wird von den frühesten, dem Menschen inhärenten physischen Ausdrucksmitteln (Sprache, Lieder, Tänze) über die Entwicklung äußerer Objekte (Masken, Farben, Instrumente) und das Aufkommen der Schrift bis zu den diversen Möglichkeiten technischer Reproduzierbarkeit in den letzten einhundertfünfzig Jahren, um damit erneut den physischen und materiellen (nicht bloß geistigen und ideologischen) Charakter künstlerischer Kultur herauszustreichen.

Hier soll eingehender nur noch auf den letzten Abschnitt (»Organisation«) verwiesen werden, in dem Williams die einzelnen Analysefäden aufgreift und zu einer Zusammenschau verknüpft. Williams proklamiert an dieser Stelle den Abschied vom Begriff der ganzen Lebensweise, den er — aus der Anthropologie übernommen — selbst in die Debatte eingebracht hatte, der ihm aber mittlerweile zu organisiertisch, d.h. ungeeignet erscheint, um die Unterschiede und Beziehungen zwischen kulturellen und anderen gesellschaftlichen Praxen, Institutionen und Systemen zu bestimmen. Dies soll stattdessen die neue Definition von Kultur als einem »realisierten Symbolsystem« (realised signifying system) leisten. Wenngleich solche Symbolsysteme auch in nicht-kulturellen Praxen und Systemen angelegt sind, sind sie dort doch nicht primär oder dominant. Williams exemplifiziert dies an einer Währung, die sich natürlich auch als Zeichensystem oder — von der einzelnen Münze her — ästhetisch betrachten läßt. Dominant ausgebildet sind in ihr jedoch andere Funktionen, so daß das Symbolsystem zur Auflösung tendiert. Umgekehrt sind auch in manifest kulturellen Praxen und Formen stets andere Aktivitäten und Bedürfnisse des gesellschaftlichen Lebens präsent, die ihrerseits dort in unterschiedlichem Maße aufgelöst worden. Diese Konstruktion erlaubt Williams, an der prinzipiellen

Untrennbarkeit des gesamtgesellschaftlichen Prozesses festzuhalten, ohne daß er hier in eine so ganzheitliche Terminologie gekleidet wäre wie noch in »Marxism and Literature« (1977). Die außerordentlich hohe Abstraktionsebene dieser Ausführungen und das verwirrende Nebeneinander verwandter Begriffe — der Autor spricht in einem Satz von »signifying systems«, »signal system« und »system of sign« (208) — scheinen mir allerdings ein Indiz dafür, daß die ganze Problematik weiterer Klärung und Durchdringung bedarf. Immerhin hat sich der Autor jedoch mit der Demarkierung eines Kernbereichs der Kultur und dem Aufriß eines solchen Beziehungsgeflechts dem culturalism-Vorwurf gestellt und eine Lösung der Probleme anvisiert.

Anmerkungen

- 1 In der Bundesrepublik haben sich außerhalb der Anglistik auf Williams, soweit erkennbar, bislang einzig bezogen:
Emmerich, Wolfgang, 1974: Proletarische Lebensläufe. Bd. I, Reinbek 1974
Vester, Michael, 1976: Was dem Bürger sein Goethe, ist dem Arbeiter seine Solidarität. In: Ästhetik und Kommunikation 24
Tenfelde, Klaus, 1979: Bergarbeiterkultur in Deutschland. Ein Überblick. In: Geschichte und Gesellschaft 5
Hartwig, Helmut, 1980: Jugendkultur. Reinbek
Ropohl, Udo, 1980: Zu den drei alternativen Kulturen. In: Argument-Sonderband AS 47
Gransow, Volker, und Claus Offe, 1981: Politische Kultur und sozialdemokratische Regierungspolitik. In: *Das Argument* 128
- 2 Vor Williams hat diesen Begriff bereits der amerikanische Kulturanthropologe Marvin Harris benutzt. Siehe sein Buch *Cultural Materialism. The Struggle for a Science of Culture*. New York 1979. Keiner der beiden Autoren verweist indessen auf den anderen.
- 3 Eine kategoriale Bestimmung hat Populismus bei Ernesto Laclau erfahren: *Politik und Ideologie im Marxismus*. Argument-Verlag, Berlin/W. 1981.



Arbeiterkultur und Industrialisierung

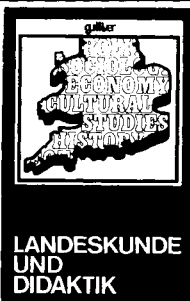
Gulliver

Deutsch-Englische Jahrbücher 12

Argument-Sonderband AS 88

168 Seiten, 1982

16,80/f.Stud. 13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)



Landeskunde und Didaktik

»Cultural Studies«. Unterrichtsmaterialien zur Falkland-Krise. Umstellung von Kriegs- auf Friedensproduktion.

Argument-Sonderband AS 97, 1983

16,80/f.Stud. 13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)

Michel Pêcheux

Ideologie — Festung oder paradoxer Raum?*

Wenn man heute über die Frage der Ideologie nachzudenken versucht (über die Prozesse, die Kräfteverhältnisse, den Klassenkampf in der Ideologie usw.), ist es ausgeschlossen, sich geruhsam dem Schutz irgendeiner von vornherein gewissen »marxistischen Theorie« zu unterstellen; dies hätte keinen andern Effekt als den, bestimmten gegenwärtigen Bestrebungen, jede Beziehung auf ein mögliches marxistisch-kritisches Denken zu liquidieren, weitere Argumente an die Hand zu geben. Ausgangspunkt ist daher die Herausforderung, mit der jedes Denken in marxistischer Tradition heute konfrontiert ist, nicht in Gestalt angeblicher »theoretischer Mängel«, »Zurückgebliebenheiten« oder »Abweichungen« des historischen Materialismus, sondern als konkrete historische Frage, aufgeworfen durch die Existenz- und Funktionsweisen des »real existierenden Sozialismus«, der sich auf die marxistische Theorie beruft und dabei oft genug eine neue Art von Staatsreligion daraus macht. Zu behaupten, die »wahre« marxistische Theorie habe nichts zu tun mit dieser Realität, ist eine intellektuelle Ausflucht ohne große Bedeutung. Ich ziehe das Wagnis vor, darüber nachzudenken, wie sich der »existierende Sozialismus« in sein Verhältnis zur kapitalistischen Entwicklungsgeschichte einschreibt.

1. Zunächst eine triviale aber unerläßliche historische Tatsache: Die antikapitalistischen Revolutionen, die mehr oder weniger direkt aus dem Oktober 1917 hervorgegangen sind, haben sich nicht im Herzen des kapitalistischen Systems ereignet, sondern *in bestimmten Teilen der Peripherie dieses Systems* (in Reichen, Protektoraten oder Kolonialgebieten, die dem Gesamtprozeß der kapitalistischen Entwicklung unterworfen waren).¹

2. Diese Teilung Kern/Peripherie verweist auf ein grundlegendes Auseinanderklaffen zwischen (a) einem Zentralbereich, in dem der Kapitalismus sich »auf seiner eignen Grundlage« entwickelt hat, durch industrielle Ausdehnung der unabhängigen Kleinproduktion, »von unten her« die Ausbeutung der von ihren Produktionsmitteln zunehmend getrennten Lohnarbeiter einführend, und (b) peripheren Räumen, in denen die kapitalistische Produktionsweise (KPW) »von oben« eingeführt worden ist, indem die vorkapitalistischen Staatsapparate (die feudalabsolutistischen »Festungen«) dafür eingesetzt wurden, durch eine Reihe »außerökonomischer« Zwänge die kapitalistische Eingliederung und Auspressung der Mehrarbeit aufzuerlegen.²

3. Dieser strukturellen Teilung im Innern der Geschichte der KPW — zwischen einem Entwicklungsweg über den *Kampf* gegen den autoritären Absolutismus und dem einer Entwicklung durch *Verschmelzung* mit ihm — entspricht eine Reihe von Teilungen in den politisch-juristischen Formen (demokratischer »Minimal«-Staat/»starker« Staat bei unterentwickelter »bürgerlicher Gesell-

* Beitrag zu der vom Projekt Ideologie-Theorie organisierten Tagung »Probleme der Ideologieforschung«, Februar 1982 (vgl. den Bericht von Sven-Eric Liedman, in *Das Argument* 133; ferner die Tagungsbeiträge in: *Re-Thinking Ideology*, Argument-Sonderband 84, Berlin/W. 1983). — Vom Autor durchgesehene Übersetzung von W.F. Haug.

schaft« (*société civile*); nicht-kodifiziertes juristisches Verfahrensrecht anglo-amerikanischen Typs/kodifiziertes Reglementierungsrecht, z.B. kontinental-europäischen Typs³ etc.) und in den *ideologischen Formen* der Unterwerfung der Individuen.⁴

4. Diese Teilung in den ideologischen Unterwerfungsformen ist entscheidend für meinen Ansatz: sie läßt sich schematisch darstellen durch eine Reihe von Entgegensetzungen hinsichtlich praktischer Unterschiede in der Beziehung der Subjekte zu ihrem Körper, zu ihrer Sprache und zu ihrem Denken: *Auf der einen Seite* läßt sich eine Verbindung zwischen den politisch-juristischen Formen der individuellen Freiheit und den schulischen Praktiken der »Selbst-Regierung« und der Diskussion beobachten; große Vielfalt religiöser Praxen, die keinem vereinheitlichenden Ritual unterworfen sind und die Triebunterdrückung in der unsichtbaren Form der Moral verinnerlichen; ein bestimmtes Konzept von Aufklärung als spontane Äußerung individueller Erfahrung: das tägliche Erfassen der Tatsachen des Lebens, der Sprache und des Denkens als Konstruktion praktischer Regeln, Verfahrensweisen, die sich den Ereignissen anpassen. *Auf der andern Seite* beobachten wir eine dauernde Abhängigkeit gegenüber Verwaltungen und Bürokratien, den Respekt vor den Ordnungen, Hierarchien und Schranken, die als sichtbare äußere Unterdrückungsinstanzen funktionieren; die Gewohnheit des Gehorsams und der Dressur; die religiöse Anrufung als ritualisiertes Verhalten (mit den Praktiken der Indoktrinierung, der Zensur und der Beichte); die Vorliebe fürs Heilige und die Inszenierungen (mit ihrem Gefolge von Geheimnissen und Verschwörungen); und die Tendenz, alles als eine Staatsaffäre anzusehen, was mit der Einprägung der Grammatik (als Metaphysik des gesunden Menschenverstandes) und der Rhetorik (als Kunst der wahren Rede) zu tun hat.

Diese Reihe von Unterscheidungen bildet nur eine sehr bruchstückhafte Skizze; die viel komplexeren konkreten Spezifiken, in denen die beiden »Wege« sich historisch in unterschiedlichem Maße miteinander kombiniert haben, lassen sich damit nicht berücksichtigen. Dennoch scheint mir, daß sie erlaubt, den Anspruch in Frage zu stellen, über »die herrschende Ideologie der KPW« *im allgemeinen* zu theoretisieren, als bloßen Überbaueffekt der kapitalistischen Basis als solcher, unter Absehung von den »nationalen Tatsachen« und ihren vorkapitalistischen historischen Determinanten.

5. Im übrigen erlaubt diese »Theorie der beiden Wege«, den Zweiten Weltkrieg (und seine Ergebnisse von Jalta) anders denn als ein bloßes Entgleisen der inner-imperialistischen Widersprüche ins »Pathologische« aufzufassen; der Nazismus erklärt sich dementsprechend nicht mehr als Regression auf prälogische Symboliken, als mörderischer Wahnsinn oder als »Totalitarismus«: Bildete der Zweite Weltkrieg vielleicht einen Verdichtungsprozeß dieser Teilung zwischen den beiden Wegen der KPW in Gestalt ihres Kampfes »auf Leben und Tod«?

6. Die historische Zerschlagung des Hitlerismus hat den »amerikanischen Weg« auf Dauer an die führende Stelle kapitalistischer Entwicklung gerückt; dieser Sieg, sanktioniert durch die Hegemonie des US-Imperialismus, bildet zugleich, seit vierzig Jahren, eine ungeheure politisch-ideologische Ressource

für den gesamten Kern der KPW: Dieser Sieg trägt dazu bei, die moderne Unterwerfung (die verinnerlichte Ausbeutung-Unterdrückung des von der politischen Macht ausgeschlossenen westlichen Massen-Arbeiters⁵) ebenso zu maschieren wie die Tendenz zur »Germanisierung« (Chomsky) dieses Kerns, vor allem durch die Ausflucht des anti-keynesianischen ökonomischen Neoliberalismus à la Reagan: die *moralische Mehrheit* verstärkt — nach innen wie nach außen — den politischen Autoritarismus des »Minimalstaats« angelsächsischen Typs, den subtilen Totalitarismus einer panoptischen Anordnung (dispositif) ohne sichtbare Herren. Jener Sieg maskiert weiterhin das praktische Zusammengehen der beiden Wege in der kapitalistischen Peripherie (über KZ-artige Praxen aus dem Erbe der Kolonialzeiten bis zu den militärischen Eingriffen vom Typ Vietnam und den Operationen vom Typ Chile), sowie die weltweite Angleichung der immer raffinierteren Unterdrückungstechnologien. Schließlich und vor allem erlaubt jener Sieg, maximalen Vorteil aus der gegenwärtigen Situation des »existierenden Sozialismus« herauszuschlagen: aus der Tatsache, daß die antikapitalistischen Revolutionsbewegungen (bis heute) gescheitert sind damit, den Kapitalismus in seinem Zentrum zu treffen; dies hat die Konsequenz, daß der »existierende Sozialismus« aus einer historischen Reihe mehr oder weniger gewaltsamer politischer Umkehrungen/Umstürze an den peripheren Rändern des Systems besteht, an den Schwachpunkten des kapitalistischen Wegs »preußischen« Typs. Der »existierende Sozialismus« ist daher nicht eine symmetrische Welt unabhängig vom Kapitalismus, sondern eine Reihe von Überlagerungen (incrustations — wörtlich: Übersinterungen, Anm. d. Übers.), die nacheinander im Innern von dessen Gesamtentwicklung aufgetreten sind.⁶

7. Diese asymmetrische Enklavenlage der »Zweiten Welt« und von Bruchstücken der »Dritten Welt« im Innern des kapitalistischen »Welt-Raums« entspricht dem Sachverhalt, daß der »existierende Sozialismus« sich nicht nach den Plänen der gelehrten Marxismen gebildet hat, sondern über das Umstürzen/Umkehren von Staatsapparaten des »preußischen« Wegs, seiner strategischen Anordnungen (dispositifs) und seiner ideologischen und diskursiven Praxen⁷ — mit allem, was das an symmetrisierender Gegenidentifikation des besieigten Gegners beinhaltet. Woher käme sonst die Tendenz des »existierenden Sozialismus«, Staaten vom Typ der »belagerten Festung« zu produzieren und zu reproduzieren, die ihre inneren Widersprüche mit einer militärischen Logik der Grenzen verleugnen, Staaten, die im Notstand funktionieren, im Namen des Volkes, Staatsparteien, die beanspruchen, das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse mittels einer politischen Staatsreligion umzugestalten? Unter diesem Gesichtspunkt ist die stalinsche Ideologie keine zufällige Abweichung, wie viele revolutionäre Kämpfer im Europa der Jahre 1960-1975 meinen konnten, sondern eine dauerhafte Form von Staatspopulismus (»Der Staat des ganzen Volkes«), dessen Verteidigung, als des vereinigten Lagers/Blocks, im Zweifelsfall auf den bewaffneten Eingriff als letzte Form des »Notstands« hinausläuft. Die Notstandspraxis ist *auch* eine ideologische Praxis, die sich in letzter Instanz auf Imperative des Überlebens (Hunger und Angst) stützt, mit denen sich *alles* rechtfertigen läßt.

8. Der Satz, »es gibt keinen militärischen Weg zum Sozialismus«⁸, bietet ein gutes Beispiel für die unumgehbare Funktion der Zweideutigkeit im politischen Diskurs; er bezieht sich zugleich auf die historische Tatsache, daß es — im wesentlichen und bis heute — nur militärische Wege »zum Sozialismus« gegeben hat, und auf die politische Tatsache, daß diese militärischen Wege nicht zum Sozialismus führen. Unter diesem Gesichtspunkt — und was immer der Ausgang des Staatsstreichs sei — ist die von der polnischen Massenbewegung aufgeworfene Frage, die auf allen gesellschaftlichen Ebenen die Forderung nach demokratischen Freiheiten als Hauptproblem des »existierenden Sozialismus« stellt, untrennbar von einer anderen historisch entscheidenden Frage: der nach einem möglichen Weg zu *antikapitalistischen Brüchen im Innern des kapitalistischen Kernbereichs*, die es mit dessen Logik aufnehmen können, ohne sich von ihr vereinnahmen zu lassen (wie dies bei den verschiedenen — derzeit in Krise befindlichen — europäischen Sozialdemokratien der Fall zu sein scheint und wie es bereits der Fall war bei den sozialistischen Bewegungen des 19. Jahrhunderts).

In dieser Perspektive bildet der in Frankreich seit Mai 1981 angefangene zerbrechliche Veränderungsprozeß eine Einzelerfahrung, deren Schicksal mit ihrer Fähigkeit verbunden scheint, sich ideologisch und politisch zu verknüpfen mit den in Europa und der Dritten Welt existierenden Bestrebungen der Herauslösung und Unabhängigkeit gegenüber der Logik der Blöcke⁹, derzufolge der Westen noch immer seinen Einfluß auf den Norden ausdehnt (als Raum der Technologien und der parlamentarischen Demokratien), während der Osten nicht aufhört, sich dem Süden anzunähern (als Zonen von Rohstoffen und Energieressourcen, die von Staaten des — ernährungsmäßigen und militärischen — Notstands sehr unterschiedlicher politischer Natur verwaltet werden).

9. Der Versuch, solche Veränderungsprozesse auf der Ebene der dabei ins Spiel gebrachten ideologischen und diskursiven Formen zu analysieren, verlangt zunächst Rechenschaft darüber, bis zu welchem Grad die (vor allem marxistische) Reflexion sich schwer tut, der historischen Befangenheit der Kategorien, Denkmuster usw. zu entgehen, die mit dem »peripherischen« zweiten Weg über die strategische Problematik der Eroberung, der Umkehrung und der Umstürzung der verschiedenen »Festungen« verbunden ist. Sobald es darum geht, zum Kern (des ersten Wegs) vorzudringen, scheint der entscheidende Punkt der zutiefst mystifizierende Charakter jeder *Umsturz*-Problematik zu sein: der erste Weg ließe sich nicht »umstürzen« (im Sinne des Versuchs, den Aufbau eines administrativen oder militärischen Apparats umzustürzen, um ihn für symmetrisch entgegengesetzte Zwecke zu durchdringen und umzukehren), weil die für den Weg 1 charakteristische ideologische Funktionsweise nicht die einer Logik stabiler Objekte mit festen Grenzen ist¹⁰: sie bildet keine Festung, sondern einen paradoxen Raum. Gegenüber den explizit metaphysischen Formen des Realismus von Weg 2 funktioniert Weg 1 subtiler, als paradoxer metaphysischer Raum. Er ist zugleich befangen in einem Prozeß der »logischen« (empiristischen und pragmatischen) Sinnklärung, die auf eine neue Metaphysik des gesunden Menschenverstands hinausläuft (vgl. dazu Pêcheux 1975, vor allem Kap. I, §2), *aber auch* befaßt mit der Dekonstruktion der Me-

taphysik, das Schillernde und die Zweideutigkeit über eine Reihe feiner und wirksamer *Spiele* (Wittgenstein) ins Werk setzend.

In diesem Bereich könnte der Begriff »ideologischer Bewegungskampf«¹¹ — gegen die in die stabile Gestalt der Festung eingeschriebenen Logiken — die Typen beweglicher Zusammenstöße bezeichnen, die nicht Klassen, »Interessen« oder *von vornherein* bestimmte Positionen einander entgegensetzen, sondern bei denen es um die Reproduktion/Transformation der Klassenbeziehungen selbst geht. Die Rede ist also von einer Reihe von Zusammenstößen, die Definition und Grenzen des »politischen Diskurses« in Frage stellen, indem sie sich auf die Prozesse beziehen, durch die (auf dem Gebiet der Sexualität, des Privatlebens, der Umwelt, der Erziehung usw.) die kapitalistische Herrschaft/Ausbeutung sich reproduziert, indem sie sich anpaßt, verwandelt, reorganisiert. Denn »Reproduktion« hieß nie »Wiederholung des Gleichen«. Althusers Aussagen über die ideologischen Staatsapparate¹², die bestimmte Einsichten Gramscis zum Begriff der Hegemonie und zur unsichtbaren Nähe des Staats im Alltag weiterzuführen versuchen, bilden eine wertvolle Hilfe in dieser Richtung, wenn man sie so interpretiert, daß die ideologischen Reproduktionsprozesse (die Sinn-Evidenzen hervorbringen, welche das Subjekt als Sinnvolles Subjekt, Ursache seiner selbst, seiner Gedanken, Gesten und Worte konstituieren) *auch* als Orte *vielfältiger Widerstände* gefaßt werden, wo unaufhörlich Unvorhergesehenes auftaucht, weil jedes ideologische Ritual fortwährend sich an Verwerfungen und Fehlleistungen aller Art stößt, welche die Ewigkeit der Reproduktion brechen.

Die Eigenart dieser ideologischen Bewegungskämpfe, die sich durch die verschiedenen Volksbewegungen hindurchziehen, besteht im Verweis auf paradoxe (ständig widersprüchliche und zweideutige) Objekte, die zugleich identisch mit sich sind *und* sich antagonistisch zu sich selbst verhalten. Es geht zu wie bei den beiden italienischen Prinzen, deren jeder vor Gott geschworen hatte: »Ich will dasselbe wie mein Bruder« (»ich bin in vollem Einverständnis mit ihm«), um *zur Seite* zu murmeln: »Ich will Turin erobern«.

Solche paradoxen Objekte (unter Bezeichnungen wie Volk, Recht, Arbeit, Geschlecht, Leben, Wissenschaft, Natur, Frieden, Freiheit ...) funktionieren in beweglichen Kräfteverhältnissen, verwirrenden Wendungen, die zu ungemein unstabilen Übereinstimmungen und Gegensätzen führen.¹³

Der Begriff »ideologischer Bewegungskampf« kann schockierend oder unverständlich für die Vertreter der orthodoxen marxistischen Metaphysik des Klassenrealismus sein, der eine stabile Identität (mit festen Grenzen) der Ideologien und vor allem der politischen Ideologien unterstellt. Aber diese Metaphysik, die nie etwas riskiert, hat schon immer für die Arbeiter- und Volksbewegungen eine große Gefahr bedeutet: Man betrachte z.B. die ideologisch in den Begriffen dieser Metaphysik unerklärliche Rolle des »Populismus«, der die europäische Linke der 30er Jahre zur Ohnmacht verurteilte angesichts der Wendung politisch-ideologisch »freier« Kräfte¹⁴ und der schließlich auf die Arbeiterbewegung zurückschlug. Wiederum zeigt sich derselbe orthodoxe Marxismus heute unfähig, in seinem eignen Raum des »existierenden Sozialismus« die Wirkungen eines Klassenkampfes zu denken, dessen Akteure ihm

unsichtbar bleiben: unterdessen reproduzieren sich die Bedingungen eines originellen Ausbeutungssystems ohne »Kapitalisten«, vor allem über die technisch-gesellschaftlich-politische Arbeitsteilung, garantiert von einem Staatspopulismus¹⁵, mit unvorhersehbaren Rückwirkungen. — Schließlich ist diese marxistische Metaphysik, die weiterhin die Arbeiterklasse für ein *Objekt* hält, blind für deren gesellschaftliche Auflösung, die sie gegenwärtig vor allem in den westlichen Ländern betrifft, über einen kombinierten Prozeß des Brüchigwerdens des Individuums (Erfahrungen der Entwurzelung, der Einsamkeit, der inneren Leere) *und* der wohlfahrtsstaatlichen Bemutterung.¹⁶

Unter diesem Gesichtspunkt ist die innere Krise des Kapitalismus auch ein (grausames) *Spiel* über das Thema *Freiheit*: Die neuen Strategien der KPW »befreien« die Individuen von ihren Lebensbedingungen, von ihren Verteidigungen und Sicherheiten, die von ganzen Generationen hervorgebracht worden sind; sie tun dies, indem sie ihr Dasein auf seine augenblicklichen bio-psychologischen Grundlagen reduzieren, ohne historisches Gedächtnis. Im Ergebnis kreuzen sich widersprüchlich eine neoliberalere Tendenz zum Nicht-Staat *und* eine neokonservative Tendenz zur »Überwindung der politischen Illusionen« in Richtung auf eine zynisch biologische »Wahrheit« der Geschichte. In dieser Hinsicht konnte man sagen, daß der Komplex Isolierung-Brüchigwerden-Unterstützung-Notstand-Terror heute den unsichtbaren Berührungspunkt zwischen den »beiden Wegen« der KPW bildet, den Knotenpunkt ihrer geteilten Einheit, auf Grundlage neuer Populismen unserer Epoche, hin und her pendelnd zwischen interessierter Liebe zum Staat (die keineswegs das Gleiche ist wie die Sorge um die öffentlichen Angelegenheiten) *und* dem phobischen Haß auf den Staat, eine Pendelbewegung, die mit den Kategorien des orthodoxen Marxismus überhaupt nicht gefaßt werden kann, vielleicht weil sie zu sehr befangen sind in diesem Pendeln.¹⁷

10. Gegenüber dieser historisch vielgestaltigen und theoretisch undurchsichtigen Wirklichkeit der Populismen gilt es, über diese heterogenen, widersprüchlichen, asymmetrischen und beweglichen ideologischen Prozesse nachzudenken, als verbunden mit praktischen Transformationen, die vor unseren Augen auftauchen¹⁸ in den sozialgeschichtlichen Formen der Subjektivität, den Organisationsmethoden der Kämpfe, den Wahrnehmungsweisen der Ereignisse und den Registern der Diskursivität. Das Nachdenken darüber muß *Risiken auf sich zu nehmen wagen* in Bezug auf die Metaphysik. Vor allem muß es sich mit dem auseinandersetzen, was — von Nietzsche bis Freud, von Wittgenstein bis Foucault — die ideologischen Strukturen der Rationalität umzuformen begonnen hat. Zu fragen ist nach dieser Brüchigkeit des Denkens, die nicht nur »von oben« kommt, in den Gewißheiten der »intellektuellen Eliten«, die über das Privileg der (begrifflichen, klaren und distinkten) Aussagen zu verfügen glauben, sondern ebenso sehr und mehr noch »von unten«, über ungezählte Akte widersprüchlichen Stammelns, die ihren Weg (*voie*) und ihre Stimme (*voix*) in den Zwischenräumen finden ... Ein Reigen verschiedener ideologischer Rohstoffe des Alltags, die unterschiedliche Ereignisse, Bewegungen und Masseninterventionen hervorrufen können, die aber immer wieder provisorisch, garantiertlos und ohne *a priori* feststellbare Grenzen bleiben. Das

setzt gleichzeitig voraus, daß man das innere Band erkennt, das solche Prozesse mit jenem *Wirklichen* unterhalten, das alle Welt »Sprache« nennt — und das manche (vor allem über die Lacansche Rekonstruktion der Psychoanalyse) als die Ordnung des Bedeutenden (des Signifikanten) bezeichnen, das Register des Symbolischen, das auf die Ewigkeit des Unbewußten im Freudschen Wort-sinn verweist, wie sie unsere Geschichte paradox durchzieht, ohne irgendeine »strahlende Zukunft« am Horizont.

All diese Fragen als ernsthaftige Fragen annehmen und nicht als Folklore oder »Literaturbeilage« des materialistischen Denkens betrachten, heißt die Sprache nicht länger als ein bloßes *Mittel* betrachten, das solche Prozesse theoretisch zu beschreiben erlaubt (eine Widerspiegelung dieser Prozesse), sondern zunächst als das konstitutive *Kraftfeld* dieser Prozesse selbst, über die »Sprachspiele«, das metaphorische Gleiten des Sinns und die Aussageparadoxe, welche die Diskursivitäten *im und gegen den* »Körper« der Regeln jeder Sprache schaffen.¹⁹

Die den feudalsolutistischen Räumen eigenen politischen Diskursanordnungen (dispositifs) waren durch sichtbare sprachliche Grenzen auf der Ebene des materiellen Unterschieds der Sprachen und der Trennung der Codes gekennzeichnet, welche die Subjekte auf von der Anordnung vorgezeichnete Plätze verteilten. Die diskursiven Räume des entwickelten Kapitalismus dagegen, vor allem die in seinem Kernbereich sich entfaltenden, »ent-orten« den politischen Diskurs: das Schillernde arbeitet hier ohne vorbestimmte Grenzen, da diese Arbeit die Grenzen der Sprache selbst betrifft, des Sinns der Aussagen und der Subjektpositionen, die sich hier einschreiben lassen: diese Räume, wo »das Selbst im andern gefaßt ist«, verschieben unablässig die diskursiven Punkte ideologischer Unterwerfung/Subjektion und die Orte, von denen aus Widerstand sich aussagen läßt, ohne daß die Logik dieser Verschiebungen jemals in einem geschlossenen System beschrieben werden könnte ... Es gibt kein »Spiel aller Spiele«.

Anmerkungen

- 1 In »Délimitations ...« (1982) habe ich versucht, den Unterschied zu umreißen zwischen den strategischen Figuren der Französischen Revolution (in eine *neue* Welt überwechseln, das Feudalsystem verlassen), denen der unverwirklichten Revolutionsperspektiven der Sozialisten des 19. Jahrhunderts (die kapitalistische Welt verändern, indem man die bürgerliche Revolution »zueinde führt«) und denen der bäuerlich-proletarischen Revolutionen des XX. Jhdts. (Aufbau einer *anderen* Welt, Enklave in der alten).
- 2 Dieser Gegensatz zweier Entwicklungs-»Wege« der KPW wurde von Marx herausgestellt (MEW 25, 20. Kap.: »Geschichtliches über das Kaufmannskapital«) und von Lenin in veränderter Form aufgenommen (Gegensatz zwischen »amerikanischem Weg« und »preußischem Weg«, in: »Das Agrarprogramm der Sozialdemokratie in der ersten russischen Revolution von 1905-1907«, LW 13, 213-437). Dieser Gegensatz war Gegenstand einer lebhaften Debatte zwischen Historikern in den 50er Jahren (abgedruckt in Sweezy u.a.). B. Moore geht die Frage unter einem andern Schnittwinkel an, indem er eine Reihe konkreter historischer Analysen zum Widerspruch von »demokratischem Weg« und »Revolution von oben« beibringt. Vgl. dazu auch Robin/Grenon 1976. — Frankreich böte ein Beispiel zweideutigen Oszillierens zwischen diesen beiden Wegen: Die Kontroversen zwischen den Historikern über Bedeutung und »Worum« (enjeu) der Französischen Revolution bezeugen dies noch immer.
- 3 Zum möglichen Zusammenhang dieses Punkts mit der Frage der Linguistik vgl. Gadet/Pêcheux 1981.

- 4 Wenn ich von ideologischer Unterwerfung (assujettissement) der Individuen spreche, setze ich die Arbeiten Althusser's und Foucault's voraus, in denen die Vorgegebenheit des Subjekts als anthropologische Selbstverständlichkeit in Frage gestellt wird.
- 5 »Indem das Kapital den Facharbeiter ersetzt durch den frisch eingewanderten, unqualifizierten und vor allem *unorganisierten* 'Gastarbeiter', modifiziert es zu seinen Gunsten — und für lange — den Gesamtzustand der Klassenverhältnisse« (Coriat 1979, 14).
- 6 Der Unterschied im Innern der »sozialistischen Welt« zwischen den Völkern, die — wie die UdSSR, China oder Kuba — aus eigener Kraft den Aufbau der neuen Welt unternommen haben, und denen, die — wie in Osteuropa der Fall — den Sozialismus auf militärischem Weg importiert bekamen, ist historisch wichtig zur Unterscheidung der Eigenheiten dieser Länder, aber sekundär im Hinblick auf die strukturelle Position der Enklave, des »Einschlusses«, des Eingekeitseins in die kapitalistische Welt.
- 7 Dieser Abschnitt war gekennzeichnet durch eine relative Heterogenität der politischen und ideologischen Linien des »existierenden Sozialismus« der Epoche (China, Kuba, Vietnam ... im Verhältnis zur UdSSR); diese Heterogenität öffnete einen *Raum* für Bewegungen radikaler Art (für einen »anderen Sozialismus«), indem sie auf zugleich antiimperialistischer und — im Verhältnis zur sowjetischen Staatsform — konkret alternativer Grundlage mobilisierten. Durch ihre große Vielfalt entsprachen diese Bewegungen einem Klassenkampf in der Ideologie über die Frage der Tendenz zum Nicht-Staat im Sozialismus. Die sowjetische Rehomogenisierung der »sozialistischen Welt« (jenseits der geopolitischen Spannung China/UdSSR) hat all dies seither weggefegt.
- 8 Erklärung des führenden italienischen Kommunisten Pietro Ingrao anlässlich des polnischen Gewaltstreichs vom Dezember 1981.
- 9 In dieser Logik der Blöcke fungiert die UdSSR weiterhin als Beweis, Garantie und Bedingung des »Übergangs zum Sozialismus«. Die italienische kommunistische Partei hat mit diesem Verhältnis historischer Erpressung eindeutig gebrochen, als sie erklärt hat: »die Wirkung des Oktober 1917 ist erschöpft«.
- 10 Es wäre vergebliche Mühe, die ideologisch-politischen Formen der Festung — und sei es durch alle nur vorstellbaren Dialektiken — in Bewegung zu setzen: man kommt so allenfalls zur klassischen Figur des *trojanischen Pferds*, das im Raum des Weges 2 relativ wirksam ist, aber im Raum des Weges 1 zur bedauernswerten *Festung auf Rädern* wird, deren Handhabung die geschickte Beweglichkeit der »wie die Fische im Wasser« in ihrem Element befindlichen Kräfte nur ungeschickt nachäffen kann (durch List, Vorspielungen und Generalstabsgeheimnisse). — Dieser Gedanke stellt zugleich in Frage: die metaphysische Vorstellung von den Klassen als getrennte Felder; die ideologisch-politische Herrschaft der Partei-form; und die Praxis, Verantwortlichkeit/Zuständigkeit auf Dauer zu delegieren (auf Wortführer/Interpreten/Funktionäre der Massen).
- 11 Der Ausdruck verweist auf das Begriffspaar Stellung/Bewegung, wie Gramsci es in unsere Moderne eingeführt hat, wobei es darum geht, das wegzuarbeiten, was dem Ausdruck »Bewegungskrieg« von der Logik von Objekten mit festen Grenzen anhaftet (die militärische Form des Angriffs auf ein verschanztes Lager).
- 12 Vgl. Althusser 1979. — Althusser hat gewiß nicht jene unmögliche »Theorie der Ideologie« geliefert, wie viele ihm großzügig zugestanden haben, teils um sie zu vernichten, teils um sie in ein geschlossenes wissenschaftliches System umzuwandeln. Aber eines der unumgehbaren Ergebnisse seiner Arbeit besteht darin, daß er den politischen Narzißismus der Organisationen der Arbeiterbewegung an ihrem empfindlichsten Punkt getroffen hat: dem metaphysischen Glauben an ein Ziel/Ende (des Klassenkampfes, der Geschichte und der Ideologien).
- 13 Ein konkretes Beispiel der Diskursanalyse dieses Typs von Sinnverschiebungen gibt Pêcheux 1978.
- 14 Diese »Freiheit« der sich selbst überlassenen Volks- bzw. Massenbewegungen — d.h. allen Vereinnahmungsversuchen überlassen, deren paradoxe Mechanismen Faye analysiert hat —, wurde sie nicht gefördert durch die historische Elimination bestimmter Strömungen (z.B. des Anarchismus) aus den strategischen Orientierungen der Arbeiterbewegung? Die historische Rückgewinnung des Anarchismus durch die politische Form des Staatspopulismus zeigt sich jedenfalls gut am brasilianischen Vargismus, wo sich die Position des Vaters (Ernährer und Erzieher) verbindet mit der des höchsten Wohltäters von Nation und Volk.

- (Ich stütze mich hier auf die Arbeiten von M.-E. Torres-Lima.)
- 15 Der Staatspopulismus stalinschen Typs («Vater der Völker», »Staat des ganzen Volkes« usw.) erscheint in dieser Hinsicht als Ergebnis einer Umbildung des russischen Populismus auf bäuerlicher Grundlage infolge des Scheiterns des leninschen Versuchs, ein Bündnis des städtischen Proletariats mit der Bauernschaft aufzubauen. — Vgl. dazu Gadet/Pêcheux 1981 (Kap. I, §§9-15); dort geht es um die ideologischen Zusammenstöße über die Frage der Sprache und der Politik in der Sprache, die diese Umbildung begleitet haben.
 - 16 Diese Bemutterung teilt die Arbeiterklasse in die qualifizierte, integrierte und in ihren »Er rungenschaften« geschützte Seite *und* die Seite derer, die überausgebeutet, der Arbeitslosigkeit ausgesetzt und als wandernde Arbeitskraft ohne Berufsbildung verpflanzt sind.
 - 17 Diese Oszillation könnte die Form sein, in der sich gegenwärtig die gespaltene, zweideutige, durcheinandergeratene Beziehung zum Staat verdichtet, welche die Arbeiter- und Volksbewegungen immer zum (vergangenen, gegenwärtigen und kommenden) Staat unterhalten haben. Die herkömmlichen Ausdrücke »Reformismus« und »Anarchismus« stellen in dieser Hinsicht täuschende Sprachregelungen: sie unterstellen eine *wahre* (»revolutionäre«?) *Natur* und beanspruchen, das Zwillingsspaar der »Abweichungen« von dieser Natur zu bezeichnen. Es könnte sich aber um etwas ganz anderes handeln. Zum Beispiel um das widersprüchliche Spiel der beiden *einzig* historisch stabilen Tendenzen, welche die Substanz der Arbeiter- und Volksbewegungen bilden: die Revolutionen sind Geschehnisse, nicht Substanzen.
 - 18 Vgl. dazu die Arbeiten von Laclau (vor allem: 1981).
 - 19 Vgl. dazu Pêcheux 1975 und 1975b; Marandin 1979; Courtine 1981; Gadet/Pêcheux 1981 und Conein 1981.

Literaturverzeichnis

- Althusser, L., 1979: Ideologie und ideologische Staatsapparate. Berlin/W.
- Conein, B., et al. (Ed.), 1981: Matérialités discursives. Lille
- Coriat, B., 1979: L'atelier et le chronomètre. Paris
- Courtine, J.J., 1981: Analyse du discours politique (le discours communiste adressé aux chrétiens), in: *Langages*, n°62
- Faye, J.P., 1977: Totalitäre Sprachen, 2 Bde., Frankfurt/M.-Berlin/W.
- Gadet, F., u. M. Pêcheux, 1981: La langue introuvable. Paris
- Laclau, E., 1981: Politik und Ideologie im Marxismus. Kapitalismus — Faschismus — Populismus. Berlin/W. (Argument-Verlag)
- Lenin, W.I.: Das Agrarprogramm der Sozialdemokratie in der ersten russischen Revolution 1905-1907, in: Lenin Werke (= LW), Bd.23, 213-437
- Marandin, J., 1979: Analyse de discours et linguistique générale, in: *Langages*, n°55
- Marx, K.: Das Kapital. Marx/Engels Werke (= MEW), Bde. 23-25
- Moore, B., 1969: Soziale Ursprünge von Diktatur und Demokratie. Frankfurt/M.
- Pêcheux, M., 1975: Les Vérités de La Palice. Paris (Engl. Übers. bei MacMillan, London 1982)
- ders., 1975b: Analyse du discours; langue et idéologies, in: *Langages*, n°37
- ders., 1978: Are the Masses an Animate Object? In: Sankoff 1978, 251-266
- ders., 1982: Délimitations, retournements, déplacements, in: L'Homme et la Société, n°63-64, Paris
- ders., 1983: Ideology: Fortress or Paradoxical Space, in: Hänninen, S., u. L. Paldán (Hrsg.): Re-Thinking Ideology. Berlin/Bagnolet/New York
- Interview mit M. Pêcheux und F. Gadet über Sprachtheorie und Diskursanalyse in Frankreich (H. Woetzel und M. Geier), in: *Das Argument* 133, 386-399
- Robin, R., u. M. Grenon, 1976: A propos de la polémique sur l'Ancien Régime et la Révolution; pour une problématique de la transition, in: *La Pensée*, n°187
- Sankoff, D. (Ed.), 1978: Linguistic Variations. New York
- Swezy, P.M., u.a., 1978: Der Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus. Frankfurt/M.
- Torres Lima, M.-E., 1980: De l'anarchisme au populisme brésilien (unveröff. Ms.)
- dies., 1980b: La figure énigmatique de Getulio Vargas (unveröff. Ms.)

Wolfgang Fritz Haug

Notiz zu Michel Pêcheux' Gedanken über den »ideologischen Bewegungskampf«

Der Begriff »ideologischer Bewegungskampf«, der im Zentrum der in diesem Heft veröffentlichten Überlegungen von Pêcheux steht, verweist auf Gramsci. Bewegungskrieg — mit dem Ziel der Einnahme klar umgrenzter Festungen der Unterdrückungsmacht, einer Bastille, eines Winterpalastes —, mit diesem vereinfachenden Begriff hat man versucht, die Spezifik der russischen Revolution zu beschreiben. Gramsci arbeitet bekanntlich den Gegenbegriff aus: »Stellungskrieg«. Seine Frage galt der Niederlage der Revolutionen in den entwickelten kapitalistischen Ländern um 1918. Vor allem in Deutschland und Österreich war das Unterdrückungsinstrumentarium stark angeschlagen, zeitweilig zerbrochen, und die Wirtschaftskrise tief — wie war dann die Niederlage der sozialistischen Revolutionäre zu erklären? Die Stabilität mußte zusätzliche Stützen haben. Der Gramsci der Kerkerhefte spürte sie in den Assoziationen und Institutionen der »società civile« auf, der Kulturgesellschaft. Er verglich sie mit den Befestigungsanlagen in einem Stellungskrieg. Sie waren tief gestaffelt und differenziert. Aus ihnen zog die Macht ihre »ideologische« Stabilität. In Gesellschaften mit stark entwickelter »società civile« war ein »Sturmangriff« auf symbolische Zentren der Repression daher zum Scheitern verurteilt. Wie das Schicksal der herrschenden Macht, so entschied sich auch das der Veränderung in dem verzweigten System des kulturell-ideologischen Lebens der Gesellschaft. Dies, verkürzt, der Sinn des Begriffs »Stellungskrieg«. (Die militärische Herkunft des Ausdrucks behindert den Gedanken.)

Pêcheux nimmt diesen angefangenen Gedanken von Gramsci auf. In einer paradoxen Wende erklärt er den »ideologischen Bewegungskampf« für die einzig mögliche Form der Auseinandersetzung unter Bedingungen eines »Stellungskriegs«, wie oben skizziert. Kurz, er fragt nach einer Logik der ideologischen Auseinandersetzungen in entwickelten kapitalistischen Gesellschaften. Seine Stärke zeigt sich darin, Hindernisse sichtbar zu machen, die diesem Ziel in tradierten Denk- und Politikmustern der Linken, vor allem der Marxisten, entgegenstehen. Die Selbstveränderung der an der Veränderung Interessierten — so könnte man umschreiben, was ein Interesse dieses Aufsatzes ausmacht. (Ich bin mir dabei nicht sicher, ob Pêcheux diese Zielsetzung so akzeptiert. Aber das, wozu man sich von einem Autor anregen läßt, war noch nie von dessen Billigung abhängig. Umgekehrt muß ich deshalb, weil ich Pêcheux' Aufsatz sehr anregend finde, nicht alles billigen, was er schreibt.)

Die größte Schwäche der Thesen von Pêcheux zeigt sich mir, wenn ich nach der Praktizierbarkeit seiner Vorschläge frage, nach den gesellschaftlichen »Subjekten« oder »Akteuren«, die sein Text anspricht, auf die hin seine Perspektive gebaut ist. Diese Frage spitzt sich vor allem zu, wenn ich mir die 10. These vornehme. Die »ungezählten Akte widersprüchlichen Stammelns«, die ihren Weg mit ihrer Stimme finden (im Französischen eingepreßt durch das Spielen auf der gleichlautenden Aussprache der unterschiedlich geschriebenen

Wörter *voix* und *voie*); der von keiner objektiven Analyse in seinen Bedeutungssprüngen vorhersehbare »Reigen verschiedener ideologischer Rohstoffe des Alltags«, an denen sich »Ereignisse, Bewegungen und Masseninterventionen« bilden können; die mit Lacan linguistisch-psychoanalytisch gedachte »Ordnung des Symbolischen«, gemeinhin Sprache genannt, die als konstitutiv für solche Ereignisse und Bewegungen gedacht zu werden scheint ...

Ich sehe keine organisierten, kollektiven gesellschaftlichen Subjekte, die hier angerufen, deren Handlungsfähigkeit hier gemeint wäre. Wird nicht alles zur Anschauung des Linguisten? In seiner Anschauung wären dann die ohne solche Theorien, aber auf ihrer Höhe, agierenden vereinzelt Gestalten gerechtfertigt: die Eulenspiegelien und Hanswurstiaden, die Valentinaden und Schweikiaden.¹ Sie alle sind in der unbeherrschbaren Brüchigkeit der Diskurse zuhause. Nichts gegen sie und gegen eine theoretische Aufmerksamkeit, die sie als lebensnotwendiges Element plebejischer Handlungsfähigkeit erkennt. Aber in der Theorie — und theoretische Handlungsfähigkeit bildet den unmittelbaren Sinn eines solchen Aufsatzes — sehe ich nur vereinzelt kritische Theoretiker, »richtige Bewußtseine«, einsam und kontemplativ (und nicht sehr glücklich), angerufen.

Die Beweglichkeit in Ehren — wie aber tragen wir diesen schwerbeweglichen (obwohl schnell ruinierten) Organisationsformen Rechnung, in denen wir allein kollektive gesellschaftliche Handlungsfähigkeit entwickeln können? Wie dem Netzwerk von Beziehungen und Tätigkeiten ökonomischer, kultureller, politischer Art? Zwischen der ideologischen Ewigkeit der »Metaphysik« und der momentanen Negativität, die Pêcheux dagegen setzt, droht jede Veränderungskultur außer acht zu geraten. Aber gerade von dem aus, was wir an Ansätzen einer solchen Veränderungskultur haben, schlage ich vor, Pêcheux' Thesen zu prüfen.

Zu den Vorzügen seines Entwurfs gehört, daß er auch das *Unbeweglichste* neu zu denken versucht: die historisch sedimentierten Strukturen der beiden »Wege« der Durchsetzung des Kapitalismus. Dies erlaubt, die Frage nach dem Charakter und der Entwicklungsperspektive der sozialistischen Länder neu — und zwar auf eine nicht-voluntaristische Weise — zu stellen. Er führt diese Gedanken nicht durch, sondern stellt sie als Ansätze zur Verfügung. Der Vorzug dieser Ansätze besteht in meinen Augen darin, daß sie — sowohl historisch-ungleichzeitig wie auch global-gleichzeitig — die Dinge im Zusammenhang zu zeigen versuchen.

Die Frage der beiden »Wege« zum Kapitalismus bleibt zugleich verbunden mit der Frage der Kräfteverhältnisse in der heutigen Welt: wie die Einpflanzung des Kapitalismus von oben eine Folge der Unterlegenheit eines Landes im »freien« Spiel der Marktkräfte war, so bleibt diese Determinante, das Weltmarkt-Kräfteverhältnis, auch dann wirksam, wenn in Ländern der kapitalistischen Peripherie sozialistisch oder kommunistisch geführte Revolutionen den Sieg davontragen. Pêcheux versucht, konsequent durchzudenken, was es bedeutet, daß alle erfolgreichen sozialistischen Revolutionen bis heute in der kapitalistischen Peripherie stattgefunden haben und das, trotz enormer Verschiebungen in den Kräfteverhältnissen, der Weltmarkt nach wie vor von den Ent-

wicklungszentren des Kapitalismus dominiert ist. Die Strukturen der Macht wie des Denkens der sozialistischen Länder sind daher etatistisch und vom Typ der (belagerten) Festung.

Die Konsequenzen, die Pêcheux nahezu legen scheint, sind m.E. sehr viel weniger klar als die überraschenden analytischen Durchblicke, die er ermöglicht. Die ökonomischen Kräfteverhältnisse sind träge, sich nur langsam verändernde Determinanten, die nicht willkürlich außer Kraft zu setzen sind. Hier fangen viele Fragen erst an.

Was indes die Linke der entwickelten kapitalistischen Länder angeht, ist zumindest *eine* Konsequenz einleuchtend: Der Festungstyp der Politik und des Denkens muß hier scheitern. Das trojanische Pferd, diese Festung auf Rädern, ist tauglich nur für das listige Eindringen in andere Festungen. Im differenzierten und beweglichen Prozeß der Herrschafts-Reproduktion muß das Schicksal derer, die sich in eine kleine Festung auf Rädern eingeschlossen haben, traurig-hilflos sein. Freilich fangen auch hier die Fragen erst an. Man sollte Pêcheux verschonen mit einer Haltung der Entgegennahme, die nur die Verkündung von Wahrheiten kennt. Man sollte sich zu denken geben lassen.²

Mir scheinen sowohl die von Gramsci geerbten militärischen Metaphern als auch die — sei es von Wittgenstein, sei es von Lacan inspirierten — »linguistischen« Problem-Anordnungen zu Hindernissen für dieses notwendige neue Denken zu werden. Die Ansätze von Pêcheux scheinen mir fruchtbar gerade unter der **Bedingung**, daß man nicht in ihrem Rahmen bleibt. Was wir brauchen, scheint mir *eine neue* Fähigkeit zur Dialektik. Freilich ist auch dieser Begriff unter lähmenden Phrasen begraben worden. Vielleicht läßt sich das **Benötigte** als Widerspruchskunst bezeichnen, als Wendigkeit in beweglichen Anordnungen, in denen sich die Elemente, den Teilchen eines kaleidoskopischen Bildes gleich, plötzlich umgruppieren können, möglicherweise sprunghaft die Bedeutung (auch die Parteilichkeit) wechselnd. Bert Brecht hat in dieser Richtung vorgearbeitet; zugleich hat er viel darüber nachgedacht, wie wir eine solche Beweglichkeit entwickeln können, die nicht die der Farbkörnchen eines Kaleidoskops ist. (Er entwarf ein Modell beweglicher Festigkeit, indem er den Begriff der Haltung umarbeitete.) Peter Weiss hat in der »Ästhetik des Widerstands« weitergebildet an der Dialektik von Festigkeit und Beweglichkeit in den Widersprüchen.

Vom Standpunkt kollektiver Handlungsfähigkeit stellen sich die Fragen anders als vom Standpunkt des Individuums. So berechtigt das Aufscheuchen aus »metaphysischen« Positionen und Haltungen ist, so notwendig ist andererseits eine Kultur des Marxismus, die Erfahrungen und Erkenntnisse weitergeben und reproduzieren kann. Sie kommt nicht ohne Institutionen, Wissen, organisierte Handlungsfähigkeiten auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens aus. Sie braucht ein tragfähiges Netz, darin Kommunikationsverhältnisse, Medien, ein elastisches, durch Unsicherheiten, Fehlerdiskussionen und Lernzumutungen belastbares Netz. Sie braucht eine Kultur der debattierten Verarbeitung von Erfahrungen wie von Vorstößen. Mit einem Archiv dessen, was irgendeine Instanz für »die Wahrheit« hält — in immer vorübergehender Endgültigkeit — ist ihr nicht gedient. In einem solchen Prozeß der vielstimmigen

gen Aneignung darf Pêcheux' Stimme nicht fehlen. Freilich darf erst recht nicht eine solche Kultur debattierter kollektiver Aneignung fehlen (deren Bedingungen und Formen Pêcheux nicht denkt, ja, für die seine Gedanken nicht einmal »gedacht« scheinen). Denn es gehört ein guter Magen dazu (einer, der sich nicht selbst verdaut) — sprich: eine Diskussionskultur —, um auflösen und neu zusammensetzen zu können, statt sich einseitig selbst aufzulösen.

Anmerkungen

- 1 Man verstehe mich nicht falsch: Ich finde diese Art plebejischer Handlungsfähigkeit so wichtig wie ein Lebenselixier; schließlich habe ich all diese plebejischen Helden studiert. Auch der paradoxe Raum der gehobenen Diskurse ist mir weder fremd, noch halte ich es für unwichtig, ihm, wie Pêcheux es vorschlägt, die Aufmerksamkeit zuzuwenden, die nötig ist, um in seinen Brüchen und Widersprüchen diskursiv handlungsfähig zu werden. Im *Zeitungsroman* tue ich nichts anderes. (Zur plebejischen Beweglichkeit vgl. etwa meine Analyse »Das umwerfende Einverständnis des 'braven Soldaten Schwejk'«, in: Bestimmte Negation, Frankfurt/M. 1973; ferner: »Die Einübung bürgerlicher Verkehrsformen bei Eulenspiegel«, Argument-Studienheft SH 20.)
- 2 Der Text ist nicht leicht zu lesen. Er war auch nicht leicht zu übersetzen. Die Darstellungsweise entspringt z.T. dem Versuch, der falschen Festigkeit der Bedeutungen zu entgehen. Andererseits meine ich auch einen Festungstyp des Stils zu sehen, der sich gelegentlich in Dunkelheit verschanzte, vermutlich um sich vor einer falschen Rezeption zu schützen, die nur gestanzte Wahrheiten entgegennehmen kann.



Rethinking Ideology

Positionen und Kontroversen in der internationalen Ideologie-Diskussion. Cotten, Haug, Holzkamp, Laclau, Pêcheux u.a. (engl.)

Argument-Sonderband AS 84, 1983
16,80/f.Stud. 13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)

Bettina Gransow

Von Drachen und Mäusen

Klassenbegriff und Klassenpolitik in der VR China

Die Selbstdarstellung der VR China war lange Zeit durch die Präsentation von Zukunftsvisionen einer egalitären kommunistischen Gesellschaft geprägt. Programmatisch für das China Mao Zedongs hieß es im Beidahe-Beschluß 1958: »Es scheint, daß der Beginn des Kommunismus in China nicht länger in ferner Zukunft liegt.« (Chen 1967, 227) Mit dem Modernisierungskurs zeigt sich die Volksrepublik in den letzten Jahren in neuem Licht: Fragt man heute in China nach den Klassenverhältnissen, so wird mit einem Sprichwort geantwortet: »Der Drache gebiert den Drachen, der Phönix gebiert den Phönix, die Maus gebiert Junge, die können Erdlöcher graben.«¹ Mit andern Worten, die Zählebigkeit der traditionsstarken vorkapitalistischen Vergangenheit Chinas wird auch 30 Jahre nach Gründung der neuen Gesellschaft noch nicht als überwunden angesehen.

Vor dem Hintergrund solcher widersprüchlichen Darstellungen ist es schwierig, die Klassen- und Sozialstruktur Chinas im Fadenkreuz von allgemeinen Entwicklungsbedingungen sozialistischer Gesellschaften und nationalen Besonderheiten, von objektiven Strukturdimensionen und politischen Entwicklungskonzepten aufzufinden. Die sozialökonomische Umwälzung der chinesischen Gesellschaft kann nicht einfach als abruptes Ende einer Entwicklung bzw. als unvermittelter Neubeginn vorgestellt werden. Die Forderung an die Analyse der gegenwärtigen chinesischen Gesellschaft, in stärkerem Maße als bisher die Spezifik der vorkapitalistischen Produktionsweisen und der Formen kapitalistischer Durchdringung zu berücksichtigen, um auf diese Weise deutlicher die besondere Verkoppelung von vor- und nachrevolutionären Gesellschaftsverhältnissen sowie die Bandbreite aktueller Entwicklungsmöglichkeiten aufzeigen zu können (Hurtienne 1982, 307ff.), ist berechtigt. Darüber hinaus gilt es jedoch, diese Verkoppelung in ökonomischer, politischer und kultureller Hinsicht zu spezifizieren: Das Fortwirken historischer Traditionen kann Entwicklungshemmnis und Aufforderung zur Suche nach angemessenen Entwicklungsstrategien zugleich sein, es ist nicht einfach als Rückstand zu begreifen, sondern fordert sein eigenes Recht.

Die Komplexität dieses Zusammenhanges und die praktisch politischen Schwierigkeiten, Traditionsanknüpfung und -überwindung vereinbar und steuerbar zu machen (»das Alte in den Dienst des Neuen zu stellen«; — vgl. hierzu Lane 1981), soll im folgenden am Beispiel der Besonderheiten des Klassenbegriffs und der Klassenpolitik in China verdeutlicht werden.

I. Traditionale Prägung des Klassenbegriffs

Die traditionale Überformung sozialistischer Entwicklungsanstrengungen zur Schaffung einer klassenlosen Gesellschaft beginnt bereits bei der spezifischen Prägung des Klassenbegriffs in China: Im Unterschied zur Gleichwertigkeits-

vorstellung des bürgerlichen Klassenbegriffs in Europa impliziert semantisch das Wort Klasse (jieji) im Chinesischen eine Rangordnung (Müller 1976, 55). Noch in chinesisch-englischen Wörterbüchern des vorigen Jahrhunderts wurde das Wort jieji im Sinne seiner älteren klassischen Bedeutung als »Ränge und Stufen (von Beamten)« benutzt (Lippert 1979, 162). Die Rückverfolgung des Wortes Klassenstatus (jieji chengfen) gibt weitere Auskünfte über die vorbegriffliche Entwicklungsgeschichte (ebd., 14). Das hier enthaltene Zeichen fen (ein Messer, das etwas spaltet = teilen) bezieht sich auf die gesellschaftliche Teilung der Arbeit (fen gong) und die Verteilung der Rechte und Pflichten (fen zhi). »Es bezeichnet daher auch den gesellschaftlichen Status (ding fen) der einzelnen Personen, die sich ursprünglich aus der Arbeitsteilung und Pflichtenverteilung ergab.« (Steinfeld 1971, 86, Fn.6) Eine zusätzliche Bedeutung im Sinne von »sozialer Klasse« erhielt das Wort jieji auf dem Umweg über Japan zu der Zeit, als man sich dort mit der sozialen Frage zu beschäftigen begann. Für die Herausbildung des Klassenbegriffs in China war die damalige Rolle Japans als eines Vermittlers von Kenntnissen des europäischen Sozialismus im allgemeinen und des Marxismus im besonderen ebenso von Bedeutung wie für zahlreiche andere sozialwissenschaftliche und marxistische Termini auch (Lippert, 76).

Seit den 20er Jahren begannen chinesische Intellektuelle, sich um die Aufarbeitung eines wissenschaftlichen Klassenbegriffs, um die Anwendung des Marxschen Klassenbegriffs auf die chinesische Gesellschaft zu bemühen. Hemmnisse ergaben sich dabei vor allem auf drei Ebenen:

- Die Wirtschafts- und Sozialstruktur war außerordentlich komplex, die halbfeudalen und halbkolonialen Verhältnisse führten zu Instabilität und Deklassierungsprozessen.
- Theoretische Probleme wie die fehlende Unterscheidung zwischen Grund- und Nebenklassen, zwischen Klassen und Schichten standen der Ausarbeitung eines wissenschaftlichen Klassenbegriffs entgegen.
- Die Normen der konfuzianischen Ethik sowie traditionell-chinesische Gesellschaftsbilder, die ein statisches Verhältnis von herrschender Oberschicht und beherrschtem Volk zeigen und einen über Jahrtausende hinweg fest umrissenen »Volks«-Begriff² einschließen, waren nicht einfach zu reflektieren und zu überwinden.

Auch die Schriften Mao Zedongs zur Klassenanalyse der chinesischen Gesellschaft aus den 20er Jahren standen in verschiedener Hinsicht unter dem Einfluß der statischen und hierarchischen Struktur traditionell chinesischer Gesellschaftsbilder (vgl. Mao Zedong, 161ff.). In der zentralen strategischen Fragestellung Mao Zedongs: Wer sind unsere Feinde, wer sind unsere Freunde in der chinesischen Revolution? waren ökonomische und politische Kriterien eng miteinander verknüpft. »Proletariat« und »Bourgeoisie« galten Mao in erster Linie als die beiden bildhaften Pole eines »Revolutionsbarometers«, das zur Einschätzung der Kräfteverhältnisse in der Klassenauseinandersetzung der chinesischen Revolution dienen sollte. Die hier von Mao entwickelte vertikale Abfolge von Klassenzugehörigkeiten wurde später während der Bodenreform, die zunächst in den Befreiten Gebieten und bis 1952 dann im restlichen Lande

durchgeführt wurde, zur Grundlage gemacht, um jedem ländlichen Haushalt aus einem Spektrum von rund 60 Kategorien einen mehr oder weniger exakt bestimmten Klassenstatus (jieji chengfen) zuzuweisen (Entscheidungen 1950). Auf diese Weise wurden nicht nur Kriterien für die Umverteilung von Grund und Boden gewonnen, sondern zugleich wurde die Position der einzelnen Familien im politischen Kampf verortet. Die grundlegenden ökonomischen Gruppen waren: Grundbesitzer, reiche Bauern, Mittelbauern, arme Bauern, Landarbeiter. Beispiele für politische Kriterien bei einzelnen Klassenzugehörigkeiten waren im positiven Sinne »Angehörige von revolutionären Märtyrern«, im negativen Sinne »reaktionäre reiche Bauern«. Die Hierarchie der Klassenzugehörigkeiten wurde noch dadurch verstärkt, daß ihrem sozialökonomischen Charakter nach unterschiedliche Klassenzugehörigkeiten auf derselben sozialen »Sprosse« angesiedelt sein konnten. So hatten z.B. kleine selbständige Handwerker denselben sozialen Status wie Mittelbauern und besitzlose Handwerker denselben sozialen Status wie Arbeiter. Ergebnis der Bodenreform war also ein Gesellschaftsbild, dessen genau festgelegte vertikale Abfolge eine unmittelbare Umkehrung der vorrevolutionären Sozialhierarchie implizierte. Die noch weitgehend ständischen Merkmale dieses Gesellschaftsbildes galten vor allem für die ländlichen Regionen und drückten sich aus in

a) *lokaler Begrenztheit*. Der Bezugsrahmen für die jeweilige Klassenhierarchie (wie auch für die Bodenreform) war realiter zumeist auf die Ebene der xiang (Großdörfer oder mehrere kleine Dörfer mit rund 300 Haushalten) beschränkt.

b) *Familienbezogenheit*. Die Einheit zur Bestimmung der Klassenzugehörigkeit war und ist die Familie. Auch wenn formell die Möglichkeit bestand, mit einer Veränderung der sozialökonomischen Verhältnisse ebenfalls den Klassenstatus zu ändern, so war dies praktisch durch Konvention nicht möglich. Zwar hatte sich bei der überwiegenden Mehrzahl der Bauernhaushalte durch die Bodenreform die materielle Lage verbessert, aber die Massen der armen und unteren Mittelbauern hatten keinerlei Interesse an einer Veränderung ihres positiven Klassenstatus und die negativen Kategorien, wie die ehemaligen Grundbesitzer, hatten nicht die Macht, ihren Status zu ändern. Durch die Gleichsetzung von Klassenstatus der Eltern und Familienherkunft der Kinder wurde die Klassenzugehörigkeit noch im Sinne einer Sippenhaft befestigt.

c) *politischen Privilegien*. Nur diejenigen Bauern, die eine »gute« Klassenzugehörigkeit nachweisen konnten, d.h. in erster Linie die armen und unteren Mittelbauern, hatten das Recht, Kader zu werden. Eine »schlechte« Klassenzugehörigkeit, d.h. Zugehörigkeit zu den fünf »schlechten Elementen«³, bedeutete dagegen zugleich die Aberkennung des Wahlrechtes (Burns 1978, 275, 183).

Obwohl die reale Klassen- und Sozialstruktur bereits 1956 durch die Umwälzung der Eigentumsverhältnisse, d.h. die Kollektivierung der Landwirtschaft und die Verstaatlichung und Vergenossenschaftlichung von Industrie, Handwerk und Handel eine radikale sozialökonomische Veränderung erfahren hatte, behielt das alte Klassifikationsschema von Klassenzugehörigkeiten doch weiterhin Gültigkeit als Statuszuweisung für die einzelnen Haushalte. In den

Städten fand diese Entwicklung nur in abgeschwächter Form statt, weil die Klassenzugehörigkeiten hier weniger strikt eingeführt worden waren und einer geringeren politischen Kontrolle unterlagen. Der große Anteil relativ unattraktiver kleinbürgerlicher Klassenzugehörigkeiten führte bei breiten Schichten der städtischen Bevölkerung zu einem nur geringen Interesse an ihrer Beibehaltung. Außerdem entwickelte sich in den Städten mit der Einführung einer Hierarchie von Lohnstufen ein neues Klassifikationsschema ökonomischer Positionsbestimmungen, für das es auf dem Lande nichts vergleichbares gab (Kraus 1981, 140). Die Überformung der realen Klassen- und Sozialstruktur durch ein Gesellschaftsbild hierarchischer Statuszuweisung, das die Skala zwischen Siegern und Besiegten der chinesischen Revolution widerspiegelte, galt jedoch für Land *und* Stadt, für die Gesellschaft insgesamt. Aus dieser Feststellung ergibt sich erstens die Frage nach den Ursachen einer solchen Überformung und zweitens nach den klassenpolitischen Maßnahmen, die ergriffen wurden, um diese Situation zu überwinden.

II. Ungleichzeitigkeit von sozialer und politischer Emanzipation

Einer der wichtigsten Gründe für den Erfolg des sozialen Umwälzungsprozesses der chinesischen Gesellschaft muß neben einer angemessenen, an den Interessen der Bauernschaft ausgerichteten Revolutionsstrategie in der Schwäche der chinesischen Bourgeoisie gesehen werden. Bereits 1912 hatte Sun Yatsen diesen Punkt als vorteilhaft für das Gelingen der sozialen Revolution in China hervorgehoben. »In China haben wir noch nicht eine solche Stufe der Entwicklung erreicht [wie in den USA und Großbritannien, d. Verf.], deshalb ist es für uns verhältnismäßig leicht, die soziale Revolution zu verwirklichen. Es ist uns möglich, dem Vormarsch der kapitalistischen Ordnung zuvorzukommen. In den kapitalistischen Ländern sucht man, die eingebürgerten Vorrechte zu erhalten, und es ist schwer, diese zu beseitigen.« (Sun Yatsen, 125) Aber nicht nur für das Gelingen der chinesischen Revolution war die Möglichkeit der Umgehung einer bürgerlichen Entwicklungsphase von Bedeutung, sie prägte auch den besonderen Charakter der Errichtung einer sozialistischen Gesellschaft in China.

Bedeutet die Umwandlung von Ständeunterschieden zu sozialen Klassenunterschieden durch die bürgerliche Revolution einen Prozeß der *politischen* Emanzipation, der jedoch die Revolutionierung der sozialen (bürgerlichen) Verhältnisse außer Acht läßt (Bader u. a. 1976, 333f.), so schließt die Nichtentfaltung bürgerlicher Gesellschaftsverhältnisse in China zugleich einen Mangel an Bedingungen für die politische Emanzipation der Gesellschaftsmitglieder ein, die trotz ihrer in der Gesellschaftsverfassung festgeschriebenen formalen Gleichheit und Freiheit durch die Dominanz politisch-kultureller Reproduktionsformen, die noch feudal geprägt sind, politische Gängelung in hierarchischen Gesellschaftsstrukturen erfahren. Andererseits sind durch die soziale Revolution in China Voraussetzungen realer sozialer Emanzipation geschaffen worden, die über die Grenzen der sozialen Emanzipation, wie sie für die bürgerliche Gesellschaft gegeben sind, prinzipiell hinausreichen. Vorkapitalistische und sozialistische Elemente verschmelzen in der gegenwärtigen chinesi-

schen Gesellschaft zu einer eigenartigen Symbiose. So enthalten z.B. Kollektivformen zugleich feudal-hierarchische und sozialistisch-kooperative Momente, ständische Rangunterschiede fließen mit leistungsgemäßen Privilegien zusammen. Der Gesellschaftscharakter auch des heutigen China ist durch das Fehlen einer bürgerlichen Entwicklungsphase gekennzeichnet, durch Übergangsformen von agrarischen, vorkapitalistischen Strukturen (die sich wiederum durch Besonderheiten gegenüber dem europäischen Feudalismus ausweisen) zu einer sozialistischen Gesellschaft.

Die ständische Prägung der Gesellschaft ist sowohl für die Relation von Klasse und Individuum wie von Klasse und Staat von Bedeutung. Das Individuum im heutigen China ist nicht das einzelne, privatisierte Individuum der bürgerlichen Gesellschaft, sondern ist in einem Gemisch aus sozialer Geborgenheit und Kontrolle eingebunden in Hausgemeinschaften, Arbeits- und Wohn-Einheiten (danwei = die Einheit). Die soziale Identität des Individuums ist realiter und seinem Selbstverständnis nach mit dem politischen Gemeinwesen verbunden, dem es sich zugehörig fühlt (vgl. Wulff 1979, 243). Diese Verbundenheit drückt sich besonders in dem »sozialen Gesicht« aus, das jedem gegeben und genommen werden kann. Sie entspricht bis zu einem gewissen Grade der Charakteristik des ständischen Individuums im europäischen Feudalismus. »... im Mittelalter ist Eigentum, Handel, Sozietät, Mensch *politisch*; der materielle Inhalt des Staates ist durch seine Form gesetzt; jede Privatsphäre hat einen politischen Charakter oder ist eine politische Sphäre, oder die Politik ist auch der Charakter der Privatsphäre ... Im Mittelalter ist Volksleben und Staatsleben identisch.« (Marx, 233) Entsprechend ist auch die die bürgerliche Gesellschaft bestimmende Trennung von privatem und öffentlichem Bereich noch nicht vollzogen (vgl. Wood 1982, 4ff.). Der politische Staat existiert noch nicht als »Staat« außerhalb der (bürgerlichen) Gesellschaft, als Rechtsstaat und damit Garant der formellen Gleichheit der Staatsbürger. Die Rolle von Rechtsnormen (fa) gewinnt nur langsam an Bedeutung, immer noch haben die Sitten (li) wichtige Regulierungsfunktionen für das gesellschaftliche Leben. Gesellschaftlicher Bezugsrahmen für den einzelnen ist auch hier eher die »Einheit« als Gesellschaft, Staat, Nation als Ganzes gesehen. So unvollständig wie der Prozeß der Ablösung von Individuum und Gemeinwesen erfolgt ist, hat auch keine konsequente Auflösung der politischen Stände in soziale Klassen stattgefunden. Das Verständnis von Klassen ist (noch) weitgehend der ständischen Privilegiengesellschaft verhaftet. Erst in diesem Kontext erklärt sich, daß bis in die jüngste Zeit hinein die Frage der Klassenzugehörigkeit noch eher eine Frage der Familienherkunft als der individuellen sozialen Lage war und politische und familiäre Auseinandersetzungen unter dem gemeinsamen Nenner des »Klassenkampfes« vermengt wurden.

Diese Voraussetzungen waren wenig fruchtbar für die Entwicklung von Klassenbewußtsein, die Organisierung von Klasseninteressen, die Herausbildung eines Bewußtseins über den internationalistischen Charakter von Klassenverhältnissen.

III. Herrschaft der Arbeiterklasse?

Am weitesten vorangeschritten ist der Auflösungsprozeß einer politischen Ständeordnung in der städtischen Arbeiterschaft. Zwar drückt sich die Unentwickeltheit des Industrialisierungsprozesses in einem hohen Anteil unqualifizierter Arbeitskräfte aus sowie in der Tatsache, daß rund die Hälfte der Arbeiter handwerksmäßiger Produktion nachgeht, aber die zunehmende Professionalisierung verdrängt ein familienbezogenes Klassenverständnis immer mehr zugunsten eines berufsbezogenen. Der Familienzusammenhalt ist viel weniger durch die Produktionsbedingungen vorgegeben als auf dem Lande. Die Ausbildung der Arbeiterklasse zeigt eine zunehmende Loslösung aus vorkapitalistischen Banden und die Verdrängung traditionaler Arbeitshaltungen und Lebensformen. Dieser Prozeß ist jedoch noch nicht abgeschlossen. Die chinesische Gesellschaft insgesamt hat daher bis heute ihre Prägung durch agrarische Produktionsformen und damit zusammenhängende gesellschaftliche Organisationsformen bei weitem noch nicht verloren. Wenngleich zwar auf der einen Seite die alten Ausbeutungsverhältnisse beseitigt werden konnten, so sind andererseits eine Reihe von traditionellen Elementen in der politischen und kulturellen Reproduktionsstruktur der chinesischen Gesellschaft erhalten geblieben, die nicht nur auf dem Lande noch von Bedeutung sind, sondern auch das politisch-kulturelle System der Städte beeinflusst haben. So ist auch das städtische Leben durch die Organisation in verhältnismäßig kleinen, kollektiven »Einheiten« geformt, die den dörflichen Organisationsstrukturen in ihrer Überschaubarkeit, mit zumeist lebenslanger Zugehörigkeit und in der Art und Weise der Kommunikationsformen ähneln. Als Arbeits- und/oder Wohn-Einheiten, die wiederum untergliedert sind nach Hausgemeinschaften⁴, wirken sie bestimmend auf das Leben des Einzelnen. Hier erfolgen Entscheidungen in Bezug auf sein Berufs- und Privatleben, z.B. die Zustimmung zur Heirat oder neuerdings für Frauen zum Kinderkriegen, hier werden strafrechtliche Bagatellsachen verhandelt (Weggel 1981, 78ff.). Auch wenn die Mitglieder der städtischen Einheiten nicht mehr durch Blutsbande verknüpft sind, so haben sich doch Elemente vorkapitalistischer, patriarchalischer Familienstrukturen in ihnen erhalten. Gleiches gilt beispielsweise auch für ein selbst in den Städten erhalten gebliebenes, agrarischen Produktionsformen verhaftetes Zeitempfinden, das weniger von tayloristischen Zeittakten als vielmehr vom Wetter bestimmt zu sein scheint, oder für Arbeitshaltungen, für die es eher darum geht, bei einem Maximum an Bequemlichkeit und einem Minimum an Leistung den gleichen Lohn- und Lebensstandard zu erhalten (Weber 1981, 52). Konsumanreize sind erst im Entstehen.

Der Sieg der chinesischen Revolution war zwar ein Sieg *für* die chinesische Arbeiterklasse, ein Sieg auch in ihrem Interesse, aber es war nicht *ihr* Sieg. Es war nicht die politische Machtergreifung durch die Arbeiterklasse selbst, die die sozialistische Umgestaltung in China einleitete. Ihre Ausbildung, ihre Zusammensetzung und die Entwicklung ihres — vergleichsweise privilegierten — Lebensstandards waren weitgehend von eher äußerlichen Bedingungen und Konzeptionen bestimmt, die auf sie einwirkten und sie formten. Die Entwick-

lung der Arbeiterklasse ist nach Gründung der Volksrepublik durch zwei grundlegende Gesellschaftsprozesse gekennzeichnet:

1. Die Konstitution zu einer Klasse moderner Industriearbeiter aus agrarischen Verhältnissen heraus;
2. die Herausbildung einer Arbeiterklasse, die nicht durch den Gegensatz von Lohnarbeit und Kapital geprägt ist.

Der Gegensatz von Lohnarbeit und Kapital hat in der chinesischen Entwicklung keine gesellschaftsbestimmende Dominanz erreicht. Das weitgehende Ausbleiben einer bürgerlichen Entwicklungsphase schafft für eine Industrialisierung unter sozialistischen Vorzeichen in der chinesischen Gesellschaft daher das Problem, Elemente des Kapitalismus und der bürgerlichen Gesellschaft zugleich »soweit wie nötig« und »so wenig wie möglich« entwickeln zu müssen. Die unterschiedliche Beantwortung dieser Frage ist nicht nur für Differenzen zwischen maoistischer Politik und Modernisierungskurs von Bedeutung, sondern ebenso für unterschiedliche politische Schwerpunktsetzungen innerhalb des Modernisierungskurses selbst (vgl. Leutner 1982). Im Hinblick auf die Entwicklung des Sozialismus ist zu fragen, welche neuen Erfordernisse sich für die chinesische Arbeiterklasse stellen, wenn sie ihre Rolle als sozialer Träger des Volkseigentums nicht nur formal wahrnehmen, sondern tatsächlich realisieren will, indem sie sich in zunehmender Teilnahme an Leitungs- und Planungsprozessen Eigentümerqualifikationen erwirbt und Eigentümerfunktionen ausübt. Hier liegen Probleme, an deren Lösung sich die sozialistische Perspektive des Modernisierungskurses zu beweisen haben wird.

IV. Klassenpolitiken im Widerstreit

Von ihrer sozialen Struktur her ist die gegenwärtige chinesische Gesellschaft — wie andere sozialistische Gesellschaften auch — ihrem Erscheinungstypus nach am ehesten als machtgeordnet zu bezeichnen, ohne aber ihrem Inhalt nach herrschaftlicher Natur zu sein. »Dies ist in der Welt unserer Tage der fundamentale (und immer wieder verkannte) Unterschied zwischen einer 'westlichen' und einer sozialistischen Gesellschaft. Die letztere ist, bei aller Machtentfaltung, die Länder des sozialistischen Typs zeitweilig in extremer Weise an den Tag gelegt haben, gleichzeitig keine Ordnung, die auf dem Verhältnis der An eignung fremder Mehrarbeit beruht.« (Hofmann 1969, 33f.) Insofern können auch die unterschiedlichen politischen Linien, die den chinesischen Sozialismus geprägt haben, nicht als Ausdrucksformen von Klassenherrschaft interpretiert werden, weder im Sinne der Herrschaft einer Klasse über andere Klassen oder Schichten der Gesellschaft noch im Sinne der Ausübung von Herrschaft einer einzelnen Klasse. Wird auf diese Weise eine verkürzte Zuordnung von politischen Machtgruppen zu bestimmten Klassen und Schichten vermieden, so ist dennoch zu betonen, daß sich die Inhalte und Kräfteverhältnisse der dominanten politischen Linien in letzter Instanz herleiten aus der Gesamtstruktur des zugrunde liegenden spezifischen Klassen- und Sozialgefüges der chinesischen Gesellschaft sowie aus ihren besonderen politisch-kulturellen Reproduktionsformen, die ein wichtiges Moment politischer Machtverhältnisse darstellen (Bottomore 1981, 75f.).

Für die Fortentwicklung der chinesischen Gesellschaft ist also die Frage von entscheidender Wichtigkeit, wie der Entwicklung zum Sozialismus hinderliche Überreste der vorkapitalistischen Vergangenheit aufzulösen sind und in welchem Maße Elemente der bürgerlichen Gesellschaft umgangen werden können bzw. entwickelt werden müssen. Durch die soziale Revolution und die Umgestaltung der Eigentumsverhältnisse unter Führung der KP Chinas sind wichtige Vorbedingungen für die Schaffung sozialer und politischer Gleichheit aller Gesellschaftsmitglieder hergestellt worden. Wie die für die Entwicklung zum Sozialismus hin notwendige Dynamisierung der Gesellschaftsstrukturen erreicht werden sollte, darüber gab und gibt es unterschiedliche Auffassungen, die am deutlichsten in den dominanten politischen Richtungen ihren Ausdruck fanden.

Der Einfluß der unterschiedlichen Sozialismuskonzeptionen und damit verbundenen Klassenpolitiken auf die Entwicklung der Sozialstruktur zeigte sich deutlich in den jeweiligen Dominanzphasen von Modernisierungskurs und Maoscher Politik. Im Rahmen der jeweiligen Konzepte gab es unterschiedliche Funktionszuweisungen für bestimmte soziale Gruppen, womit zugleich eine positive oder negative Bewertung und Einordnung innerhalb des Gesellschaftsgefüges verbunden war.

In den Phasen Maoscher Politik waren entsprechend den Maximen der Mobilisierung der körperlichen lebendigen Arbeit, der Umverteilung arbeitsteilig ausgeführter gesellschaftlicher Tätigkeiten unter den Gesellschaftsmitgliedern und der politisch-ideologischen Erziehungsarbeit als Träger des sozialen Fortschritts die körperlich arbeitenden Massen und die politischen all-round-Kader mit ihrem nationalen Erfahrungsreichtum positiv besetzt. Negativ empfunden wurden dagegen fachlich qualifizierte Kader und große Teile der Intelligenz als Repräsentanten von technischem und sonstigem Fachwissen, von ausländischen Kenntnissen und bürgerlicher Ideologie. Das Maosche Konzept zielte ab auf eine Umverteilung von Eigentum und Arbeit, wobei der Technikentwicklung eine untergeordnete Rolle beigemessen und überschnell zu immer »größeren« Eigentumsformen übergegangen wurde.

In den Phasen des Modernisierungskurses, wo die Entwicklung von Wissenschaft und Technik in den Mittelpunkt gestellt wurde und wird, haben Facharbeiter und Intellektuelle sowie fachlich qualifizierte Kader einen positiven Bonus innerhalb der Gesellschaft. Soziale Differenzen, wie sie sich aus einer differenzierten Bildungs- und Berufsstruktur ergeben müssen, werden dabei zugunsten wachsenden gesellschaftlichen Reichtums in Kauf genommen. Die vergleichsweise größere Realistischer der Modernisierungspolitik zeigt sich in Ökonomie und Politik gleichermaßen: Die dem Produktivkraftstand angemessene Nutzbarmachung genossenschaftlicher Eigentumsformen, die Industrialisierungspolitik und Versuche der wissenschaftlichen Nutzung ökonomischer Gesetzmäßigkeiten, Verwissenschaftlichung und Effektivierung von Leitungsmethoden, Erweiterung von Partizipationsmöglichkeiten, Hebung des Lebensstandards, Ausbau des Rechtswesens sind einige wichtige Punkte, die anzeigen, daß mit dem Mittel wissenschaftlich-technischer Veränderungen zu einer sozialistischen Gesellschaft vorangeschritten werden soll (vgl. Suffa-Friedel

1979, 220ff.). Eine solche Industrialisierungspolitik ist jedoch der Gefahr ausgesetzt, eine bürgerliche Entwicklungsphase mit ihren zivilisatorischen, aber auch all ihren negativen Momenten nachholen zu müssen. Soll eine bloß »nachholende« Entwicklung vermieden werden, d.h. eine Modernisierung im Sinne einer schrittweisen Annäherung an die Lebensbedingungen, Wertssysteme und Institutionen der heutigen Industriegesellschaften (Bottomore, 1981, 12), so ist es nötig, die vorhandenen Möglichkeiten von ökonomischer und gesellschaftlicher Planung, von Wissenschaft und Demokratie zu nutzen, um nicht alte Fehler zu wiederholen, sondern um scheinbare Entwicklungsdefizite in positive Ausgangsbedingungen für die weitere Gesellschaftsentwicklung zu verwandeln.

Wie schwierig solche globalen Forderungen konkret in der Praxis einzulösen sind, das hat sich besonders deutlich an den wiederholten Versuchen gezeigt, die überkommenen Klassenkategorien zu dynamisieren und für den politischen Kampf nutzbar zu machen.

V. Klassenkampf als Herrschaftsmittel

Mit der Einteilung von Klassenzugehörigkeiten waren zur Zeit der Gründung der Volksrepublik nicht nur Voraussetzungen für die Bodenreform, sondern — weit darüber hinausreichend — Maßstäbe geschaffen worden, die die politische Position und damit das soziale Ansehen, das »soziale Gesicht« (lian) der einzelnen Familien grundlegend neu bestimmten (Hu 1966, 238ff.).

Die Bedeutung dieser politischen Etikettierung für die Sozialstruktur bzw. Sozialhierarchie der chinesischen Gesellschaft ist viel weniger genau auszumachen als die Rolle des ökonomischen Klassifikationsschemas, da es hierüber keine vergleichbaren offiziellen Darlegungen gibt. Dennoch existiert in der Realität sowohl ein positives Konzept in Form von Belobigungen (guangrong chenghao: Ehrentitel) wie ein negatives Konzept in Form von Bestrafungen (dai maozi: »einen Hut aufsetzen«⁵), wobei in den heftigen politischen Richtungskämpfen die negativen Einstufungen von politisch mißliebigen Personen als Klassenfeinden eine sehr viel größere Bedeutung erlangt haben als die positiven Etiketten. Ein positives soziales Ansehen dient als Belobigung für den Betroffenen und als Vorbild für die Gesellschaft, während ein negatives soziales »Gesicht« für den Betroffenen Bestrafung, für die anderen Gesellschaftsmitglieder eine Warnung bedeutet. Die erzieherische Funktion als Ziel dieses Systems von Belohnungen und Bestrafungen sowohl für die Betroffenen wie für den Rest der Gesellschaft liegt auf der Hand. Hiermit konnte an eine in China tief verwurzelte Tradition angeknüpft werden, nach der Erziehung in Form von Belohnungen und Bestrafungen als Mittel der Herrschaft eingesetzt wurde. Bei ihrer Anwendung versuchten die Herrschenden »die Neigungen der menschlichen Natur den staatlichen Interessen dienstbar zu machen. Sie belohnte nicht nur denjenigen, welcher durch seine Handlungen der zentralen Staatsgewalt nützte, sondern auch den, der über staatschädigendes Verhalten anderer Informationen lieferte. Sie bestrafte sowohl denjenigen, welcher mit seinen Taten den Staatsinteressen zuwider handelte, als auch den, der von Zuwiderhandlungen Kenntnisse hatte und sie verschwieg. Für das Vergehen eines

einzelnen wurden in vielen Fällen er selbst und seine Familienangehörigen oder Nachbarn zur Verantwortung gezogen. Auf diese Weise erstrebten sie eine wirkungsvolle Überwachung aller Untertanen.« (Steinfeld, 76) Auch im Statut der Kommunistischen Partei Chinas vom Juni 1945 findet sich noch ein eigenes Kapitel, das explizit der Belohnung und Bestrafung von Parteimitgliedern gewidmet war und in dem diese im einzelnen festgelegt wurden (Brandt u.a. 1955, 329f.).

Erst aus dieser Bedeutung der Belohnung und Bestrafung von politischem und sozialem Verhalten heraus werden einige Besonderheiten des im China der 50er bis 70er Jahre geführten »Klassenkampfes« deutlich. Mittel des Klassenkampfes war eine soziale Degradierung, das »Nehmen« des »Gesichtes« durch eine negative politische Etikettierung, die zugleich mit Lohnabzügen, der Zuweisung niederer Arbeiten oder während der Kulturrevolution auch mit der Umerziehung in Arbeitslagern und anderen physischen und psychischen Härten verbunden war. Voraussetzung für ein solches Kampfmittel sind überschaubare Gemeinschaften — wie sie mit Dörfern oder in den Städten mit den »Einheiten« gegeben sind — und ein in der Regel beständiger Aufenthaltsort, da — abgesehen von Personen, die in der Öffentlichkeit bekannt sind — nur in diesem Rahmen das Geben und Nehmen eines »Gesichts« eine soziale Funktion hat (Hu, 260).

Von daher erschließt sich auch die große Bedeutung der formellen Rehabilitation von Personen, die in den 50er Jahren oder in der Kulturrevolution von negativen Klassifizierungen betroffen waren. Die Rehabilitation stand für die Rücknahme und zum Teil Entschädigung erlittener Härten, aber auch für die offizielle Wiederherstellung des sozialen Ansehens der gesamten Familie.

Bereits Mitte der 50er Jahre und insbesondere während der Kulturrevolution versuchte Mao Zedong, die Realisierung seines Sozialismuskonzeptes durch einen Erziehungsprozeß zu erreichen, dessen wichtigstes Mittel das Geben und Nehmen eines »Gesichts« unter dem Etikett des Klassenkampfes war. Das erstarrte Klassifikationsschema aus der Zeit der Bodenreform sollte unter Anknüpfung an die alten Kategorien subjektiviert und auf die politische Ebene transformiert werden. Markantestes Beispiel hierfür war in der Anti-Rechts-Kampagne von 1957 die Einstufung zahlreicher Intellektueller und ihrer Familien als »rechte Elemente« (youpai fenzi). Um die Frage, ob die politische Einstellung allein zum entscheidenden Kriterium für die Klassenzugehörigkeit gemacht werden müsse und um die Meßbarkeit dieses Kriteriums entstand während der Kulturrevolution eine heftige Debatte unter der städtischen Jugend. Als gegenteiliges Kriterium für die Einteilung der Klassenzugehörigkeit wurde die Familienherkunft (jiating chushen) angeführt; dies insbesondere von »rot geborenen« Jugendlichen, d.h. solchen, die aus Familien der »fünf roten Kategorien« (Arbeiter, arme und untere Mittelbauern, revolutionäre Kader, revolutionäre Armeeingehörige, revolutionäre Märtyrer) stammten. Aber auch die Betonung des politischen Denkens als alleinigem Kriterium für die Klasseneinteilung unterlag der Vermischung mit der Familienherkunft und führte zu einer Festschreibung politischer Positionsbestimmungen bis in die zweite und dritte Generation einer Familie.

Sollte der Klassenkampf in der Zeit der Kulturrevolution in erster Linie als Mittel dienen, um neue Inhalte (d.h. das Sozialismuskonzept Mao Zedongs bzw. später der »Viererbande«) unter Nutzung traditioneller Herrschaftsformen in Gestalt eines Systems von Belohnungen und Bestrafungen für ein bestimmtes soziales und politisches Verhalten zu transportieren, so fand doch unter der Hand eine Verkehrung von Mitteln und Zielen statt. Spätestens in der Kulturrevolution zeigte sich deutlich, daß nicht traditionelle Formen zum Transportmittel für neue Inhalte und eine Dynamisierung gesellschaftlicher Strukturen geworden waren, sondern daß gerade traditionelle Verhaltensweisen wieder Auftrieb erhielten. Diese Entwicklungen standen in krassem Gegensatz zu einer Politik, die zugleich durch zahlreiche Verbote und Unterdrückung traditionell-kultureller Reproduktionsformen (Feste, Riten, Gebräuche etc.) schneller in ein neues Zeitalter gelangen wollte.

Auch im Rahmen der Modernisierungspolitik wird noch am Konzept des Klassenkampfes im Sozialismus festgehalten, wenngleich dieser nun nicht mehr »als Hauptkettenglied«, sondern nur noch als »in gewissem Umfang existierend« (Resolution 1981, 3ff.) betrachtet wird. Immer noch spielen auch Belohnungen und Bestrafungen eine wichtige Rolle, um ein bestimmtes politisches oder Sozialverhalten der Gesellschaftsmitglieder zu erreichen, aber sie werden für andere Ziele nutzbar gemacht. So z.B. in den gegenwärtigen Kampagnen zur Geburtenplanung: Die Befolgung der Richtlinie der »Ein-Kind-Familie« wird in den Städten mit einem Lohnzuschlag belohnt, ihre Nichtbefolgung mit einem Lohnabzug bestraft. Auf dem Lande wird als Disziplinierungsmittel der Lohnpunkt oder die Zuteilung von privatem Hofland eingesetzt.

Weiterhin existiert auch ein Set von negativen Klassifizierungen: Zu den »feindlichen Elementen« werden gegenwärtig fünf Kategorien gezählt: Konterrevolutionäre und Geheimagenten; Restelemente der konterrevolutionären Cliques um Lin Biao und Jiang Qing; Kriminelle, die den Sozialismus schwer gefährden; neue Ausbeuter (z.B. Wirtschaftsspekulanten); alte Ausbeuter, die sich nicht umerzogen haben (Sonderkommentator 1982). Eine der Kulturrevolution vergleichbare Mobilisierung auf der Basis einer Verquickung von Familienherkunft und politischer Klassifizierung steht jedoch im Gegensatz zu den Industrialisierungsbestrebungen der Modernisierungspolitik. Diese erfordern in viel stärkerem Maße als dies im Rahmen des Maoschen Sozialismuskonzeptes der Fall war, eine Lockerung des Familienzusammenhaltes, eine Überwindung der alten Klasseneinteilungen und eine Verrechtlichung des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Auf diese Weise werden notwendige Vorbedingungen politischer Emanzipation geschaffen, die sich jedoch nicht im Selbstlauf entwickeln, sondern noch zahlreicher Schritte einer radikalen Demokratisierung bedürfen.

Anmerkungen

- 1 Der Drache symbolisiert den Kaiser, der Phönix die Kaiserin; die Maus steht für das Volk.
- 2 Der Begriff des Volkes umfaßt vier Gruppen (si min) in hierarchischer Anordnung: Gelehrte, Bauern, Handwerker, Händler.
- 3 Grundbesitzer, reiche Bauern, Konterrevolutionäre, schlechte Elemente und rechte Elemente.

- 4 Rund zehn Haushalte bilden eine Hausgemeinschaft.
- 5 Während der Landreform wurden den besiegten Grundbesitzern hohe Schandhüte aus Papier aufgesetzt, auf denen ihre Untaten zu lesen waren. Die gleiche Praxis wurde in den politischen Kritikkampagnen der Kulturrevolution gegenüber politischen Gegnern ausgeübt.

Literaturverzeichnis

- Bader, V., J. Berger, H. Ganßmann und J.v.d. Knesebeck, 1976: Einführung in die Gesellschaftstheorie. Wirtschaft und Staat bei Marx und Weber, Bd.2. Frankfurt/New York
- Burns, J.P., 1978: The Election of Production Team Cadres in Rural China. In: China Quarterly No.74
- Bottomore, T., 1981: Politische Soziologie. Stuttgart
- Brandt, C., B. Schwartz und J.K. Fairbank, 1955: Der Kommunismus in China. Eine Dokumentargeschichte. München
- Chen, Th.H.E. (Ed.): 1967: The Chinese Communist Regime. Documents and Commentary New York/Washington/London
- Entscheidungen über die Einteilung des Klassenstatus auf dem Lande«, vom 4.8.1950 (chin.), hrsg. v. Staatsrat der zentralen Volksregierung. Beijing
- Hofmann, W., 1969: Grundelemente der Wirtschaftsgesellschaft. Ein Leitfaden für Lehrende. Reinbek
- Hu, H.Ch., 1966: Die chinesischen Begriffe vom »Gesicht«. In: W.E. Mühlmann u.a. (Hrsg.): Kulturanthropologie. Köln/Berlin
- Hurtienne, Th., 1982: Sozialismus und autozentrierte Entwicklung. Zur Korrektur eines entwicklungspolitischen Modells anhand der Beispiele China, Nordkorea, Albanien und Kuba. In: R. Steinweg (Hrsg.): Hilfe + Handel = Frieden? Die Bundesrepublik in der Dritten Welt. Frankfurt/M.
- Kraus, R.C., 1981: Class Conflict in Chinese Socialism. New York
- Lane, C., 1981: The Rites of the Rulers. Ritual in Industrial Society — The Soviet Case. Cambridge
- Leutner, M., 1982: China im Übergang — Die Sozialismuskommunikation in der chinesischen politischen Ökonomie. In: *Das Argument* 133, Mai/Juni
- Lippert, W., 1979: Entstehung und Funktion einiger chinesischer marxistischer Termini. Der lexikalisch-begriffliche Aspekt der Rezeption des Marxismus in Japan und China. Wiesbaden
- Mao Zedong, 1972: Analyse der Klassen in der chinesischen Gesellschaft (chin.). In: Takeuchi Monoru (Hrsg.): Mao Zedong ji, Vol 1. Tokyo, und in: Mao Tse-tung. Ausgewählte Werke, Bd.1, Beijing 1968
- Marx, K., 1961: Kritik des Hegelschen Staatsrechts. In: Marx-Engels-Werke, Bd.1, Berlin/DDR
- Müller, R.R., 1976: Beiträge zur Gesellschaftstheorie in China: Die Herausbildung des Klassenbegriffs im 20. Jahrhundert. Berlin/DDR
- »Resolution über einige Fragen der Parteigeschichte seit 1949« (chin, 1981). In: Hongqi, No.13 Sonderkommentator der Zeitung der Volksbefreiungsarmee 1982: »Wissenschaftliche Erkenntnis und Behandlung der Probleme des Klassenkampfes«. In: Guangming ribao v. 9.10.82
- Steinfeld, E., 1971: Die sozialen Lehren der altchinesischen Philosophen Mo-tzu, Meng-tzu und Hsün-tzu, Berlin/DDR
- Suffa-Friedel, F., 1979: »China: Der große Sprung zurück?« In: *Das Argument* 114, März/April
- Sun Yatsen, 1971: Die soziale Bedeutung der chinesischen Revolution (1912). In: B. Scheibner u.a. (Hrsg.): Sun Yatsen, Reden und Schriften. Leipzig
- Weber, M., 1981: Die protestantische Ethik I. Eine Aufsatzsammlung (hrsg.v. J. Winkelmann). Gütersloh
- Weggel, O., 1981: China zwischen Revolution und Etikette. Eine Landeskunde. München
- Wood, E.M., 1982: »Die Trennung von Ökonomie und Politik«. In: *Das Argument* 131, Jan./Febr.
- Wulff, E., 1979: »Grundfragen transkultureller Psychiatrie«. In: Argument-Studienheft 23

Die regionale Reintegration von Arbeit und Leben

Zur Arbeit der Forschungsgruppe Produktivkraftentwicklung Nordhessen

Sinn, Zweck und Verfahrensweise der »selbstbestimmten Forschungstätigkeit« der dem Fachbereich Sozial- und Rechtswissenschaften an der Gesamthochschule Kassel zugehörigen Forschungsgruppe Produktivkraftentwicklung Nordhessen (FPN) sollen im folgenden vorgestellt werden. Dabei will ich hervorheben, welche Entwicklungsschritte zur Beantwortung der gegenwärtigen Krisendynamik sich als erforderlich erwiesen haben. Angesichts eines doppelten Drucks etablierter Auftraggeber von Forschung einerseits, vorgeprägter Lehrmeinungen im kompetenz- und arbeitsteiligen Ausbildungswesen andererseits, der selbstbestimmte Forschungstätigkeit nicht eben erleichtert, erscheint es besonders ermutigend, wenn die notwendigen Entwicklungsschritte auch getan werden können, obwohl ihnen zunächst Widerstände entgegengesetzt werden. Dies ist gerade dann der Fall, wenn die zu erwartenden Forschungsergebnisse Eingriffe in die regionale Wirklichkeit angezeigt erscheinen lassen.

Zwar ist in Abhängigkeit von Gegenstand und Verfahren auch der zwingende Charakter von Forschungsergebnissen unterschiedlich geartet, je nachdem ob es sich um die Erforschung materieller Prozesse selber, ihre quasi-automatische Regelung oder um Fragen ihrer zielbewußten Steuerung im gesellschaftspolitischen Bezugsfeld handelt. Zumal in Zeiten struktureller Krisen kann aber schon die immanent-kritische Verträglichkeits-Prüfung auf Norm- und Zielkonflikte hin soviel politischen Sprengstoff in sich bergen, daß entsprechende Anstrengungen durch finanzielle Trockenlegung, Selbstzensur oder andere informelle Mechanismen unterbunden werden. Umso verdienstvoller erscheinen hiervon unbeirrte Versuche der Art, wie die FPN sie sich zur Aufgabe gestellt hat, nämlich »den Stand sozial- und wirtschaftswissenschaftlicher Erkenntnis am Gegenstand der regionalen Arbeits- und Lebensverhältnisse ... weiterzuentwickeln und auf diesen Gegenstand anzuwenden« (FPN 1982, 1).

Von der Analyse nordhessischer Betriebsstillegungen zur Sozial- und Umweltverträglichkeits-Prüfung einer Wiederaufbereitungsanlage

In welchem Sinn der erforderliche Erkenntnisfortschritt bislang verwirklicht wurde, läßt sich an dem Entwicklungssprung ermessen, der zwischen der Erstveröffentlichung der FPN über drei nordhessische Betriebsstillegungen (Wassmann 1977) und dem zuletzt erschienenen Teilbetrag zur Prüfung der Sozial- und Umweltverträglichkeit einer Wiederaufbereitungsanlage liegt, die von der Deutschen Gesellschaft für Wiederaufarbeitung von Kernbrennstoffen mbH bei der hessischen Landesregierung als »kleine Anlage« zur Genehmigung angemeldet wurde (mit 1/4 der Kapazität von Gorleben; Anführungszeichen nach DWK 1980).

Im Vordergrund der Schrift von Wassmann stand das Bemühen, wirtschaft-

liche Bedingungen und soziale Auswirkungen von Betriebsstillegungen in Gestalt materieller und psychosozialer Belastungen, aber auch das hierauf gerichtete Handeln und Bewußtsein der Belegschaften festzuhalten. Während zwei untersuchte Mittelbetriebe der Kleider- und der elektro-feinmechanischen Branche, die wie ein dritter Großbetrieb der Papierindustrie Anfang der siebziger Jahre mit erheblichen regionalen Subventionen und Präferenzen gegründet worden waren, bereits 1976/77 wieder geschlossen wurden, zog sich die endgültige Aufgabe der Witzenhausener Halbzellstofffabrik der Starlight Fluting KG noch mehrere Jahre hin (vgl. Der Spiegel, Nr. 8/1981: »Glanz verloren«). Wassmanns Pressespiegel allein zu letzterem Fall könnte heute Bände füllen, weshalb die zeitliche Begrenztheit seiner Dokumentation durchaus ihre Vorteile hat. Denn im Unterschied zur journalistischen Berichterstattung verdeutlicht seine Arbeit den spezifischen Sinn regionsbezogener Forschungstätigkeit: in den praktisch als Probleme sich aufwerfenden Einzelfragen, bei denen Zufälle individuell schicksalhafte Bedeutung annehmen können, unter Berücksichtigung der besonderen Bedingungen von Raum und Zeit das Wirken allgemeiner Gesetzmäßigkeiten begreifbar und entsprechend veränderbar zu machen. So versucht Wassmann denn auch, die Betriebsstillegungen als »Ausdruck des gesamtwirtschaftlichen Kernprozesses« von Kapitalkonzentration und global veränderter Arbeitsteilung zu fassen, auch wenn der Schwerpunkt der Arbeit nicht hierauf lag.

Wo Stilllegungs-Analysen enden, nämlich beim generalisierenden Aufweis der Gesetzmäßigkeit solcher Entwicklungsbrüche in marktwirtschaftlich organisierten Gesellschaften (Wassmann) und gegebenenfalls des Scheiterns von Industriensiedlungspolitik als Entwicklungshilfe für strukturschwache Räume, fängt die Aufgabenstellung einer Sozial- und Umweltverträglichkeits-Prüfung großer Neuansiedlungen heute erst eigentlich an. Wie die Industriensiedlungsruiene eines großen baureif gemachten Geländes bei Homberg im Schwalm-Ederkreis bezeugte, war es schon 1974 unmöglich geworden, den Kasseler Nachkriegserfolg einer VW-Zweigwerksansiedlung in kleinerem Maßstab einfach zu wiederholen. Was heute noch in großen Einheiten neu angesiedelt wird, muß aber bei zentralstaatlicher oder marktbeherrschender Kosten-Überwälzungsstrategie sich dem Verdacht aussetzen, daß in deren Sinn nach Punkten des geringsten Widerstandes gesucht wird. Umso entscheidender, weil überlebenswichtig, ist daher der Erkenntnisfortschritt, den die FPN zu organisieren imstande war: vom leicht resignativ geprägten, jedenfalls aber retrospektiven Analysieren einfach als reversibel angesehener Fehlentwicklungen zum vorausschauend-kritischen Praxisbezug in entsprechend erneuerten Formen von Forschung. Sinn der vorausschauenden Verträglichkeits-Prüfung ist es ja eben, möglicherweise irreversiblen schädlichen Veränderungen sozialökonomischer, produktionstechnischer oder ökologischer Strukturen in der Region von vornherein Rechnung zu tragen.

Obwohl die FPN noch das umfassendere Ziel vor sich hat, »sozusagen eine Kapitalismusverträglichkeits-Prüfung der wachsenden Schäden an unseren Naturgrundlagen wie einer wirkungsvollen Gegenpolitik« durchzuführen (Tjaden 1982), ist die in Angriff genommene Sozial- und Umweltverträglichkeits-

Prüfung kapitalistischer Gesetzmäßigkeiten und Politiken zweifellos notwendig. Dabei darf man sich nicht durch mutmaßliche Alibi-Erklärungen etwa über von der DWK vorzuziehende bayrische Standorte oder auf später zu vertragende Grundsatzentscheidungen über die Entsorgungswege (vgl. Der Spiegel, Nr. 30/1982) davon abbringen lassen, die Sachfragen zu klären, bevor vollendete Tatsachen die Kette der Sachzwänge unwiderruflich schließen. In Wirklichkeit wird an der Frage der Wiederaufbereitungsanlage mit der Grundsatzentscheidung über energiepolitische Pfade ja auch schon eine Antwort auf eine Kernfrage gesellschaftlicher Produktivkraftentwicklung und Naturbeherrschung vorweggenommen, auch wenn die DWK Gegenteiliges behauptet, um die »kleine Anlage« anlegen zu dürfen. Die Testfrage ist zu stellen, ob man trotz allem weiterhin abstellen will aufs »Wirtschaftswachstum, das Produktions- und Produktivitätswachstum der kapitalistischen Wirtschaft, welches letztlich das Größenwachstum der gesellschaftlich erzeugten Werte zum Inhalt hat«. Oder ob man darauf orientiert, »die Betätigung des gesellschaftlichen Arbeitsvermögens, welches die Substanz jener Werte ist«, bewußt und zielstrebig auf die produktive und reproduktive Vermittlung von Bedarfslagen und natürlichen Ressourcen zu beziehen (vgl. Tjaden 1982, 336).

Die FPN nähert sich dieser Fragestellung, indem sie ihren Teilbeitrag speziell auf raumwirtschaftliche Voraussetzungen und Folgen einer WAA-Ansiedlung bezieht. Zu erweitern wäre er »nicht nur durch Prüfungen der Auswirkungen einer WAA unter den Gesichtspunkten des Umwelt- und des Ressourcenschutzes im engeren Sinne, sondern auch durch weitergehende Prüfungen der Sozialverträglichkeit, insbesondere unter den Gesichtspunkten des Gesundheits- und Arbeitsschutzes sowie des Schutzes regional-wirtschaftlicher Entwicklungspotentiale vor schädlichen Eingriffen« (FPN 1982, 15). Der vorliegende Teilbeitrag stellt selbst schon einen wesentlichen Schritt in Richtung integrierter Verträglichkeitsprüfung dar. Zum einen erweist er methodisch die Untauglichkeit des von der Hessischen Landesregierung angewandten Prüfverfahrens, wie es im »Kriterienkatalog zur Standortvorauswahl einer Wiederaufbereitungsanlage für abgebrannte Kernbrennstoffe« von 1981 niedergelegt ist. Und zwar betrifft dies den »nicht-nuklearspezifischen Teil, mit dem die Vereinbarkeit eines Standortes mit den Zielen und Maßnahmebündeln der gesamtäumlichen Entwicklung 'eingehend und umfassend' geprüft und über einen Standort 'zuverlässig' entschieden werden« (a.a.O., 4). Die Prüfmaßstäbe der Landesregierung werden im einzelnen als kaum eindeutig, wenig zuverlässig und insgesamt nicht sachgerecht dargestellt. So bleiben im Kriterienkatalog der Landesregierung etwa unberücksichtigt »die Eigenschaften und Besonderheiten der einheimischen Wirtschaft sowie die Bedingungen und Möglichkeiten einer eigenständigen Wirtschaftsentwicklung im Frankenger Raum« (6). Der Kriterienkatalog verfehlt insgesamt das Ziel einer Raumentwicklung im Sinne der ansässigen Bevölkerung, das im politisch-administrativen System der BRD noch immer Geltung hat.

Aus diesem Grunde gibt die FPN zum anderen eine problemorientierte Einführung in die Systematik, mit der Landesentwicklungsplanung, Raumordnungs- und Regionalpolitik in Bezug auf die Raumwirtschaft ineinandergrei-

fen. Planerische Ziele und Maßnahmenbündel, die von der Hessischen Landesregierung selber festgestellt wurden, werden eingehend mit den absehbaren raumwirtschaftlichen Wirkungen einer WAA im Fankenger Raum verglichen. Obwohl die DWK trotz wiederholter Anfragen seitens der Forschungsgruppe keine genaueren Angaben zur Arbeitsplatz-Struktur ihrer geplanten »kleinen Anlage« mit insgesamt 1600 Arbeitsplätzen, aber auch (nur) 1.600 Beschäftigten, zur Verfügung stellte — was Zweifel über die Qualifiziertheit der Arbeitskraft-Nachfrage wie die geplanten Arbeitsschutzmaßnahmen aufkommen läßt —, folgert die FPN in Bezug auf die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse vor Ort: »Doch läßt sich beim gegebenen Wissensstand insgesamt bereits sagen, daß diese wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse durch die Ansiedlung eines einzigen Großbetriebs mit vielen un- oder angelernten und wenigen hochqualifizierten Arbeitskräften sowie mit einer äußerst schmalen Produktpalette keineswegs im Sinne einer Ausnutzung und Weiterentwicklung der endogenen Potentiale beeinflußt und in diesem Sinne 'verbessert' werden könnten. Es wäre im Gegenteil sogar mit einer Beeinträchtigung des Faktoreinsatzes und der Wertschöpfung bei einem Teil der vorhandenen Betriebe der heimischen Wirtschaft und damit ihrer spezifischen Potentialnutzungskapazität in verschiedenen Wirtschaftszweigen (Land- und Forstwirtschaft, Handwerk und Industrie, Fremdenverkehr) zu rechnen, zum Beispiel durch die Abwerbung oder auch die Abwanderung von Arbeitskräften, Überlastungen der technischen Infrastruktur, Störungen natürlicher Erzeugungs- oder Leistungsvoraussetzungen, Beeinträchtigungen des 'Images' dieses Wirtschaftsraums u.a.m. Es muß daher angenommen werden, daß die Errichtung einer WAA keine Verbesserung, sondern insgesamt sogar eine Verschlechterung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, nämlich eine nachhaltige Störung des wirtschaftlichen und sozialen Gefüges in diesem Raum hervorrufen würde, was die Entwicklung der Leistungskraft auf lange Sicht eher beeinträchtigt als fördern würde.« (FPN 1982, 50)

Energiepolitische Arbeiten der FPN

Schon innerhalb der Schwalm-Eder-Studie (1978-81) war eine Ansiedlung der WAA abgelehnt worden (Bd. 11, 70). Damit zusammenhängend wurde auch die zwecks Ablösung des Borkener Braunkohlen-Kraftwerkes erwogene »Errichtung eines Kernkraftwerkes in Borken — angesichts der Verteuerung des Stroms aus Kernenergie und der Unzulänglichkeit der Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt, aber auch wegen der durchaus risikoreichen radioaktiven und sonstigen Belastungen von Boden, Wasser und Luft — (als) sicherlich verfehlt« verworfen. Stattdessen empfahl die Schwalm-Eder-Studie eine mittelfristige Umstellung des Braunkohlen-Kraftwerkes auf andere Primärenergie-Träger, auf die Dauer aber »eine Abkehr vom Bau großer Wärmekraftwerke zugunsten einer Vielzahl kleinerer Kraftwerke mit Wärme-Kraft-Koppelung sowie einer erheblich gesteigerten Verwendung erneuerbarer Energie (bei gleichzeitigem Abbau der Energieverschwendung)«. Wie hinzugefügt wird, spricht dies gegen den Standortsicherungsplan für große Wärmekraftwerke des Hessischen Ministers für Wirtschaft und Technik.

Innerhalb des 1977 von FPN und DGB Schwalm-Eder gegründeten Strukturpolitischen Arbeitskreises legte Dipl.-Ing. Werner Eicke, der auch an den Verkehrsuntersuchungen im Kreis beteiligt war (vgl. Band 9 und 10), Ende 1981 einen Bericht über Grundzüge eines integrierten regionalen Energieversorgungskonzepts für den Schwalm-Eder-Kreis vor. Weiterhin war die Forschungsgruppe an der Erstellung einer Arbeitsmappe für die gewerkschaftliche Bildungsarbeit zum Thema »Energiepolitik für den Schwalm-Eder-Kreis« beteiligt. Insgesamt gehen die energiebezogenen Arbeiten der Forschungsgruppe davon aus, daß die Probleme gegenwärtiger Energieversorgung auf die lokalen Entwicklungsmöglichkeiten hin untersucht werden müssen, statt nach der Verfahrensweise dominierender Branchenunternehmen mit je schon fertigen (Teil-) Versorgungskonzepten aufzuwarten. Hier wie bei der kritischen Beurteilung der Entwicklungsmöglichkeiten, die anstelle der WAA zu aktivieren sind, bleibt vor allem eine geduldige Beharrlichkeit erforderlich: »Es ist ein Irrtum zu meinen, solche jahrzehntelangen Versäumnisse und Fehler ließen sich durch einen gewaltigen Kraftakt wie die Ansiedlung einer Wiederaufarbeitungsanlage mit dubioser Arbeitsplatzstruktur auch nur annähernd ausgleichen. Hierzu bedarf es der Umsetzung der Ziel- und Maßnahmenvorstellungen der Landesentwicklungs- und Regionalplanung in Gesamtentwürfe der Kreisentwicklung und der darin anzustrebenden Zielzustände, die in sich abgestimmt sind und mit vielfältigen Mitteln angegangen werden. Die Ansiedlung der Wiederaufarbeitungsanlage wäre unverträglich mit den Entwicklungserfordernissen in diesem Raum, wie sie in den amtlichen Planwerken dargestellt sind, was sich in teilweise ausdrücklicher Unvereinbarkeit mit amtlich festgestellten Planinhalten zeigt.« (FPN 1982, 59)

Regionale Gesamtbelastung und Umstrukturierung des Arbeitsvermögens

Die Anlage der kreisbezogenen Untersuchungen der FPN ergab sich einerseits aus den systematischen Fehlschlägen hessischer Regionalpolitik der 70er Jahre (Tjaden 1978), andererseits aus grundlegenden Defiziten des sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Wirklichkeitsbezugs. Als vorrangigen Mangel etwa in der wissenschaftlichen Betrachtung gesamtwirtschaftlicher Kreislaufgrößen oder ökonomischer Wachstumstheorien hoben Oppolzer, Strutynski und Tjaden hervor, daß die »Grundlegung der wirtschaftlichen Entwicklung in der gesellschaftlichen Arbeit darin nicht als Grundsachverhalt der Volkswirtschaft begriffen« werden. Ebenso bleibe der »öffentlichen Meinung« weitgehend unbewußt, »daß die Entstehung des Sozialprodukts durch die Art und den Umfang des Einsatzes der gesellschaftlichen Arbeitskraft entscheidend bestimmt wird, daß seine Verwendung die Weise und das Ausmaß der Erneuerung dieser Arbeitskraft maßgeblich prägt und daß beides die Entwicklung des gesamtwirtschaftlichen Produkts im Innersten bestimmt« (1979, 7). Als synthetisierendes Prinzip des sozialökonomischen Systems verfolgt die FPN daher einen Zyklus von Arbeitskraftverausgabung und Wiederherstellung des Arbeitsvermögens, dessen realer Ablauf in Abhängigkeit von zeitlichen, räumlichen und sachlichen Gegebenheiten gestört und/oder insgesamt in seiner Selbstentwicklung blockiert sein kann. Die Grade solcher Störung oder gar Blockierung las-

sen sich durch Belastungsanalysen genauer ermitteln. Für eine Kurzinformation über die Belastungsanalyse wird der Leser meine Rezension der Hauptuntersuchung von 123 industriellen Arbeitnehmern im Schwalm-Eder-Kreis gegenwärtig haben (*Argument* 133, 450f.). Die darin vorgenommene Belastungsanalyse trug direkt zur Urteilsbildung der Befragten über ihre Arbeits- und Lebensverhältnisse bei. Denn die Umsetzung der Belastungssyndrome in Mängelbeschreibungen und entsprechend ausgearbeitete Forderungen zur Abstellung dieser konkreten Mängel ließ sich in aller Konsequenz vornehmen, wie aus Bd. 11 der Studie hervorgeht. Hier werden Besonderheiten zweiglicher und (teil-)räumlicher Mängel und die Mittel zu ihrer Behebung ebenso plastisch vorgeführt, wie dies auch mit den übergreifenden Mängeln in den Arbeitsmarktverhältnissen, in der Beschäftigungspolitik, im Verkehrs- und Ausbildungswesen geschieht. Damit kann die Rückkoppelung zu den Ermittlungen der fachbezogenen oder problembezogenen Teilstudien als gelungen angesehen werden, was nicht zuletzt auch eine Überprüfung von Untersuchungsergebnissen gestattet, vor allem aber eine Synthese der Teilforderungen im Sinne arbeitnehmerorientierter Strukturpolitik ermöglicht: Diese ist als schrittweise Veränderung des gesellschaftlichen Arbeitsvermögens im Sinne arbeitnehmergerechter Zielzustände voranzutreiben.

Daß derartigen Veränderungen in der Wirtschafts- und Sozialstruktur der BRD große Widerstände entgegenstehen, vermerkt die FPN am Schluß des Forderungsbandes, weshalb sie auch keine schnellen Erfolge erwartet (Bd. 11, 267). Bereits nach Vorlage eines regionalpolitischen Skizzenprogramms für »Bessere Arbeits- und Lebensbedingungen für Nordhessen« im Jahre 1978 hatten FPN und der DGB Landesbezirk Hessen, wie zu erwarten, heftige Kritik seitens der Kasseler Industrie- und Handelskammer gewärtigen müssen, worauf der DGB Landesbezirk antwortete. Mit den kreisbezogenen FPN-Publikationen liegt nun eine Präzisierung des Grundansatzes vor, die in sämtlichen Argumentationsschritten nachprüfbar ist. Eine derartige Arbeit dürfte auch eine Abstimmung all jener Kräfte erleichtern, die für eine entwicklungs-fördernde Reintegration von Arbeit und Leben im Alltag der Region kämpfen. Im übrigen dürfte es kaum zufällig sein, daß gerade Hessen zum Schauplatz heftiger Auseinandersetzungen um die Frage geworden ist, ob es zumindest als Flankenschutz für selbstbewußte Kämpfe der Arbeiterbewegung gelingen kann, wertkonservative Strömungen gegen den Strukturkonservatismus zu mobilisieren, wie Erhard Eppler dies nach der ökologischen Wende für erforderlich und machbar hielt (vgl. Czeskleba-Dupont 1979). Die regionalen Ungleichgewichte, die im deutschen Raum schon seit den zwanziger Jahren ein »Grundmuster der Ungleichverteilung industrieller Standorte« bilden (Band 1, S. 240), haben sich in Hessen vermutlich nur besonders klar in Formen gesellschaftspolitischen Handelns übersetzt.

Literaturverzeichnis

a) Veröffentlichungen der Forschungsgruppe Produktivkraftentwicklung Nordhessen (FPN):

Wassmann H., 1977: Betriebsstillegungen in Nordhessen. Untersuchungen zur allgemeinen Entwicklung und zu einzelnen Fällen in den siebziger Jahren, Kassel (vergriffen)

- Tjaden, K.H., 1978: Probleme einer arbeitsorientierten Regionalpolitik. Untersuchungen am Beispiel hessischer Förderräume, Kassel (noch erhältlich in der Reihe »urbs et regio«. Kassel-Schriften zur Geografie und Planung, 7/1978)
- A. Oppolzer/P. Strutynski/K.H. Tjaden, 1979: Theoretische und praktische Möglichkeiten einer arbeitnehmerorientierten Wirtschafts- und Sozialwissenschaft. Bericht für das Projekt 3140 der Universität Bielefeld »Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeitnehmer als Gegenstand der Hochschulforschung«, Kassel (vergriffen)
- Forschungsgruppe Produktivkraftentwicklung Nordhessen, Schwalm-Eder-Studie, 12 Bände (1978-1981):
- Bd. 1 Untersuchungen im Schwalm-Eder-Kreis, Kassel 1981
 - Bd. 2 Arbeits- und Lebensverhältnisse im Schwalm-Eder-Kreis. Protokoll der Funktionärskonferenz des DGB am 3.6.1978, Kassel 1978
 - Bd. 3 Berufliche Bildung im Schwalm-Eder-Kreis, Kassel 1979 (vergriffen)
 - Bd. 4 Industrielle Arbeitnehmer im Schwalm-Eder-Keis I — Arbeits- und Lebensverhältnisse in einem unterentwickelten Gebiet, Kassel 1980 (Textband) (Auch: Marburg 1980)
 - Bd. 5 Industrielle Arbeitnehmer im Schwalm-Eder-Kreis II — Arbeits- und Lebensverhältnisse in einem unterentwickelten Gebiet, Kassel 1980 (Materialband) (auch: Marburg 1980)
 - Bd. 6 Weiterbildung im Schwalm-Eder-Kreis, Kassel 1980
 - Bd. 7 Arbeitslosigkeit im Schwalm-Eder-Kreis, Kassel 1980 (Textband)
 - Bd. 8 Arbeitslosigkeit im Schwalm-Eder-Kreis, Kassel 1980 (Materialband)
 - Bd. 9 Verkehrsverhältnisse im Schwalm-Eder-Kreis, Kassel 1981 (Textband)
 - Bd. 10 Verkehrsverhältnisse im Schwalm-Eder-Kreis, Kassel 1981 (Materialband)
 - Bd. 11 Forderungen für den Schwalm-Eder-Kreis, Grundlinien und Ansätze einer arbeitsorientierten Strukturpolitik für ein unterentwickeltes agrarisch-industrielles Gebiet, Kassel 1980
 - Bd. 12 Arbeits- und Lebensbedingungen im Schwalm-Eder-Kreis — Kurzfassung der Schwalm-Eder-Studie, Kassel 1980
- Forschungsgruppe Produktivkraftentwicklung Nordhessen, 1982: Die Bedeutung einer Wiederaufbereitungsanlage für abgebrannte Kernbrennstoffe am Standort Wangershausen für die räumliche Entwicklung in raumwirtschaftlicher Hinsicht — Teilbeitrag zur Sozial- und Umweltverträglichkeits-Prüfung (SUVP) —, Kassel

Weitere Literatur:

- Czeskleba-Dupont, Rolf, 1981: Der Energiesektor als Problem regionaler Entwicklung. In: Arbeitskreis arbeitsorientierte Regionalwissenschaft (Hrsg.), Regionale Krisen und Arbeitnehmerinteressen, Köln, 211-241
- Ders., 1979: Was man unbedingt kennen sollte, um die Grünen zu verstehen. Ökologische Kritik 1962-76. In: *Das Argument* Nr. 118, 830-845; mit Nachtrag im Argument-Studienheft SH 50, Kommentierte Bibliographie Umweltfragen, 3-19
- Deutsche Gesellschaft für Wiederaufarbeitung von Kernbrennstoffen mbH (DWK), 1980: Die Entsorgung der deutschen Kernkraftwerke, Hannover (DB-Prospekt, 12 S.)
- Deutscher Gewerkschaftsbund, Landesbezirk Hessen, 1978: Bessere Arbeits- und Lebensbedingungen für Nordhessen, Frankfurt
- Tjaden, K.H., 1982: Umweltpolitik in der Sicht der Arbeiterbewegung. Vortrag für die Fachtagung Umweltwissenschaft-Umweltpolitik des Bundes demokratischer Wissenschaftler 18.-20.11.1981 in Marburg. In: *Das Argument* Nr. 133, 334-346

Hartfrid Krause

Startbahn 18 West: Literatur zur und von der Bürgerbewegung

Die Geschichte der Startbahn West auf dem Frankfurter Flughafen ist noch nicht geschrieben: die Auseinandersetzungen sind nicht zu Ende, auch wenn viele Anzeichen dafür sprechen, daß die Startbahn, die bereits zu 3/4 betoniert ist, fertiggebaut und in einiger Zeit in Betrieb genommen wird. Dafür muß jedoch weiterer Wald geschlagen werden (Verlegung einer Hochspannungsleitung, Bau eines neuen Tower), und die Ausbaupläne der amerikanischen Air-Base lassen weitere Waldrodungen erwarten. Umgekehrt gilt bis heute, daß der Widerstand, wenn auch weniger spektakulär, weiter existiert, die Bürger nicht völlig apathisch sind, jeden Sonntag der »Spaziergang« zur Mauer von Hunderten durchgeführt wird. Die bisherige Geschichte dieser Widerstandsbewegung trägt viele Züge anderer Bürgerinitiativen, unterscheidet sich jedoch qualitativ, was die staatliche Repression angeht.

Bereits 1965, als erste Ausbaupläne des Flughafens bekannt wurden, gründete sich die erste BI, die »Interessengemeinschaft gegen Fluglärm«, mit »Umweltpfarrer« Kurt Oeser. Gegen die Planfeststellungsbeschlüsse von 1967 und 1971 wurden über 1.300 Einsprüche erhoben, bis 1978 wurde die Verhinderung der Startbahn fast ausschließlich gerichtlich versucht. Durch die Entscheidung des Bundesverwaltungsgerichts im Sommer 1978 erzielte die Frankfurter Flughafen Aktien Gesellschaft (FAG) einen ersten gerichtlichen Erfolg. Mit der Verlängerung des bestehenden Parallelsystems wurden die ersten Bäume gefällt, das geschlossene Waldsystem wurde für die FAG »geöffnet«. Der juristische Kampf litt von Anfang an unter einem großen Handicap; juristisch gestritten wurde in den 70er Jahren nur um die Gesetzmäßigkeit des 1971 ergangenen Planfeststellungsbeschlusses, nicht um die von der FAG vorgelegten Prognosezahlen. Ein Vergleich der Ist-Zahlen mit den Prognosezahlen von 1971 macht das Dilemma deutlich:

Flugbewegungen auf dem Frankfurter Flughafen (in Tausend)

Jahr	1970	1975	1977	1980
Planfeststellung	-	270	345	441*
Ist	196	209	212	222

(* Hochrechnung mit der der Prognose zugrundeliegenden Steigerungsrate)

Bereits 1977 wäre nach der Prognose der FAG — selbst wenn die 3. Startbahn bis dahin gebaut worden wäre — der Flughafen bereits wieder zu klein. Eine neues Planfeststellungsverfahren unter Zugrundelegung der heutigen Zahlen und der heutigen (auch von der FAG erstellten) Prognosen käme zu völlig anderen Ergebnissen, insbesondere, wenn man den Großraumflugzeugeffekt berücksichtigt, der eine Steigerung der Kapazität bei gleichbleibender Zahl der Starts und Landungen ermöglicht.

Von den 10.000-15.000 Arbeitsplätzen bis 1990 (nach FAG-internen Berechnungen) bleibt bei genauerem Hinsehen nicht viel übrig. Es ist davon auszugehen, daß von dem Bau der Startbahn (Kosten: ca. 500 Millionen, Zinsen 40-50 Millionen/Jahr) ein verschärfter Rationalisierungsschub ausgehen wird. Bereits heute werden Pläne über die Entlassung von »Mitarbeitern« offen diskutiert, und es ist zu befürchten, daß die Rationalisierung schneller entwickelt wird als zudem unsichere, zukünftige neue Arbeitsplätze.

Die ökologischen Schäden durch den Startbahnbau sind heute noch nicht absehbar: die Zerstörung des einzigen zusammenhängenden Wald- und Erholungsgebietes in Südhessen und die durch den Bau notwendige Absenkung des Grundwasserspiegels, für die notabene immer noch kein gültiger Rechtstitel vorliegt, bedeuten für die bereits bis zu den Grenzen ökologisch belastete Region eine unzumutbare zusätzliche Belästigung und Gefährdung. Die ungünstige geographische Lage mit Inversions- und Smog-Gefahren in

Frankfurt wird durch den Bau und die Abholzung der Bäume zusätzlich verschärft. Gegen dieses ökologisch sinnlose, ökonomisch nutzlose, arbeitsplatzpolitisch wirkungslose Großprojekt kristallisierte sich der Widerstand. Im April 1979 fand die erste öffentliche Demonstration mit 3000 Menschen statt, Vertreter der »Parteienaktionsgemeinschaft« — eine Vereinigung von führenden Vertretern der CDU, SPD, FDP, DKP, auch dies einmalig — hungerten gemeinsam, weitere Demonstrationen und eine erste Unterschriftenliste mit über 30.000 Unterschriften signalisierte, daß der Bürgerprotest eine neue Stufe erreicht hatte. Im Mai 1980 wurde das Hüttendorf — mitten im Wald auf der geplanten Trasse der Startbahn — unter tätiger Mithilfe vieler Bürger aus Mörfelden-Walldorf gebaut: Symbol des Widerstands einer ganzen Region. Im Oktober 1980 wurde die erste kleinere Rodung von 7 ha unter massivem Polizeieinsatz durchgeführt. Das Hearing im hessischen Landtag im Februar 1981 diente lediglich der Legitimierung der Rodung. Bereits vor Eröffnung sagte der damalige Wirtschaftsminister Hoffie: »Das Hearing kann ausgehen, wie es will oder zu Ergebnissen führen, wie immer sie auch ausgehen — für die Landesregierung wird es keine Konsequenzen geben.« Ein Ergebnis des Hearings war allerdings die offizielle Bestätigung, daß die bisher genannten Zahlen von 25% Kapazitätserweiterung nicht mehr haltbar waren, daß durch den Bau einer reinen Startbahn lediglich 6-14% Kapazitätswachstum denkbar seien (dies ist ziemlich genau der Anteil der US Air Force auf dem Frankfurter Flughafen).

Im Frühsommer 1981 beschloß die BI nach heftigen internen Diskussionen, über die Einleitung eines Volksbegehrens/Volksentscheids (VB/VE) den Ausbau zu verhindern. Die hessische Landesregierung sah dieser Aktion im Sommer noch gelassen entgegen: das Zulassungsquorum von 3% — 120.000 Unterschriften hessischer Bürger — bot ihr, so glaubte sie, genügend Sicherheit, hier nichts befürchten zu müssen. Dabei übersah sie jedoch, daß das VB/VE der entscheidende Hebel war, die politische und juristische Ebene miteinander zu koppeln; dies gelang in einem Umfang, wie es für alle Beteiligten am Anfang unwahrscheinlich erschien. Ab Oktober '81 blieb der Landesregierung, nachdem die Unterschriftenaktion über 200.000 Unterschriften gesammelt hatte, kein anderer Weg als die Flucht nach vorn: vor Einreichen des Antrags Beginn der Rodungsarbeiten, Räumung des Hüttendorfes, Gewalt im Wald, Kriminalisierung und Einschüchterung der Startbahngegner, Provokateure, Sonder-Einsatz-Kommandos, chemical mace, brutale polizeilich organisierte Ausfälle gegen friedlich sitzende Bürger; all dies hatte nur eine Funktion: Ablenken vom großen Erfolg der Unterschriftenaktion, Zersplitterung der Bewegung, Zerschlagung des Widerstands unter dem Deckmantel der Legalität. Diese Methode ist alt: bereits 1956 hatte der SPD-Jurist Adolf Arndt erkannt: »Keine Unterwanderung des Rechts ist darum so tückisch und so bedrohlich wie eine, die im gestohlenen Mantel des Rechts auftritt und sich legalistischer Mittel bedient.« Aber diese Strategie der Landesregierung ging nicht auf: 150.000 hessische Bürger gingen am 14.11.1981 nach Wiesbaden, um die Unterschriften abzugeben. Hier wäre die letzte Chance gewesen: Moratorium bis zum VB/VE, demokratisch-friedliche Auseinandersetzung um dem Bau bis zur Entscheidung des Volkes. Hätte die Mehrheit für den Bau gestimmt, wären den Gegnern fast alle Argumente genommen worden: das Volk hätte als Be- und Betroffene entschieden. Aber dies wollte die Landesregierung verhindern, die provozierten Auseinandersetzungen am folgenden Tag (»Terminal Blockade«) paßte ihr hervorragend ins Konzept. Hilfsargumente wurden hervorgezaubert, um die Öffentlichkeit zu beruhigen: Bundesregierung und Arbeitsplätze seien in Gefahr, und eine Ablehnung des VB müßte auch aus juristischen Gründen erfolgen.

Welche »Überzeugungsgründe« die hessische Landesregierung beim Staatsgerichtshof geltend gemacht hat, ist unbekannt, aber sie müssen so gewichtig gewesen sein, daß der Staatsgerichtshof schnell und perfekt reagierte: Ablehnung ohne mündliche Verhandlung, da der Antrag »offensichtlich unbegründet« sei. Die Rodung des Restgeländes (4

km lang, 600 m breit) in einem Zug, die Verfolgung der Bürger bis in ihre Häuser, die systematische Verängstigung aller, die noch heute in den Wald gehen und die »Holger-Börner-Gedächtnis-Mauer« besichtigen wollen, die organisierten polizeilichen Ausfälle bei den sonntäglichen Spaziergängen: alles dient dem Ziel, den Widerstand zu zerschlagen, um ungestört an der weiteren Naturzerstörung arbeiten zu können. Dies ist ihr z.T. gelungen.

Ein Aspekt verdient dabei der besonderen Berücksichtigung, da sich hier verallgemeinerungsfähige Strukturen andeuten: die Taktik der Polizei und das Verhalten der Gerichte in den Auseinandersetzungen: Die technologische Entwicklung in den letzten Jahrzehnten führte zu ständig wachsenden Großprojekten. Anfangs — solange sie mit der wachstumsorientierten Zukunftshoffnung der Bevölkerung in Einklang standen — ergaben sich bei ihrer Durchsetzung kaum Probleme. Die Entwicklung der letzten Jahre: Umweltbewußtsein, Arbeitslosigkeit, Naturzerstörung, Einsicht in die Begrenztheit der Ressourcen signalisierten jedoch eine wachsende Sensibilisierung der Bevölkerung. Somit steht die Frage der Durchsetzungsstrategie auf der Tagesordnung. Auf der einen Seite erleben wir ständig neue Formen des »Dialogs mit dem Bürger«, also des Versuchs, durch geschickte psychologische Verkaufsofferten den Bürger einzuschläfern, andererseits wächst die Armada derjenigen, die »notfalls« mit »Entschiedenheit« auch die neuen Projekte umzusetzen bereit sind, selbst auf die Gefahr massiver Einschränkungen von Grundrechten. Hierbei kommt der Polizei ein völlig neuer Aufgabentyp zu: mußte sie sich bisher vor allem mit Kriminalitätsverfolgungen, Straßenverkehrsproblemen und Demonstrationen zu punktuellen Angelegenheiten meist in Städten auseinandersetzen, steht sie heute vor neuen Problemlagen: nicht mehr nur einzelne identifizierbare Gruppierungen wehren sich, sondern betroffene Regionen; nicht den ungehinderten Straßenverkehr gilt es durchzusetzen, sondern die Sicherung von Großbaustellen: nicht zeitlich begrenzte Aktionen gilt es abzuwehren, sondern großflächig über längere Zeitspannen hinweg muß etwas »erobert«, »gesichert«, »verteidigt«, »beschützt« werden. Am Beispiel der polizeilichen Auseinandersetzungen um den Ausbau des Frankfurter Flughafens läßt sich studieren, welche Formen der »polizeilichen Maßnahmen« — in Zukunft auch anderswo — zu erwarten sind, welche Phasen der Militarisierung gesellschaftlicher Konflikte durchlaufen werden. Bisher lassen sich vier Phasen des polizeilich geführten Vorgehens gegen aufbegehrende Bürger einigermaßen unterscheiden.

1. Phase: Die Zeit bis zur Hüttendorfräumung. Dem sich verstärkenden Widerstand gegen die Zerstörung des Naherholungsgebietes wurde durch eine weitgehend zurückhaltende Polizei begegnet. Man spielte auf Zeit, ließ Termine verstreichen, versuchte, die Startbahngegner durch das Zeigen der Machtmittel einzuschüchtern — kurz, man ging davon aus, daß eine längerfristige Verteidigung des Waldes von der BI nicht zu organisieren sei und ein günstiger Zeitpunkt schon kommen werde. Man hielt sich noch weitgehend an eine gewaltärmere Konzeption, »Gefangene« wurden wegtransportiert und ohne Aufnahme der Personalien freigelassen, gegen sitzende Menschen »schien« man machtlos und wollte keine Konfrontation gewaltsam durchsetzen. Parallel dazu in der Öffentlichkeit die Ermahnungen der Politiker, geltendes Recht zu respektieren. Nachdem sich zeigte, daß diese Kampagne erfolglos blieb, wurde die *2. Phase* eröffnet: Räumung des Hüttendorfes bis Ende Januar 1982. Jetzt wurde Gewalt im größeren Umfang nicht nur demonstriert, sondern angewandt: auf friedlich sitzende Bürger wurde ohne jede Hemmung eingepöbeln, mit äußerst brutaler Gewalt wurden von den »befreiten Gebieten« militärische Ausfälle gemacht mit der einzigen Funktion, die Gegner einzuschüchtern und zu verprügeln, dann wurde sich wieder zurückgezogen, in konzentrierten Aktionen wurde in möglichst kurzer Zeit das gesamte Gebiet der geplanten Startbahn eingezäunt, »befreit«. Die Waffenqualität der Polizei steigerte sich ebenfalls: neben Polizeiknüppeln unterschiedlicher Länge und »Durchschlagskraft« wurden Provo-

kateure eingesetzt, um den nötigen Anlaß für »Sicherungsmaßnahmen« zu haben, wurden chemical mace, Wasserwerfer mit Tränengas, Tränengasgranaten (noch mit Styroporverkleidung), Blend-Schock-Granaten und der neueste amerikanische Hit »pepper frog« erfolgreich getestet, die Zusammenarbeit der Polizei verschiedener Bundesländer mit dem Bundesgrenzschutz und GSG-Mannschaften konnte erfolgreich geprobt werden. Kritischen Journalisten wurde der Zugang zum Geschehen versperrt. In der Presse wurde die wachsende Militanz der Startbahngegner in allen Farben geschildert, während die Polizei sich »gezwungen sah«, lediglich »sichernde Maßnahmen« durchzuführen. Doch auch diese 2. Phase erbrachte nicht die gewünschte Zerschlagung der Bewegung. Selbst nach Fertigstellung der Mauer blieben Proteste, Aktionen und Bewegung weiter am Leben.

Die 3. Phase, ab Ende Januar bis heute, hob die Auseinandersetzung erneut eine Stufe höher. Vom »befreiten Gebiet« gezielte Einzeleinsätze gegen Individuen — Verhaftungswelle — und Herausragen der polizeilichen Aktionen aus dem Wald in die betroffene Region: der 31.1.1982 in Walldorf (Bereits im November 81 wurde dies in Frankfurt in der Rohrbachstraße experimentell erprobt). Jetzt wird nicht der Startbahnbau verteidigt, sondern aus der »Verteidigung« heraus wird bewußt der Angriff gesucht. Jeden Sonntag kann man erleben, wie gezielt durch »Greiftrupps« einzeln »aufgegriffen« werden und hinter die sichernde Mauer geschleppt werden. Die dieser Phase angemessene waffentechnische Ausrüstung wurde weiter aufgerüstet: gezielte Schüsse mit stahlmantelten Tränengasgranaten, Tränengasgranaten ohne Styroporummantelung (um die Verletzungschance zu erhöhen), weiterhin ständige Ausrüstung aller Polizeibeamte mit Pistolen, um sich in gefährlichen Situationen »abwehrbereit« zu halten, sowie eine angemessene Berichterstattung in den Medien: keine oder Abschriften der Polizeiberichte.

Die 4. Phase, ab Sommer 1982, die juristische Zerschlagung des Widerstands, Kriminalisierung, Verurteilung, sollte in Ergänzung der 3. Phase den nötigen Erfolg bringen. Bisher hat sich dieser Erfolg nicht eingestellt, aber man steht erst am Beginn. Da diese Phase weitgehend außerhalb des Zuständigkeitsbereichs der Polizei liegt, bleibt noch offen, wie sie hier erneut eingreifen kann. Die geplanten und z.T. durchgeführten Blockaden eröffnen jedoch neue Konfliktfelder. Zum Teil wird überlegt, inwieweit eine nochmalige Intensivierung der 3. Phase in Betracht kommt, oder ob eine weitere Steigerung möglich ist: eine verstärkte Zusammenarbeit mit dem Bundesgrenzschutz und — notfalls über die entsprechenden gesetzlichen Bestimmungen — mit der Bundeswehr könnten einen erhöhten Abschreckungseffekt haben, der zusammen mit einem Vorgehen gegen einzelne Sprecher der BI den erwünschten Erfolg haben müßte. An waffentechnischer Steigerung bleibt der Polizei nicht mehr viel unterhalb des Schußwaffengebrauchs übrig. Aber auch hier gilt, was der baden-württembergische Landespolizeipräsident Stümper im Januar 1982 geschrieben hat: »Die Polizei wird also mit der Lagedarstellung auch Vorschläge zur Bewältigung zu machen haben. Kein Bereich darf dabei letztlich ausgespart bleiben. Auch nicht vermeintliche oder auch echt heikle Bereiche wie zum Beispiel in der Gesetzgebung oder in der Bewaffnung.«

Auf der gerichtlichen Ebene stehen die Auseinandersetzungen noch bevor: über 1000 Strafverfahren sind abhängig, erst wenige sind abgeschlossen, meist mit Freispruch: dies veranlaßte die FAZ zu dem Kommentar, daß »bei den vielen Fällen, die die Gerichte in diesem Zusammenhang noch zu bearbeiten haben, ... ein prägnanterer Fall für den Anfang einer Prozeßserie sicher zu finden gewesen wäre«. Dies ist inzwischen geschehen: Alexander Schubart, ein Sprecher der AG Volksbegehren, ist inzwischen vor dem Staatsschutzsenat des Frankfurter Oberlandesgericht zu 2 Jahren auf Bewährung verurteilt worden. Sein Aufruf zum gewaltfreien Besuch des Frankfurter Flughafens, in dessen Verlauf es zu massiven Auseinandersetzungen kam, mußte als Begründung erhalten, obwohl er nachweislich nicht an der Demonstration teilgenommen hatte. Das Urteil

— Nötigung eines Verfassungsorgans — ist deshalb so bedeutsam, da es im Kern auf das Demonstrationsrecht überhaupt abzielt. Jeder, der zu einer Demonstration aufruft, soll künftig empfindliche Strafen riskieren. Schon aus diesem Grund ist dieser Prozeß für die Staatsmacht und ihre Politik in aktuellen und zukünftigen Konflikten von strategischer Bedeutung.

Jedoch darf dabei nicht vergessen werden, daß die bereits laufende justizielle Massenverfolgung demselben Zweck dient: zu verhindern, daß künftig bei diesem oder ähnlichen Projekten noch aktiver Widerstand geleistet wird und Angst und Unsicherheit gegenüber einem kaum mehr kalkulierbaren Zugriff der Staatsgewalt zu verbreiten. Man will klarmachen, daß jeder noch so begründete Widerstand gegen staatliche Maßnahmen zwecklos und individuell enorm riskant ist, — bis an den Rand der Existenzvernichtung.

Insgesamt lassen sich bei den Strafverfolgungsbehörden vier Schwerpunkte ihrer Strategie feststellen: 1. Sie wollen offensichtlich flächendeckend operieren. Das beweist schon die bisherige Zahl von 768 aktenkundigen Strafverfahren, und jedes eingeleitete Verfahren setzt eine Straftatsvermutung von Seiten der Staatsanwaltschaft voraus. 2. Die Strafverfolgungsbehörden bedienen sich im größeren Umfang des Mittels des Strafbefehles in der Erwartung, daß der Charakter dieser Sanktion verkannt oder wegen der kurzen Zeit versäumt wird, Einspruch einzulegen. 3. Der häufigste Anklagepunkt ist schwerer Landfriedensbruch und versuchte gefährliche Körperverletzung: diese Tatvorwürfe haben für die Anklagebehörde den Vorteil, keinem der Beschuldigten einen konkreten, individuell zurechenbaren Erfolg am Strafverfahren nachweisen zu müssen. Dem Einzelnen wird dabei jeweils unterstellt, mögliche Verletzungen oder Beschädigungen zumindest billigend in Kauf genommen zu haben. 4. Hinzu kommen die zivilrechtlichen Schadensersatzansprüche gegen einzelne: bei der versuchten Bauplatzbesetzung am 29.1.82 werden z.Zt. 33.000 DM für verletzte Beamte und abhandengekommenes »Gerät« eingeklagt. Vom 31.1. — Walldorf-Einsatz — werden zwei Startbahngegner gesamtschuldnerisch herausgegriffen. Schubart soll gar die im November 81 zerbrochenen Betonzaunelemente bezahlen: 54.279 DM. Als nächstes fehlt nur noch, den Gesamteinsatz in Millionenhöhe einfordern zu wollen: in Baden-Württemberg werden bereits Hunderte von Zahlungsaufforderungen für den Polizeieinsatz gegen Bürger verschickt, die friedlich die Zufahrtswege zu amerikanischen Raketenstationen blockierten. Bei alledem geht es darum, den Startbahngegnern zumindest juristisch die Gewaltanwendung nachzuweisen, und damit nachträglich (und präventiv) die reale Gewaltanwendung der Polizei zu legitimieren, die Bürgerinitiative zu kriminalisieren und sie in einen angeblich friedlichen und angeblich kriminellen Teil zu spalten.

Charakteristisch für diese Bewegung gegen die Startbahn West ist die soziale Breite: eine ganze Region, unabhängig von parteipolitischen, sozialen Unterschieden wehrt sich: Walldorfer Hausfrauen haben lange Zeit als »Kochbrigaden« für die Hüttendorf-bewohner gekocht und Wäsche gewaschen. Eine neue Form der generationsübergreifenden Kommunikation wurde sichtbar: bei vielen Auseinandersetzungen kamen die radikalsten Vorschläge von den Älteren, die genauso engagiert gegen den Bau vorgehen. Die freie Diskussion in den wöchentlichen Delegiertenversammlungen (30-50 Personen) und in den monatlichen Plenumsveranstaltungen (200-1000 Personen) in den über 30 Ortsgruppen in Südhessen schafften eine Basisverankerung, die für viele politische Parteien nur in Sonntagsreden existieren. Die Ohnmacht gegenüber dem Gewaltmonopol des Staates bewirkte kreative Formen der Auseinandersetzung, wie sie bisher nicht vorstellbar waren: der Widerstand wurde dezentralisiert, unorganisiert, aber phantasievoll durchgeführt. Die Kriminalisierung und Zerschlagung der Bewegung ist bisher nicht erfolgt, auch wenn es heute weniger sind als vor einem Jahr. Trotz aller Einschüchterungen und Schwierigkeiten muß das Baugelände weiterhin Tag und Nacht gesichert wer-

den, bleibt das Thema Startbahn West auch nach den Bundestagswahlen vom März 1983 weiterhin ein zentrales Thema, wird der Zusammenhang zur Militärpolitik der BRD und USA immer deutlicher und die Verknüpfung zur Friedensbewegung immer klarer: im *Umweltexpress* ist diese Verlagerung an den behandelten Themen deutlich zu erkennen. Hier liegt auch die Chance, aus den vielen einzelnen Unordnungen in einer Umordnung eine breite Bewegung zu schaffen, die als politischer Machtfaktor nicht mit dem Polizeiknüppel zerschlagen werden kann.

Kommentierte Bibliographie

Die Buch- und Broschurproduktion spiegelt die gesamte Breite der Bewegung deutlich wider. Die Bürgerinitiative hat selber folgende Bücher herausgegeben:

1. BI (Hrsg.): Keine Startbahn West. Argumente, Bilder und Berichte, Verlag 2000, Offenbach 1981 (203 S., br., 13,- DM): Die erste umfassende Analyse des Problems mit einer Zusammenstellung der Positionen der Verbände.
2. BI (Hrsg.): Bürger im Widerstand. 170 Bilddokumente 1977-1981, Frankfurt 1981, DIN A4 (65 S., br., 10,- DM)
3. BI (Hrsg.): Startbahn 18 West. Bilder einer Räumung, Minotaurus-Projekt, Darmstadt 1982 (104 S., br., 16,- DM): Bilder aus dem Hüttendorf und den Aktionen im November 1981.
4. Arbeitsgemeinschaft Volksbegehren und Volksentscheid »Keine Startbahn West« (Hrsg.): Entwurf eines Gesetzes über die Raumordnung im Bereich des Verkehrsflughafens Frankfurt a.M., o.O., o.J., DIN A4 (344 S., bro., 22,- DM): Der begründete Entwurf, in dem die gesamte Argumentation über die Entwicklung des Frankfurter Flughafens zusammengestellt wurde.
5. Dokumentation. Polizeieinsatz in Walldorf, Sonntag, den 31. Januar 1982, o.O., o.J., DIN A4 (51 S., br., 3,- DM)
6. BI (Hrsg.): Arbeitsplätze durch die Startbahn, o.O., o.J. [1982] (79 S., br., 4,-DM)
7. BI (Hrsg.): Alternativ-Konzept für den öffentlichen Personenverkehr in der BRD, o.O., o.J. [1982] (40 S., br., 4,- DM)
8. BI (Hrsg.): Nur wer sich bewegt, spürt seine Fesseln. Erfahrungen aus der Bewegung gegen die Startbahn West, Verlag 2000, Offenbach 1983 (316 S., br., 17,- DM): Eine selbstkritische Bestandsaufnahme, die den gesamten Bereich der Bewegung beschreibt.

Die DKP, die sich in der gesamten Startbahnfrage massiv organisierte und die Bewegung unterstützte, steuerte folgende Bücher bei:

9. Blickpunkt (Hrsg.): Oktobertage. Tage des Lernens, Mörfelden-Walldorf o.J. (175 S., br., 12,- DM)
10. Blickpunkt (Hrsg.): ... und nichts wird vergessen, Mörfelden-Walldorf 1982 (225 S., br., 16,- DM): Umfaßt den Zeitraum Oktober 1981 bis Januar 1982.
11. Kreisvorstand der DKP des Kreises Groß-Gerau (Hrsg.): Nichts wird vergessen, DIN A4 (96 S., br., 3,50 DM): Zusammenstellung der von der DKP herausgegebenen Flugblätter und Flug-schriften.
12. Keine Startbahn West. Protestbewegung in einem überlasteten Ballungsraum. Eine Untersuchung des Instituts für marxistische Studien und Forschungen, Verlag Marxistische Blätter, Frankfurt 1981 (242 S., br., 12,50 DM)

Die Frankfurter Grünen haben die skandalösen Vorgänge in der Rohrbachstraße in einer eindrucksvollen Dokumentation zusammengefaßt, die den Leser an schlimme, vergangene Zeiten erinnert:

13. Die Grünen im Römer (Hrsg.): Frankfurt. Rohrbachstraße. Ein Beispiel, wie in Hessen der Widerstand gegen die Startbahn West gebrochen werden soll, verfaßt von der Arbeitsgruppe Rohrbachstraße, Frankfurt/Main 1982, DIN A4 (72 S., br., 5,- DM)

Aus der Sicht der unmittelbar Betroffenen liegen inzwischen vier Bücher vor:

14. Horst Karasek: Das Dorf im Flörsheimer Wald. Eine Chronik vom alltäglichen Widerstand gegen die Startbahn, sammlung lucherhand, Darmstadt und Neuwied 1981 (208 S., br., 9,80 DM)

15. Kurt Oeser: Es ist nie zu spät. Bürgerprotest gegen die Startbahn, bio-verlag gesunden, Dreieich 1981 (183 S., br., 7,80 DM)
16. Volker Luley: Trotzdem gehört uns der Wald. Von einem der auszog, das Fürchten zu lernen. Saalbau-Verlag, Offenbach 1981 (192 S., br., 20,- DM)
17. Christiane Dannemann, Ulrich Dannemann: Die Startbahn West ist überall. Ein Tagebuch. Chr. Kaiser Verlag, München 1982 (216 S., br., 18,- DM)

Weiterhin sind erschienen:

18. Burckhard Kretschmann (Hrsg.): Startbahn West: Fotos und Interviews, Frankfurt 1981, DINA 4 (105 S., br., 8,- DM): Sehr gute Fotozusammenstellung, die den Konflikt bis Januar 1982 belegt.
19. Gottfried Orth, Adalbert Podlech (Hrsg.): Testfall Startbahn West — Erfahrungen und Perspektiven im Widerstand, Jugenddienst-Verlag, Wuppertal 1982 (159 S., br., 9,80 DM)
20. Bunte Hilfe Startbahn West (Hrsg.): Widerstand gegen den Bau der Startbahn 18 West in Zeugenaussagen, Frankfurt 1982 (184 S., br., 10 DM): Eine der besten Darstellungen der gesamten Ereignisse aus der Perspektive der »Getroffenen«. Die Ereignisse vom Oktober 1981 bis Januar 1982 werden in Zeugenaussagen von Betroffenen sehr eindringlich und dicht geschildert.
21. Rundfunk-, Fernseh-, Film-Union in der Gewerkschaft Kunst und Deutsche Journalisten-Union in der IG Druck und Papier (Hrsg.): Vorzensiert und rausgeprügelt. Dokumentation über die Behinderung von Journalisten bei der Räumung des Baugeländes für die Startbahn 18 West am Frankfurter Rhein-Main-Flughafen, Frankfurt 1981 (79 S., br., 3,- DM)
22. Bruno Streif (Hrsg.): Kunst gegen Startbahn West, Arbeiten von Betroffenen, anabas-verlag, Gießen 1982 (167 S., br., 24,80 DM): Aus einer Ausstellung von Graphiken und Objekten entstand dieses Buch, das auf unterschiedlichem Niveau Bilder von Betroffenen zeigt.
23. TH Darmstadt, Entwerfen und Gebäudekunde Prof. H. Striffler (Hrsg.): Ulrich Cremer: Bauen als Urfahrung, dargestellt am Beispiel des Hüttendorfes gegen die Startbahn West, E. Weiss-Verlag, München 1982 (206 S., br., 20,- DM): Ein faszinierendes Buch, das die ursprünglichen Hütten unter architektonischen Gesichtspunkten darstellt und analysiert.
24. Ute Wittich: Hüttendorf, Spontane Architektur im Flörsheimer Wald. Verlag Dieter Fricke, Frankfurt 1982 (88 S., br., 24,80 DM)
25. Der Konflikt um die Frankfurter Flughafenerweiterung. Bericht einer Schweizer Beobachtungsgruppe, Basel o.J. [1981] (56 S., br., 5,- DM)
26. Am Beispiel Alexander Schubart. Kriminalisierung einer Bürgerbewegung, o.O., o.J. [1982], DINA 4 (14 S., br., 2,- DM): Die erste Dokumentation zum laufenden Prozeß.
27. Heinz Mees, WG Reinheimer (Hrsg.): Die falsche Richtung: Startbahn West. Ein Lesebuch. edition vinceremos, Rüsselsheim 1982 (300 S., br., 17,- DM): Gedichte und Kurzgeschichten.
28. Anhörung des Haushaltsausschusses, des Ausschusses für Wirtschaft und Technik und des Ausschusses für Umweltfragen zum Ausbau des Flughafens Frankfurt am Main, 2. bis 5. Februar 1981. 9. Wahlperiode hessischer Landtag. Stenographische Niederschrift, Kanzlei des Hessischen Landtages, Wiesbaden 1981, DINA 4 (325 S. + Anhang, br., kostenlos): Das Hearingsprotokoll.

Die Bunte Hilfe, die im Rahmen der Strafverfahren die Angeklagten juristisch betreute, hat neben dem Prozeß-Info (siehe Nr. 40) zwei Bücher herausgegeben:

29. Bunte Hilfe (Hrsg.): Einigkeit und Specht und Freiheit. Zeichnungen und Fotos zur Startbahn West. Ein politisches Bilderbuch. Frankfurt 1982 (60 S., br., 14,- DM)
30. Bunte Hilfe (Hrsg.): Dokumentation. Die Mühlen der politischen Justiz, Frankfurt 1982 (64 S., br., 3,- DM): Betrifft Hessen-Aufkleber.

Aus der Flut der Zeitschriftenberichte soll einer gewürdigt werden, da er über die Zeitschrift hinaus vielfältige Beachtung und Nachdrucke fand:

31. Eugen Ernst: Im Flughafenstreit weht ein eisiger Wind. In: Geographische Rundschau Heft 7/1981

zum nachdenken. Informationsdienst der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung, Nr. 88

= Flughafen Frankfurt Main AG (Hrsg.): Fachthemen 1: Flughafenausbau. Startbahn 18 West in der Diskussion.

Von den Aktionen Ende Januar 1982 wurde eine Broschüre herausgegeben, die fast ausschließlich den Polizeifunkverkehr ungeschnitten wiedergab. Die Broschüre ist unter einem falschen Autor herausgegeben und hat bereits zur Beschlagnahmung geführt:

32. Der Hessische Minister des Inneren (Hrsg.): Sicherung einer Baustelle, März 1982, Referat für Öffentlichkeitsarbeit, Darmstadt (31 S., br., ---)

Neben den Büchern hat sich die Gegenkultur weiterer Informations- und Agitationsmittel bedient, um auch auf diesen Ebenen die Bewegung gegen die Startbahn zu unterstützen: Von verschiedenen Liedermachern ist die

33. LP Keine Startbahn West (LC 7129 - DWB 19818) (15,- DM) herausgegeben worden. Die Ried-Gruppe Dood und Deiwel ergänzte sie durch die

34. LP King Kong und der Präsident. Ein Anti-Startbahn-West-Grusical (LC 7129-198210) (18,- DM).

Die Medien Network Cooperative aus Frankfurt hat zwei Cassetten (mit guten Begleitheften) über diese Probleme herausgegeben:

35. Keine Startbahn West (19,80 DM): Entwicklung bis Sommer 1981

36. Knüppel, Gas, Beton (19,80 DM): Sommer 1981 - Januar 1982.

Während der Zeit des Hüttendorfes hat die dort ansässige lokale Radiostation »Luftikus« regelmäßig Sendungen ausgestrahlt. Eine Auswahl dieser Sendungen (in denen z.B. auf die Zusammenhänge zwischen Startbahnbau und früherem KZ Walldorf, in dem Frauen die damalige Kriegsstartbahn unter menschenunwürdigen Bedingungen bauen mußten) liegt ebenfalls auf Cassette vor:

37. Hier ist Radio Luftikus auf 101 - 104 MHz. Ausschnitte aus den Sendungen von Januar bis März 1981 (8,- DM).

Weiterhin gab die Bürgerinitiative wöchentlich einen eigenen

38. ID = Informationsdienst heraus, in dem die Protokolle der Delegiertenkonferenzen, Flugblätter, Aktionsvorschläge und Diskussionsbeiträge zusammengefaßt wurden. Der ID wurde fotokopiert und hatte in den einzelnen BI's als Informationsklammer eine wichtige Funktion.

Ebenso der zweimonatlich erscheinende

39. UMWELT-EXPRESS, der als Zeitung in einer Auflage von 100.000 bis 300.000 regelmäßig erscheint und kostenlos im Rhein-Main-Gebiet von den einzelnen BI's verteilt wird. Der Umwelt-Express finanziert sich aus Spenden und existiert weiterhin. Zuletzt sei auf die monatlich erscheinenden

40. Prozeß-Info, DINA4, 6-12 Seiten, wird kostenlos abgegeben, sowie

41. Pressespiegel der BI hingewiesen, der in unterschiedlicher Stärke zum Selbstkostenpreis abgegeben wird. Dieser Pressespiegel (November 1981: 375 Seiten) systematisiert alle in der Presse erschienenen Berichte in den Rubriken Verbände/Parteien/Kirchen — Argumente/Gegenargumente — BI-Aktionen — Leserbriefe.

Alle Materialien und Bücher können über das Umwelt-Büro in Mörfelden-Walldorf, Langgasse 40, gekauft werden.

Kongreßberichte

Rethinking Marx — 100 Years After His Death

Internationale Wissenschaftliche Konferenz an der Freien Universität Berlin, 17.-20. Februar 1983

»On est toujours le marxiste de quelqu'un!« — Dieser Aphorismus, ausgesprochen von Paulin J. Hountondji aus Benin in Westafrika, ist zugleich die beste Zusammenfassung der Konferenz. Was Marxismus ist, ist immer von seinen Gegnern bestimmt. Lebender Marxismus ist abscheulicher Marxismus. Als Theoretiker muß der Marxist Kritiker (*auch* Kritiker) sein, und in der öffentlichen politischen und ideologischen Diskussion muß er Polemiker sein.

Das Verhältnis zwischen Marx und dem Marxismus spielte selbstverständlich eine Rolle in Berlin. Furio Cerutti aus Florenz hat darüber eine ganze Vorlesung gehalten (abgedruckt in *Argument* 138, 231-238), und die von ihm vertretene Position war die von der klassischen Frankfurter Schule bekannte, daß man Marx vom Marxismus reinigen mußte. Marxismus als Tradition und Lehrgebäude war kompromittiert, aber im noch lebenden Werke von Marx konnte man vieles finden und weiterentwickeln, vor allem die echte materialistische Geschichtsauffassung und die Ökonomiekritik im *Kapital*. Der historische Materialismus bedeutet, daß es überhaupt keine selbständige Geschichte der Philosophie, der Religion oder der Kunst gebe; so steht es ja auch wörtlich in der *Deutschen Ideologie* von Marx und Engels. Daher, meinte Cerutti, kann es auch keinen Marxismus als Geschichte geben; vom »Marxismus« zu sprechen, ist Ideologie im schlechtesten Sinne.

Die Einwände gegen Cerutti waren zahlreich; die These von Hountondji wurde bestätigt. Am energischsten wurden seine Bemerkungen über den ideologisierenden Charakter des Marxismusbegriffs von Detlev Albers aus Bremen bestritten. Albers gehört zu den Vertretern einer marxistischen Sozialdemokratie: für ihn hat daher der Marxismus einen hohen polemischen und kritischen Wert. Ich muß gestehen, daß Albers und die anderen deutschen marxistischen Sozialdemokraten einen tiefen Eindruck auf mich gemacht haben — die mächtigen schwedischen Sozialdemokraten sind normalerweise absolut unmarxistisch, und diejenigen, die sich doch als Marxisten bezeichnen, wenden diesen Marxismus mehr als Legitimierung ihrer Politik denn als Kritik an. Nach der Berliner Konferenz habe ich stärkere Hoffnungen als vorher, daß Eurokommunismus und Linkssozialdemokratie die politisch-ideologische Basis eines kritischen und kämpfenden Marxismus in den kapitalistischen Ländern ausmachen kann.

Aber welche Stellung haben in dieser Perspektive die sogenannten real existierenden sozialistischen Staaten mit ihrem offiziellen Marxismus-Leninismus? — In Berlin waren leider wenige Länder aus Osteuropa repräsentiert. Božidar Sekulić aus Sarajevo war da und trug ein Statement vor, wo er die für uns alle gemeinsame aristotelische Denkweise betonte. Aus Budapest kam eine ganze Delegation. Darunter war Imre Hronszky, der das Problem des Marxismus-Leninismus aufgriff und dabei betonte, daß auch dieser Begriff vieldeutig sei; — von der Lukács-Interpretation abgesehen, gibt es offenbar noch einen kritischen Marxismus in Osteuropa. Ein westlicher Marxismus kann die überlegene Erfahrung dieser nicht-offiziösen Marx-Deutung nicht entbehren. In Berlin wurde aber das Problem der sowjetischen und osteuropäischen Entwicklung nicht energisch genug aufgegriffen.

Ein Hauptthema, das dagegen sehr fruchtbar behandelt wurde, war die Entwicklung eines »Sozialstaates« im Kapitalismus. Eine ganze Reihe von Aufsätzen behandelte dieses Problem mit besonderer Berücksichtigung der gegenwärtigen Krise. Marxisten haben ja normalerweise eine unproblematische, wenn nicht unkritische Einstellung zu staatli-

chen Eingriffen gehabt. Wenn man auch die allgemeinen Marx'schen Thesen über den repressiven und klassenmäßigen Charakter des Staates wiederholt hat, so sieht man doch in der Verstaatlichung der Industrie und im staatlichen Eingreifen in die ökonomischen und sozialen Verhältnisse eine Garantie gegen Verelendung und Ausbeutung. Man will sozusagen den Kapitalismus mit der Staatsmacht bekämpfen. Aber ist nicht der Staat mit dem kapitalistischen System verbündet? Am schärfsten stellt sich dieses Problem angesichts des Sozialstaats, d.h. der Funktion des Staats, den Menschen ein erträgliches Leben dank Kindergeld, Krankenversicherungen, Pensionen usw. zu ermöglichen. In welchem Verhältnis steht diese Funktion zu den staatlichen Interventionen in den kapitalistischen Reproduktionsprozeß, und was bedeutet die gegenwärtige Krise für den Sozialstaat? Die Teilnehmer der Berliner Konferenz waren nicht einig. Für Elmar Altwater z.B. sind Interventionismus und Sozialstaat eng verbunden, für Michael Krätke nicht. Offenbar gibt es heute auch Marxisten, die sich einer Position der »Staatsfeindlichkeit« des Neoliberalismus annähern. Ich bin überzeugt, daß es mehr hoffnungsvoll als verwirrend ist, daß der Marxismus hier mehr als *Problemkreis* denn als eine bestimmte Position hervortritt.

Die Debatte um den Staat war, so meine ich, das Hauptthema der Berliner Konferenz. Dieses Hauptthema beherrschte auch die interessanten Beiträge über Kultur, Unterricht usw. Leider war das Programm der Konferenz überladen, und die Präsentation der Beiträge und »Statements« zu zeitraubend. Die Diskussionen wurden oftmals durch bloße Erschöpfung abgebrochen, und die schönsten Argumente wurden für die Pausen und Nachspiele aufgespart.

Sven-Eric Liedman (Göteborg)

»Das revolutionäre Subjekt in der Welt von heute«

Internationale wissenschaftliche Konferenz zum 100. Todestag von Karl Marx. Veranstalter vom Institut für Marxistische Studien und Forschungen (Frankfurt/M.) und der Marx-Engels-Stiftung (Wuppertal), vom 10.-11. März 1983 in Trier

Vor der großen, mit rotem Stoff bespannten, hell angestrahlten Wand mit riesigem Marxkopf und den Buchstaben »Proletarier aller Länder vereinigt Euch« wirkten die acht Männer auf dem Podium winzig, dennoch erhöht über den 350 Menschen, die unten im Saal der Europahalle in Trier sich zu Ehren von Marx versammelt hatten. Die Anordnung symbolisierte ein Dilemma der Kommunistischen Partei: die Bedeutung von Marx für die Befreiung der Menschen herauszustellen, sich dabei als marxistische Partei zu behaupten und zugleich damit das geringe Echo, das die Kommunisten z.Zt. in der Arbeiterschaft haben, nicht als Schrumpfung der Wichtigkeit von Marx, auch heute, erscheinen zu lassen. Insofern war dies weniger eine wissenschaftliche Konferenz, in der gestritten, Kritik geübt und diskutiert, Fortschritte, auch im Denken erreicht wurden. Die vorab verschickten Thesen belegten ebenso wie die meisten Referate »die Aktualität einer Analyse der inneren Widersprüche der kapitalistischen Produktionsweise — auch und gerade in der Bundesrepublik« (32. These). Schleifstein (ehm. Leiter des IMSF) schlug in seiner Eröffnungsrede vor, die Bilanz über den Marx'schen Einfluß weltweit zu erstellen, die Umwälzungen auf der Erde, die mit seinen Ideen verbunden sind, zur Kenntnis zu nehmen. So sprachen auch in einstündigen Referaten die (in These 7 vorgestellten) drei revolutionären Subjekte unserer Epoche: für »die Arbeiterklasse der sozialistischen Länder« Prof. Dr. W.A. Medwedew, Moskau (Rektor der Akademie für Gesellschaftswissenschaften) und Prof. Dr. Harald Neubert, Berlin/DDR (Direktor des Inst. f. Internat. Arbeiterbewegung); für die »Arbeiterbewegung der kapitalistischen Länder« Dr. Heinz Jung (Leiter des IMSF), Roger Martelli (Mitarbeiter des »Institut des Recherches Marxistes«, Paris und des ZK der FKP), Prof. Frank Deppe, Marburg/L. und Willi Gerns (Mitglied des Präsidiums der DKP); für »die nationalen

Befreiungsbewegungen« Jaime Barrios (Kandidat der Pol. Komm. d. ZK der Kommunistischen Partei El Salvadors).

Während die Ausführungen über die staatliche Konstituierung der Arbeiterklasse in den sozialistischen Ländern als die von Marx gemeinte historische Mission der Arbeiterklasse eher still zur Kenntnis genommen wurden, kam Unruhe, Begeisterung, Mißfallen, kurz Engagement erst auf bei den auch kämpferisch vorgetragenen Berichten (aus El Salvador und Frankreich). Welche Herausforderung die wirkliche Entwicklung für die Auffassungen, Strategien und Kämpfe der kommunistischen Parteien ist, berichtete Barrios. Der »abhängige Kapitalismus Lateinamerikas« ließ eine neue Arbeiterklasse entstehen. Sie sei qualifizierter und habe zugleich ein schwächeres Bewußtsein als die alte, die aus dem Handwerk kam. Sie entstamme der Bauernschaft und dem potentiellen Kleinbürgertum. Marginalisierte Randgruppen aus ländlicher Zuwanderung und eine große Gruppe von überschüssigen Intellektuellen gäben den verschiedenen »Subjekten« eine Sprengkraft, so daß »wahrhaft revolutionäre Organisationen« außerhalb der Kommunistischen Parteien entstanden seien. Die Lehre für die KP sei gewesen, daß es nicht ein revolutionäres Subjekt gebe, sondern viele und daß Avantgarde-sein keine Eigenschaft eines bestimmten Subjekts, sondern selbst ein beständiges politisches Kampfziel sei. — Von Problemen, Kämpfen, Schwierigkeiten erfuhr man auch bei Roger Martelli. Was kann eine Kommunistische Partei in der Regierung eines kapitalistischen Landes in der Krise tun? Spannend im Bericht war die Schilderung einer Politik in der Koalition mit den Sozialisten, die versucht, die Sozialisten unter den Druck ihrer eigenen Wählerschaft zu setzen. In welcher schwierige Widersprüche solches führt, zeigte eine kurze und heftige Debatte zur Friedenspolitik der FKP. Martelli machte klar, daß seiner Partei die Entwicklung eines französischen Binnenmarktes zur Zeit wichtiger sei und der Bevölkerung näher als eine offensive Friedenspolitik. Letztere hielt er für widerprüchlicher, weil die große Friedensbewegung in Frankreich zudem vorwiegend antisowjetisch sei.

Die Möglichkeiten, Neues zu denken, überhaupt nach Lösungen zu suchen, legten nahe, die verschiedenen »revolutionären Subjekte« und ihr Verhältnis zum Marxismus anders zu bestimmen als nach den »drei Welten«: es gibt offenbar — so zeigten die Referate — Parteien, die unter dem Druck aktueller Entwicklungen in ständiger Auseinandersetzung mit dem »Marxismus« sind und andere, in denen der Marxismus staatlich gesichert ist, so daß er nicht ständig in Frage gestellt werden muß oder, umgekehrt, staatlich dermaßen unterdrückt ist, daß der Druck alltäglicher Politik ihn nicht bedrängt.

So erfuhr man aus den sozialistischen Ländern nichts über die Möglichkeiten, mit Hilfe marxistischer Theorie und Methode aktuelle Probleme zu lösen und dabei zugleich den Marxismus zu erweitern und ständig zu erneuern. Statt dessen wurde von der Aggressivität der Monopole und der siegreichen Arbeiterklasse gesprochen, als ob unter der Regierung einer Kommunistischen Partei der Marxismus nicht mehr gebraucht würde.

In den Referaten aus der Deutschen Kommunistischen Partei konnte man bei aufmerksamem Zuhören Nuancen der Veränderung und leichte Verschiebungen erkennen. So sprach Schleifstein von der Notwendigkeit, die Theorie von Marx beständig weiterzuentwickeln; Willi Gerns stellte ein Bündniskonzept vor, in dem einzelne Subjekte nicht dominiert oder bestimmt werden sollten. Er empfahl politische Kompromisse auf der Basis gemeinsamer Minimalprogramme.

Als letzter Referent sprach Frank Deppe über den Beitrag des gewerkschaftlichen Kampfes zur Herausbildung der Arbeiterklasse. Bei der Skizzierung Marxscher Auffassungen zur Gewerkschaftsfrage arbeitete er Korrekturen und Veränderungen in der Einschätzung heraus, die sich wohlthuend von den häufigen Sätzen unterschieden, die Marx vom unermüdetlich Arbeitenden zum immer schon Wissenden machen und mit solchen Worten beginnen wie: »Marx hat stets und immer gesagt ...« oder ähnlich. Wichtig für mich war die von Marx berichtete Vorstellung gewerkschaftlichen Handelns, das die Ar-

beitslosen ebenso umfaßt wie die Arbeitenden. — Die der Diskussion vorbehaltenen Zeiten wurden hauptsächlich mit vorbereiteten Statements zu unterschiedlichen Fragen (Ausländer, Alternative Projekte, Wahlen usw.) gefüllt. So wurde kaum gestritten. Weiterführende Überlegungen zur Bündnisfrage und damit zur politischen Strategie, die die Existenz der verschiedenen politischen »Subjekte« als verschiedene Artikulationsweisen auch innerhalb der Arbeiterklasse zu begreifen und damit als Aufforderung zu einer Erweiterung des eigenen Politikkonzepts offensiv zu nutzen empfahlen (Lothar Peter, Klaus Pickshaus), waren nachdenkliche Einsprengsel.

Übrigens kam auch das *Argument* auf dieser Tagung vor: einmal ohne Nennung »be-deutet« für Eingeweihte, als Heinz Jung die »Krise des Marxismus« als »evergreen der bürgerlichen Propaganda« bezeichnete und dabei »Marx-Sonderbände linker Zeitschriften« als Ausdruck der Krise des politischen Standortes derselben bezeichnete; ein andermal explizit, als W.v. Heiseler eine Fußnote in W.F. Haugs Beitrag im Sonderband zu Marx (vgl. AS 100, 32, Fn.2) als schlechte und unverständige Lenin-Lektüre auseinandernahm.

Die Diskussionen in den Pausen und am Rande waren lebendig, kontrovers, vielstimmig. Sie zumindest zeigten, daß mit Marx gearbeitet wird. Frigga Haug (Berlin/West)

Karl Marx in Afrika, Asien und Lateinamerika.

Internationaler Kongreß der Friedrich-Ebert-Stiftung in Zusammenarbeit mit der Deutschen UNESCO-Kommission in Trier, 14.-16. März 1983.

»In der 3. Welt wird Karl Marx ernster genommen, als bei uns«, vermutete der zurückgekehrte Entwicklungshelfer Siegfried Pater, der als Vermessungsingenieur in Brasilien gearbeitet hatte, bei einer Plenardiskussion. Geplant war eine wissenschaftliche Tagung zum Gedenken an Marx' 100ten Todestag mit etwa 100 ausgewählten Teilnehmern — doch an die 400 Personen kamen: offizielle Delegationen aus den Staaten des sogenannten realen Sozialismus einschließlich China, Politiker und Journalisten aus verschiedenen afrikanischen Ländern (Senegal, Nigeria, Zimbabwe, Tansania, Kenia) und aus mehreren lateinamerikanischen Staaten (Nicaragua, Mexico, Costa Rica, Dominikanische Republik, Kolumbien, Ecuador, Peru, Venezuela, Brasilien). Aus Indien waren zwei Referenten eingeladen.

Was Marx in seinen Schriften über die Länder der sogenannten Dritten Welt gesagt habe, war eine der Fragen, die die Friedrich-Ebert-Stiftung vorher an die Referenten gestellt hatte. Viel sei dies nicht, wie die meisten von ihnen feststellten, und außerdem fänden sich bei Marx — im Anschluß an Hegel — auch eine Reihe von sehr eurozentristischen, wenn nicht gar rassistischen Zitaten: wenn er z.B. zwischen den »zivilisierten Nationen« und den »Barbaren und Halb-Barbaren« unterscheidet. Trotzdem sei das Marxsche Denken gerade auch für die Länder der »Dritten Welt« brauchbar, sogar notwendig, denn diese wurden durch Kolonialismus und Imperialismus an den kapitalistischen Weltmarkt »angeschlossen«; ihre eigenen Produktionsweisen wurden deformiert und ihre Länder zu einem bloß wirtschaftlich auszusaugenden Gefilde degradiert. Für die genaue Untersuchung der so entstandenen Gesellschaften hielten einige Redner »eine schöpferische Anwendung des Marxismus« für notwendig. Für den Delegierten der UdSSR stellte sich dies hingegen einfacher dar: der legitime Nachfolger des Marxschen Denkens sei eben der Marxismus-Leninismus — womit er sich jedoch nicht durchsetzen konnte. Mehr Diskussion forderte Prof. Song Shusheng vom Institut für die Zusammenfassung und Übersetzung der Werke von Marx, Engels, Lenin und Stalin in Peking heraus: der heutige Hauptwiderspruch der chinesischen Gesellschaft sei der zwischen den Bedürfnissen der Masse der Bevölkerung und dem Entwicklungsstand der Produktivkräfte, die nicht ausreichend seien. Daher sei die weitere Entfaltung der Produktivkräfte, die Förderung der Wissenschaft und Technologie in China vorrangig. Dies war

manchem Zuhörer zu technokratisch, andere, vor allem die indischen Professoren Habib und Sen Gupta fragten nach, wie das denn mit Marx noch übereinstimme, wenn so verfahren und dabei re-privatisiert würde? Nach Marx bestehe schließlich der gesellschaftliche Haupt-Konflikt zwischen Arbeiterklasse und Bourgeoisie.

Allgemein akademisch und etwas volksfern waren die Debatten vieler offiziell Geladener bei dieser Tagung — eine Folge der »ausgewogenen« Einladungspolitik. Als ich einen der organisierenden Herren der FES fragte, warum denn für das Podium nur lauter Leute mit Doktor- und Professorentiteln eingeladen worden seien, und nicht z.B. aktive Gewerkschafter, verstand dieser — ein Sozialdemokrat — meine Frage schlicht nicht. Die Eröffnungsreden am Sonntagabend, den 13. März, wurden nicht etwa von SPD-Politikern, Gewerkschaftern oder Marxisten gehalten, sondern vorwiegend von CDU(!)-Politikern. »Das Auswärtige Amt der ja nunmehr Kohl-rabenschwarzen Regierung hat den Kongreß zum Teil finanziert«, lautete die Erklärung eines Kongreßteilnehmers, die eines anderen: »Auch in der SPD gibt es genug Leute, deren Marxverständnis eher einer nochmaligen Beerdigung Marxschen Denkens gleichkommt, als daß es eine Orientierungsleitlinie des eigenen politischen Handelns wäre.«

Für diese und für die CDU-Redner war Marx zwar »eine der wichtigsten Gestalten der neuen Geschichte mit weltweiter Wirkung«, aber was diese Wirkung heute ausmacht, und was Marx speziell für die Menschen in der »Dritten Welt« bedeutet, welche Hoffnungen mit seinem Namen brennend verbunden werden, das war eher von einigen weniger braven Diskutanten aus dem Publikum zu erfahren. So z.B. von Rabelo, Journalist und im Vorsitz der brasilianischen Arbeiterpartei: »Warum wird hier nicht gesprochen über den heutigen Einfluß des Marxismus, z.B. in Lateinamerika, was war in Chile, wo eine sich als marxistisch verstehende sozialistische Partei unter Salvador Allende einen friedlichen Weg zum Sozialismus versuchte« (und nur durch einen konservativen Militärputsch vernichtet wurde)? — »Warum wird hier nicht auf den kubanischen Prozeß eingegangen« (wo der ursprünglich gar nicht marxistische Fidel Castro erst *nach* seinem Sieg sich zum Sozialismus hinwandte, als der Druck der USA immer größer wurde)? »Was Nicaragua betrifft, so kann noch nicht so viel gesagt werden, aber für uns Brasilianer ist ganz klar, daß das, was jetzt in Nicaragua passiert, für ganz Lateinamerika von sehr großer Wichtigkeit ist.«

Wie sagte es eine der beiden österreichischen Teilnehmer(innen), Lektorin an der Universität Wien: »Es geht ja nicht darum, daß man hier Rosen auf ein Grab wirft und eine schöne Leichenfeier macht, sondern es geht darum, neue Bäume zu pflanzen; es gibt in der marxistischen Diskussion eine Reihe von Fragen, die in der Tat noch gestellt werden müssen.« Ähnlich sah es die philippinische Gewerkschafterin Jurgette Honculada: »Aus Marxscher Sicht wurde in der Diskussion viel vermißt. Sicher, historisches Interpretieren, viele Zitate, Thesen und Papiere sind schon wichtig, aber: wenn über gesellschaftliche Widersprüche gesprochen wird, dann bitte auch über sekundäre. Ich z.B. bin Christin, aber bei uns gibt es sehr viele muslimische Arbeiter — das ist für uns ein sehr realer, ein sehr wirksamer Gegensatz. Mit diesem Gegensatz müssen wir uns auseinandersetzen, wenn wir die Probleme der Arbeiter lösen wollen.« Jurgette Honculada kommt aus einer Gewerkschaft, mit der die Friedrich-Ebert-Stiftung früher zusammengearbeitet hat. »Dann entwickelte sich meine Gewerkschaft mehr nach links hin, und die Zusammenarbeit hörte auf«, erläuterte sie und fuhr fort: »Auch die Spannung zwischen verschiedenen Gewerkschaftsrichtungen ist ein sehr realer Widerspruch. Denn es ist eine Sache, für höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen zu kämpfen, eine andere die Entwicklung einer langfristigen Perspektive. Welche Rolle spielen da die Gewerkschaften? Sind sie selbständig, 'autonom'? Oder nur Instrumente für andere Interessen? Oft hat es den Anschein, daß sie eher Instrumente sind.« Mutige Worte angesichts der Situation auf den Philippinen: Der Ehemann Frau Honculadas z.B. steht, mit 64 anderen Personen

zusammen, auf einer Liste der regierenden Marcos-Diktatur und ist von Inhaftierung bedroht.
Margarete Maurer (Wien)

Salut an alle. Marx.

Stück nach Briefen von Karl und Jenny Marx und Friedrich Engels
von Günter Kaltofen und Hans Pfeiffer, 21.3.1983, Universität Hamburg.

Aus über 4.000 Briefen von Karl und Jenny Marx und Friedrich Engels stellten die Autoren aus der DDR ein Stück zusammen, das »uns die drei Menschen im ganzen Reichtum ihrer Persönlichkeit nahebringen« soll. Die Inszenierung vermied es, äußere Ähnlichkeiten mit Hilfe von Perücken oder Masken herzustellen, so daß Vera Oelschlegel als Jenny, Ekkehard Schall als Marx und Hans Peter Minetti als Engels schon von ihrer Erscheinung her gegenwärtige Menschen waren. Das Anliegen der Autoren war es auch, Marx und Engels aus dem Status eines Mythos herauszuholen und die Menschen hinter dem Werk sichtbar zu machen. Ich finde diesen Versuch in dieser Weise gelungen, besonders Hans Peter Minetti als Engels gefiel mir, weil er den Ärger gegenüber Zensoren, die Ironie gegenüber bürgerlichen Ökonomen und auch die Verbundenheit zu Jenny und Karl Marx glaubhaft darzustellen mußte.

Die Anordnung auf der Bühne (im Vordergrund K. Marx und F. Engels, im Hintergrund Jenny Marx) drückte aus, wie die Personen in ihren Dialogen zueinander standen. Marx und Engels besprachen im Vordergrund wissenschaftliche Probleme der Internationalen Arbeiterassoziation, während Jenny Marx sich hauptsächlich um die Familie sorgte. Auch ihre Arbeit als Sekretärin der Internationalen, die sie stolz verkündete, änderte ihre Probleme offenbar nicht.

In chronologischer Abfolge zeigte das Stück wesentliche Stationen aus dem Leben der drei Menschen. Und hier liegen, denke ich, auch die Probleme: was ist wesentlich und wie soll es gezeigt werden? Die Zeit von 1845 bis 1863 wurde sehr ausführlich behandelt, während die letzten 20 Jahre im Leben von Karl Marx demgegenüber sehr kurz dargestellt wurden. Ich bin auch nicht davon überzeugt, daß es wichtig ist, die elende Situation der Familie Marx über 2 Stunden zu strapazieren, auch wenn Marx sagen mußte: »Die Verelendung ist ein Vorbote der Revolution«, und dafür dann wichtige Texte zu historischen Ereignissen wie der Pariser Commune in zwei Sätzen abzuhandeln. Hier zeigten sich Mängel in der Auswahl ebenso wie bei der Darstellung wissenschaftlicher Probleme. Ich finde es verwirrend, wenn Engels das Wert-Preis-Problem anspricht und Marx dazu sagt, es handele sich eben um ein Problem von Wesen und Erscheinung. Ich denke, hier wird ein wissenschaftliches Problem so verkürzt, daß es leider eben doch dazu beiträgt, einen Mythos um die Qualifikationen von Marx und Engels zu bauen.

Aber solche Schwächen finde ich angesichts des sonst mühevoll gestalteten Stückes verdaubar. Die Einbindung des Stückes in einen Abend mit Marx und Engels, wie sie die Veranstalter DKP, MSB und SDAJ vorgenommen hatten, war dagegen eher peinlich. Im Foyer konnte man sich bei Eintritt in die DKP mit Marx und Engels fotografieren lassen, Wolfgang Gehrke (Bezirksvorstand DKP Hamburg) tat auch sein Möglichstes, dem Anspruch des Stückes, gegen eine Mythologisierung zu arbeiten, nicht gerecht zu werden. »Der Kommunismus ist eine unvermeidbare geschichtliche Entwicklung und wird auch an der BRD nicht vorbeigehen«, »wir müssen die Arbeiter mit Marx vereinigen« und »wir müssen Marx auch in der BRD an die Macht bringen« (W. Gehrke in der Begrüßungsrede). Negativ war wieder einmal ein Vertreter des Argument vorgeführt. Gehrke grenzte sich gegen »heimatlose Linke und kleinbürgerliche Marxkritiker« ab, wie »Thomas Ebermann und Fritz Haug«; letzterer gebe »die Arbeiterklasse als Klasse auf, um sie als Konsumenten wieder auferstehen zu lassen«. Dennoch war der Abend lohnend, was die über 3.000 Besucher im überfüllten Audimax auch mit minutenlangem Beifall ausdrückten.
Udo Leisten (Hamburg)

Wie aktuell ist Marx?

Veranstaltung der Volksuni Hamburg, 13.3.1982

Nicht der ganze Marx sollte verhandelt werden, aber seine Lehren und sein Nutzen bei der wissenschaftlichen und politischen Analyse der Produktivkraftentwicklung. Die knapp 200, die gekommen waren, sind vielleicht nicht wenig, aber sicher nicht genug. H. Obens (DKP) lobte Marx aus der Defensive: er sei es gewesen, der uns gelehrt habe, daß die Menschen ihre Geschichte bewußt machen, und durch Marx hindurch kritisierte er die Träumer, die Utopisten. Der Sozialismus sei der Traum, der durch die Arbeiterklasse zur Wissenschaft erhoben worden sei. Michael Stamm (GAL) untersuchte selbstkritisch das Verhältnis der Grünen zu Marx und arbeitete heraus, daß die Fortschrittsgläubigkeit — hier die vereinseltigende Bejahung der stofflichen Seite bei der Produktivkraftentwicklung — sich im Diskurs der Rechten in ganz ähnlicher Weise wiederfinden ließe. Die Forderung nach mehr »freier Zeit« würde zu mehr »Freizeit« u.a.m. Die Welten, die zwischen diesen beiden lägen, seien nur noch ahnbar. Frigga Haug (SFB/HH) stritt gegen die Teilung von Marx in einen ausgezeichneten Wissenschaftler und einen miserablen Politiker (vgl. auch FAZ 12.3.83). Sie entwickelte Politikvorschläge zur Automatisation. Automatisierung sei wie andere Produktivkraftentwicklung auch ein Bruch mit alten fesselnden Formen. Die neuen, befreiteren Weisen der Arbeit fielen niemandem automatisch zu, sondern müßten erkämpft und errungen werden. Die vielen aus dem Plenum, die sich einmischten, suchten nach Lösungen für Gewerkschafts- und Parteipolitik, für selbstgemachte widersprüchliche Erfahrungen mit der Verwissenschaftlichung der Arbeit. Niemand sprach, wie lange Zeit üblich, ausschließlich über immer weitreichendere »Verelendungen«. Da H. Obens unproblematisch allgemein und D. Lüders (von den Jusos) sich nicht zum Thema geäußert hatten, war es, als hätten sie nicht gesprochen. Die Diskussion ging um die Thesen von M. Stamm und F. Haug und zwischen ihnen. Ihre Haltung gegenüber Marx war respektlos, das machte, daß sie seinen eingreifenden Nutzen herausarbeiten mußten — so brauchten sie ihn nicht »prinzipiell« und »grundsätzlich« gegen alle Welt zu verteidigen. Kornelia Hauser (Hamburg)

1883-1983: L'œuvre de Marx — un siècle après*

Internationales Colloquium — veranstaltet vom Centre National de la Recherche Scientifique (CNRS) und der Universität Paris X/Nanterre, 17.-20. März 1983

Die Organisatoren — an ihrer Spitze Georges Labica — hatten dieser Tagung ein Thema zugewiesen, das sie von den vielen anderen Kongressen des Marx-Jahres unterscheiden sollte: Fragen der Herausgabe, Übersetzung, Verbreitung, Rezeption und Aneignung der Schriften von Marx, Verständigung über editionspolitische Fragen, möglicherweise auch Impulse und Kooperationen sollten den praktischen Horizont darstellen. Auf den ersten Blick mag dies als entpolitischierende Einengung erscheinen. Zugleich öffnet diese Fragestellung ein eigenes Feld des Politischen. Die Publikationsgeschichte, die Konstituierung eines Kanons von Schriften als »Werk« ist eingelassen in die Klassenkämpfe, die Geschichte der sozialistischen und kommunistischen Bewegungen, Organisationen und schließlich Staaten, die Richtungskämpfe.

Zweitwöchig wurde die Tagung zu einer Huldigung für Rjazanov, den Herausgeber der ersten, Fragment gebliebenen Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA I), der in den dreißiger Jahren der stalinistischen Gleichschaltung zum Opfer fiel. Einige der von ihm bzw. unter seiner Leitung gesammelten und entzifferten Manuskripte wurden dann von seinem Nachfolger Adoratski herausgegeben — oft aus Kontexten gerissen, willkürlich neu zusammengestellt und ohne ausreichende Information über Herkunft und Editionspraxis. So wurden »Werke« eigenen Rechts konstituiert, die auf mehrere Generationen eine

* Das Werk von Marx — ein Jahrhundert danach

ungeheure Wirkung ausgeübt haben — vor allem die »ökonomisch-philosophischen Manuskripte« (über die Rojahn vom Amsterdamer Institut für Sozialgeschichte sprach) und die »Grundrisse«.

Schon Engels ging nach dem Tod Marxens »politisch« mit Marx' Nachlaß um. Er veröffentlichte, von den Bänden II und III des »Kapital« abgesehen, stets mit der Absicht der Intervention in bestimmte politische Konjunkturen, nicht aber, um ein »Werk« als solches zugänglich zu machen. Die »Thesen über Feuerbach« blieben lange Zeit ein Anhängsel zu Engels' »Ludwig Feuerbach...«. Die Herausgabe der ersten MEGA wurde schließlich abgebrochen — noch vor dem Krieg —, und die russische Werkausgabe, an der sich später die MEW orientierten, begannen. Der im SPD-Archiv lagernde Nachlaß wurde durch sozialdemokratische Genossen in den »Untergrund« und ins Ausland geschafft. Die GESTAPO versuchte vergeblich, die Hand darauf zu legen. Nach dem Krieg wurde das ganze Material schließlich im Amsterdamer Institut für Sozialgeschichte zusammengebracht. Aus diesem und dem in Moskau lagernden — und noch immer vermehrten — ungeheuren Material soll nun die neue Gesamtausgabe, die MEGA II, gebildet werden. Auf eine Geschichte wechselnd selektiver Marx-Rezeptionen — stets von politischen Konstellationen abhängig — zurückblickend, haben die Kommunisten sich nun durchgerungen, daß es der *integrale Marx* sein soll. Lucien Sève, der diese Orientierung für die FKP artikulierte, berichtete auch von seinen — vergeblichen — Versuchen, als (bis vor kurzem) Leiter des kommunistischen Parteiverlags (Editions Sociales) bei den jeweiligen Nachdrucken von Einzel- oder Auswahlpassagen nicht nur das Datum der Neuausgabe, sondern auch das der Erstausgabe im Impressum angeben zu lassen. Die historische Spur der wechselnden Konstitution Marx-Engelsscher Werke wurde regelmäßig verwischt. Wenn es aber ein unbestrittenes Ergebnis dieser Tagung gibt, dann dies: die Geschichtlichkeit der Marx'schen Schriften und ihrer Wirkung sollte unter allen Umständen berücksichtigt werden. Man muß versuchen festzustellen, welche Texte wem wann in welcher Form — womöglich sogar noch durch den Filter welcher Kommentare — bekannt waren (oder hätten sein können).

Auch das Konzept des »integralen Marx« wirft viele Fragen auf. Zuvor die — angesichts des Schicksals der ersten MEGA und des weitergehenden Martyriums vieler Marx-Herausgeber und -Übersetzer in vielen Weltgegenden (berichtet wurde z.B. von der jüngst erfolgten Folterung und Ermordung des türkischen MEW-Verlegers) fast abergläubische — bange Frage, ob wohl die zweite MEGA abgeschlossen werden wird. Wenn kein Krieg dazwischen kommt, dauert dies gewiß bis zum Ende des Jahrhunderts. Dann wird eine riesige Quantität von Schriften unterschiedlichster Art und Verarbeitungsstufe vorliegen. Werden Marx und Engels dadurch unwiderruflich zur Beute von »Marxologen«? Wird, wie Winkelmann vorschlug, keinerlei Unterschied gemacht werden zwischen fertiggestellten Einzelwerken und dem »Magma« (Balibar) möglicher Werke? Wie wird — falls es dazu kommt — dagegen ein neuer Kanon massenhaft zu verbreitender Schriften aussehen können? Wenn der integrale Marx schließlich eine Befreiung vom autoritär-institutionellen Marx-Gebrauch verspricht, die Entdeckung, wie immer wieder gesagt wurde, daß Marx ein Wissenschaftler unter anderen ist — ist die unterschiedslose Veröffentlichung aller möglichen »Quellen« vielleicht auch ein Schritt zu einer neuen Sakralisierung.

Vorläufig ist jedoch die Situation einer »Renaissance« vergleichbar, wie der spanische Historiker Pierre Vilar ausführte. Kritische Rekonstituierung der Texte, Beseitigung von Verzerrungen aller Art, ist das Gebot der Stunde. Auch die französischen Kommunisten, wie es die Interventionen u.a. von G. Badia (einem der wichtigsten Marx-Übersetzer) bezeugten, beteiligen sich an einer Haltung der Kritik gegenüber marxistischen Traditionen, die nicht aus dem Gefühl, eine neue »Wahrheit« zu »besitzen«, entspringt. Freilich entspringt diese Offenheit auch einer gewissen Orientierungslosigkeit,

z.T. auch dem Zurückgeworfensein ehemals kommunistischer Intellektueller in die wissenschaftlich-intellektuelle Abgesondertheit von den sozialen Bewegungen, die zu dem meist auch Vereinzelung bedeutet in einer Anordnung, die jeden Intellektuellen gegen jeden anderen stellt.

Die Probleme der Publikation und Rezeption spitzen sich zu und verknüpfen sich besonders bei der Übersetzung der Schriften in andere Sprachen. (Streng genommen ist das mißverständlich ausgedrückt, denn Marx hat in mehreren Sprachen geschrieben, so daß auch die deutsche Ausgabe Übersetzungen enthält.) Übersetzung spielt nicht nur zwischen zwei Wörterbüchern, sondern zwischen Kulturen. Jede Übersetzung ist Enkulturation. Sie ist Interpretation in Begriffen, Bildern und Assoziationen der eigenen Kultur. Dies kam zur Sprache an Beispielen wie chinesischen oder afrikanischen Übersetzungen, wo den Europäern spontan selbstverständlich ist, daß da große Distanzen zu überbrücken und nicht einfach Äquivalente zu finden sind. (In diesem Zusammenhang wurde darauf aufmerksam gemacht, daß die Chinesen »Marx-Lenin-Ismus« artikulieren.) Schon zwischen dem Deutschen und dem Französischen türmen sich, weniger selbstverständlich, solche Probleme. Dies wurde ausgiebig am Beispiel der französischen »Kapital«-Ausgaben diskutiert. Vor allem die von Marx bearbeitete Übersetzung von Joseph Roy wurde kontrovers diskutiert. Von Satzfehlern (»nature naturelle« statt »stature naturelle«) abgesehen, die 100 Jahre lang mitgeschleppt und von den Lesern für bare Münze genommen wurden, lassen sich, neben einzelnen Auslassungen, bestimmte terminologische Verschiebungen feststellen. Ihre Tendenz: die Spuren der Herkunft von Hegel zu tilgen. Dies war jedenfalls die Interpretation von J. Bidet, der dazu aufforderte, das »Kapital« endlich ins Deutsche zu übersetzen. Jacques D'Hondt, den Deutschen als Hegelkenner wohlbekannt, führte dagegen starke Argumente ins Feld, die dem vom Positivismus beeinflussten und mit Proudhon sympathisierenden Roy den Sinn für die Marxsche Dialektik absprachen. J.P. Lefebvre, der soeben eine neue Übersetzung des »Kapital« fertiggestellt hat, extemporierte einen witzigen Beitrag zugleich zur Ehrenrettung von Roy *und* zur Stützung der Auffassung, daß es notwendig gewesen sei, noch weiter als dieser von der hegelianisierenden Terminologie wegzugehen. Als Beispiel gab er an, der Ausdruck »Bestimmung« spiele im »Kapital« keine Rolle mehr und sei durchweg durch »Funktion« ersetzt. Dies wurde von mir bestritten. »Bestimmung« kommt im »Kapital« vor, darf nicht mit »Funktion« übersetzt werden, ist indes nicht hegelianisch, sondern als praktisch-tätige Bestimmung im Sinne der ersten Feuerbachthese zu interpretieren. Mir scheint der Streit zwischen »Hegelmарxisten« und »Positivisten« mehr mystifizierend als erhellend. Der Sachverhalt, innerhalb dessen diese unabschließbare Kontroverse sich bewegt, scheint mir dieser: Kein Marx ohne Hegel, aber ohne Bruch mit Hegel kein Marx. »Dialektik« scheint für viele nur hegelianisch denkbar. Mir scheint es daher wichtig, ein marxistisches Verständnis (fast möchte ich sagen: eine Kultur) der Dialektik zu entwickeln, die den Bruch mit Hegel vollzogen hat. Brechts m.E. besonders fruchtbarer Beitrag zur marxistischen Dialektik (und dem verwandte Ansätze) wurde allgemein ignoriert. (Übrigens wurde Bloch von A. Münster vorgestellt und von einigen Franzosen, vor allem G. Labica, als besonders wichtige Neuentdeckung erwähnt.)

Am Beispiel des Problemzusammenhangs Übersetzung-Rezeption-Interpretation wurde noch etwas anderes deutlich, vor allem in den Beiträgen, die aus den außereuropäischen Ländern kamen oder sich mit diesen befaßten: der gedankenlos unzählige Male gebrauchte Ausdruck von der »Anwendung« der Lehre Marx' (sei auch das Wort »schöpferisch« davor) muß ersetzt werden durch einen Begriff wie *Aneignung*. Dies kann nicht anders als in Bezug auf die regionalen Besonderheiten, die spezifischen Bedingungen verstanden werden. Marx' Schriften sind von solcher »Regionalität« geprägt; sie sichtbar machen, heißt nicht Marx, wohl aber eine falsche Universalisierung seiner

Erkenntnisse verwerfen. Für den späten Marx wird dies zu einer immer bewußter angenommenen Aufgabe. Für die »mondialisation« (Weltwerdung) des Marxismus (H. Lefèbvre) ist dies ebenso wie die regionale und kulturelle Differenzierung unumgänglich. In diesen Zusammenhang ordnete sich auch der Vorschlag einer nicht autoritativen Gebrauchsweise von Marx ein: ihn zu *konsultieren*, sich bei ihm Anregungen zu holen, freilich auch, nicht hinter ihn zurückzufallen (das gilt auch für das von vielen Marxisten später erreichte Problembewußtsein).

Insgesamt wurde deutlich, daß Marx noch immer erst im Begriff ist, in den unterschiedlichen Weltregionen »anzukommen«, sprachlich zugänglich zu werden, und daß dies eine Ankunft ist, die vielerorts brutale Verfolgung auf sich zieht. Eine einseitig negative Interpretation der »Krise des Marxismus« ist, im größeren Zusammenhang gesehen, borniert wie eine Tageslaune. Auch die Formel Marx ohne Marxismus, die, wie M. Bravo berichtete, in Italien sich derzeit einiger Beliebtheit erfreut (und von F. Cerutti in *Argument 138* vertreten wird), ist wenig tragfähig angesichts der von Labica aus vielen Einzelberichten zur Lage der Übersetzung und Publikation von Marx in den verschiedenen Weltgegenden als gemeinsamen Nenner zusammengefaßten Einsicht: Marx kommt in der Regel über den Marxismus an, vor allem über kommunistische Parteien und ihre Verlage.

Der historische Moment scheint durch ein Nachlassen der Kräfte charakterisiert, die Intellektuelle in politische Projekte einbinden und damit auch wissenschaftliche Diskussionen mit den sozialen Bewegungen, vor allem der Arbeiterbewegung, verknüpfen können. Dies setzt eine große, aber ungerichtete Energie des Entdeckens, der Entmystifizierung, der theoretischen Kontroverse frei. Der Preis ist eine doppelte Abkoppelung: der Intellektuellen von den »einfachen Leuten« (Gramsci), und der theoretischen und historischen oder oft auch nur philologischen Debatte von der praktischen Notwendigkeit und von jeder Handlungsperspektive. Ein eigentümlicher Entfremdungseffekt beherrscht große Teile der Tagung. Was an und für sich nichts anderes ist als das Entdecken von — und die Verständigung über — *Aufgaben*, nimmt die Form einer rückblickenden und wirklich nur »blickenden«, d.h. kontemplativen »Kritik« an. Bezogen auf Marx, hat diese Kritik einen hinterrücks sich einstellenden Effekt: Indem Marx' Irrtümer als etwas Besonderes ausgeplaudert werden, entsteht die ungedachte Illusion, *eigentlich* seien dies Abweichungen von einer Normale. Aber diese imaginäre Normale ist eine Sakrale, wenn man so will. — Von Verbreitung war viel die Rede, indes wie von einem »Phänomen«, weniger als von einer Aufgabe auch der Anwesenden.

Trotzdem war die Tagung nützlich und wichtig, auch wenn sie nicht »den Marxismus« oder »die Marxisten« repräsentieren konnte (und auch nicht sollte), sondern der Akzent einseitig auf »wissenschaftlichen« Aspekten lag, also von Intellektuellen unter Abstraktion von der Arbeiterbewegung bestimmt wurde. Ihre Entgleisungen sind das asymmetrische Gegenstück zum »Marxismus-Leninismus« der staatlichen Repräsentation. Die Aufgabe wird erst von wenigen gesehen: die Dialektik des Marxismus zu lernen und die widersprüchlichen Elemente in einer nicht-reduktionistischen Weise wieder zusammenzubringen.

Das Colloquium wanderte wie eine Springprozession durch drei der großen Institutionen der französischen Wissenschaft. Es begann in Nanterre, in einem riesigen, schmucklosen Saal, im Stil des architektonischen Brutalismus; demselben Saal, in dem 1968 eine der ersten Manifestationen der Studentenbewegung stattgefunden hatte. Henri Lefèbvre, dessen Marx-Vorlesung damals umfunktioniert worden war, erinnerte daran. Von diesem Ort war eine Bewegung ausgegangen, die Marx in die französische Universität getragen hatte. Der universitäre Marxismus der Gegenwart, soweit es ihn noch gibt, verdankt sich dieser Bewegung. Der historische Ort machte den Unterschied zu 1968 desto unübersehbarer. Diesmal waren die Studenten *abwesend*. Marx-Veranstaltungen stoßen

zur Zeit hier auf Gleichgültigkeit, wenn nicht Ablehnung. — Weil die Universität Paris X/Nanterres am Wochenende geschlossen hatte, fanden die letzten Sitzungen teils in der Ecole Normale Supérieure, teils im altherwürdigen Amphithéâtre Turgot der Sorbonne statt. So wurden symbolisch die verschiedenen Orte der akademischen Landschaft mit den Diskussionen über Marx besetzt.

In den Themen wie den Teilnehmern waren alle Kontinente vertreten, freilich auch hier mehr symbolisch. Unter den rund hundert Teilnehmern dominierten natürlich die Franzosen — nicht nur durch ihre Anzahl, sondern noch mehr durch die Konferenzsprache (französisch) und die große Bedeutung, die der sprachlichen Kompetenz einschließlich Eleganz in der intellektuellen Kultur des Landes beigemessen wird. Gut vertreten waren einige andere west- und südeuropäische Länder; anwesend waren auch einige Araber und Lateinamerikaner. Einige Deutsche waren da, indes nur aus der Bundesrepublik und Westberlin, die festeingepflanzten DDR-Teilnehmer, die als Mitherausgeber der neuen MEGA besonders wichtig gewesen wären, hatten kurz vor Beginn in brüskierender Form die Teilnahme absagen müssen. Aus der SU war nie eine Antwort auf die Einladungen gekommen. Von den sozialistischen Ländern waren vertreten: Bulgarien, Rumänien, Jugoslawien, Kuba, China und (Nord-)Korea.

Wolfgang Fritz Haug (z.Zt. Paris)

1. Hamburger Volksuni

Lernfest in der Gesamtschule Steilshoop vom 11. bis 13.2.1983

»Ein Schwerpunkt der Volksuni liegt auf den Problemen dieser Stadt und ihrer Umgebung. Die Volksuni soll ein Forum werden, in dem verschiedene soziale Bewegungen unserer Region ... miteinander reden und voneinander lernen.« (aus dem Vorwort im Programmbuch) Auf den ersten Blick gibt es viele Ähnlichkeiten mit der Volksuni Berlin (vgl. *Argument* 129) — auf den zweiten sind die Unterschiede doch groß. Die Achse Wissenschaft - Arbeit war nicht tragend für die Volksuni und ist mehr noch ein Projekt als Wirklichkeit. Zehn Ressorts stellten ihr Programm in Vorträgen, Workshops und Podiumsdiskussionen vor. Insgesamt konnten 100 Veranstaltungen von den ca. 1300 Teilnehmern besucht werden. Das bedeutete bei immerhin 14 parallelen Veranstaltungen auch Schwierigkeiten bei der Auswahl für die Besucher und offenbar auch für die Veranstalter. Einen Versuch, die Veranstaltungen eines Arbeitsbereichs um das Thema »Regionale Friedensarbeit« zu gruppieren und so die Diskussion über zwei Tage zu fördern, hat das Friedensressort unternommen.

Es wurden regionale Aspekte wie »Rüstungsproduktion und alternative Fertigung in Hamburg«, »Zivilschutz in Hamburg«, »Atomwaffenrampe Norddeutschland« und »Das Kriegsdenkmal am Bahnhof Dammtor« diskutiert. Im Bereich »Grundfragen« zog sich als roter Faden das Problem eines »aktuellen Marxismus« durch die Veranstaltungen. O. Negt referierte einige Passagen aus »Geschichte und Eigensinn« (vgl. *Das Argument* 132). Er stellte den Marxismus als Begriffssystem und Analyseinstrument zwar für die Produktionssphäre nicht in Frage, für andere Lebensbereiche aber müsse man andere theoretische Zugriffe entwickeln. Seine Vorgehensweise, in der unterschiedliche Lebensbereiche unabhängig voneinander theoretisiert werden können, legt nahe, das Verhältnis unter den Bereichen nicht zu reflektieren. J.M. Ripalda dagegen vertrat die Auffassung, daß der Marxismus sozusagen von innen her umgeschrieben werden müsse. Kategorien wie z.B. »Klasse« seien in Frage zu stellen. Nicht mehr die Arbeiterpartei bzw. -bewegung könne als Träger des revolutionären Subjekts gesehen werden, sondern man brauche eine produktive Anordnung der fortschrittlichen Kräfte. Konkrete Vorschläge blieben in seinem Vortrag leider ausgeblendet. Daß marxistische Wissenschaft eine bestimmte Weise ist, die Probleme anzuordnen, führte W.F. Haug vor. In seinem Beitrag »Ideologie der gesunden Normalität und Faschismus« analysierte er an-

hand von Bildmaterial die Verflechtung und Gliederung von Einzelelementen (etwa die Bindungsfähigkeit an ein Symbol und psychische Gesundheit) zu einem Netz von Normalisierungsbestrebungen, auf dem sich faschistische Praxen aufbauen ließen. Jedes Element für sich genommen sei weder faschistisch noch antifaschistisch. Haugs Vorschlag, den Marxismus zu nutzen, ging dahin, das Netz von Bedeutungsmustern zu entknoten und neue Problemanordnungen zu suchen, durch die eine sozialistische Perspektive ermöglicht würde.

Das Frauenressort der Volksuni hatte dafür gesorgt, daß die Frauen nicht ein Bereich für sich waren. Sie kreuzten in allen Schwerpunkten auf und suchten sich feministisch dort einzuschreiben. S. Andresen und K. Hauser sprachen zu »Sexualität und Herrschaft«. Ihre Fragestellung: wie geben sich Frauen einen Sexualkörper? Welches ideologische Netz von Normen und Werten erwartet von ihnen die unentwegte Sorge um ihren Körper? Wie hängen Genuß und Unterwerfung zusammen? Die Diskussion zeigte, daß diese Fragestellung schwer zu kämpfen hat gegen die verbreitete Auffassung, daß die Sexualität unterdrückt sei und zu befreien wäre. Thesen und Material über die »Zulassung von Frauen zum Universitätsstudium seit dem 18. Jahrhundert« stellte B. Rang vor. Sie fragte nach dem Grund niedriger Bildungsqualifikationen von Frauen und führte die Kämpfe um den Hochschulzugang von Frauen vor. »Wider die heilige Familie« sprachen einige Frauen aus dem Projekt Frauengrundstudium. Sie gingen von dem Gedanken aus, daß die in der privaten Form der Familie entwickelten Kompetenzen wie z.B. die Produktion von Fürsorge, Vertrauen, Liebe, auch zu ihrer Einordnung in die gegebene Ordnung dienen. In der Familienpolitik der CDU sahen sie eine besondere Gefahr, denn mit ihr versuchten die Rechten die Frauen zu vereinnahmen für ihre Politik, indem sie die traditionellen Familienkompetenzen der Frauen aufwerteten. — Kontrovers ging es zu in der Veranstaltung »Frau und Arbeit«. U. Kempf und M. Koschinek führten die These vor, Frauen könnten die Entwicklung der Technik (hier: Textautomation) nutzen, um die alte geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im Büro aufzubrechen. Heftiger Widerspruch, z.B. daß die neue Technik gesundheitsschädigend sei, kam aus den Reihen der Diskussionsteilnehmerinnen, von denen sich einige zu einer Gruppe zusammenschlossen und zu der strittigen Frage weiterarbeiten wollen.

Das Kulturprogramm umfaßte Solisten und Theatergruppen, die Vorstellungen oder Workshops veranstalteten. Unter anderen waren Bob Lennox, das Duo Schneidemann/Janßen, Wolf Biermann, Joachim Kuntzsch, das Schülertheater Steilshoop, Martin Buchholz und Thomas Kühn sowie Käthe Reichel gekommen. Das Kindertheater »Hoppla« probte mit den Kindern ein Stück, das am Sonntagnachmittag aufgeführt wurde. Die Idee, die Ergebnisse des Workshops den Volksuni-Besuchern zu zeigen, ist eine allgemeine Anregung für die nächste Volksuni.

Die Vorstellungen der laufenden und neu beginnenden Jahreskurse waren gut besucht. Z.B. haben von den ca. 40 Teilnehmern bei der Vorstellung des Kapital-Kurses 20 einen neuen Kurs gegründet. Die Jahreskurse sollen ein Standbein der Volksuni bilden und neben den Arbeitsbereichen die inhaltliche Arbeit tragen. Als selbstorganisierte autonome Gruppen sind sie eine wichtige Kraft.

Gisela Heinrich, Udo Leisten und Sonja Schelper (Hamburg)

Ökologische Forschung zwischen Realität und Utopie

Fünf Jahre Öko-Institut — Anspruch und Wirklichkeit.

Arbeitstagung des Öko-Instituts Gießen, 18. bis 19.3.1983

Die Arbeitstagung kreiste um die Klärung des Begriffs ökologische Forschung als »alternative« Wissenschaft und deren Umsetzung für die Bürgerinitiativbewegung. Die Notwendigkeit dieser Bestimmung erscheint schon deshalb als zwingend, weil Ökologie und Umweltschutz sich nicht prinzipiell »alternativ« zu den herrschenden Normen der Ge-

sellschaft verhalten, sondern in ihr etabliert eine lange Tradition vorweisen können, ohne daß dadurch die ökologische Katastrophe verhindert wurde. Einigkeit herrschte unter den »Experten« darüber, daß der Nimbus, mit dem die Ökologie zuweilen umgeben wird, durch die wissenschaftliche Praxis nicht gerechtfertigt wird. »Die Ökologie arbeitet mit herkömmlichen Methoden, der in ihr aufgehenden Naturwissenschaften ...« (Öko-Mitteilungen 1/83, 16) Die Frage jedoch, ob die Ökologie auch methodische Modifikationen erfahren müsse, gipfelte in einem ökologischen »Positivismusstreit«, dem Streit nämlich, ob der Forschungsgegenstand »natürliche Umwelt« rein naturwissenschaftlich zu bestimmen sei und Wertungsfragen ihre Berechtigung erst in Verwendungs- und Entscheidungszusammenhängen fänden oder ob der Gegenstand erst dann wissenschaftlich adäquat und vollständig erfaßt sei, wenn entweder die sozialen Konstituenten von Natur miterfaßt (sozialwissenschaftliche Kritik) oder die geistigen neben den materiellen Konstituenten berücksichtigt würden (anthroposophische Kritik). So wehrten sich die Verteidiger des traditionellen Wissenschaftsbegriffs gegen jegliche Erweiterung des Erkenntnisinteresses durch ihrer Meinung nach nichtkommunizierbare Elemente, wodurch sie sich sowohl gegen anthroposophische als auch kritisch-sozialwissenschaftliche Ansätze richteten. Eine solche Erweiterung wurde als Eigeninteresse begriffen, das sich nur außerwissenschaftlich Geltung im alltäglichen Lebenszusammenhang verschaffen dürfe. Aufgabe einer im Umweltschutz engagierten Forschung sei neben der Erstellung besser fundierter Gegengutachten eine Ideologiekritik, die jede Vermischung von wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Werten und Normen aufkläre. Deshalb habe der Ruf nach einer »neuen Erkenntnistheorie« keine Berechtigung, sondern nur die Verwirklichung neuer systemtheoretisch oder ökologisch orientierter Ansätze. Es wurde zwar auch von dieser Seite die Verantwortung des Wissenschaftlers betont, doch wurde sie nicht in das Wissenschaftsverständnis integriert. Diese Mahnungen richteten sich zum einen gegen das Konzept einer »sozialen Naturwissenschaft«, welches die durch den Mensch-Natur-Stoffwechsel »sozial konstituierte Natur« und ihren jeweiligen historischen Standort zu erfassen versucht. Während der kybernetisch und systemtheoretisch orientierte naturwissenschaftliche Begriff »Ökosystem« die soziale Konstitution der natürlichen Umwelt unterschläge, erfasse der erweiterte Begriff des »Öko-Gefüges« ein Stück Natur, dessen Grenzen und Charakter sozial, nämlich durch die zu seiner Aufrechterhaltung notwendige Reproduktionsarbeit definiert sei, dessen Zustand aber biologisch-chemisch beschrieben werden müsse. In ähnlicher Weise wurde darauf abgestellt, daß die Natur einer Nutzungskonkurrenz verschiedener gesellschaftlicher Gruppen unterliege, deren Genesis und Standards sozialwissenschaftlich untersucht werden müßten. Aus diesen Gründen könne eine Ökologie, die die soziale Konstitution der Natur und die auf die Natur bezogene Nutzungskonkurrenz unberücksichtigt lasse und im Reich reiner Naturerkenntnis verbleibe, Gegengutachten nur auf der Basis der im Rahmen der Nutzungskonkurrenz durchgesetzten Standards formulieren und bleibe so den sozialen Voraussetzungen ausgesetzt. Zudem erzeuge das Vertrauen auf die Macht der Gegengutachten bei den Bürgerinitiativen die Illusion, daß politische Entscheidungen primär durch bessere wissenschaftliche Argumente durchsetzbar seien. Doch an der gesellschaftstheoretischen Interpretation der ökologischen Probleme entbrannte noch eine andere Kontroverse: die Definition des Öko-Gefüges durch die »notwendige Reproduktionsarbeit« wurde als anthropozentrische Sichtweise kritisiert, die ja gerade für die ökologische Katastrophe verantwortlich sei. Denn der Begriff »Notwendigkeit« impliziere Ausbeutungsverhältnisse gegenüber der Natur, die aber vielmehr als Natur belassen bzw. wiederhergestellt werden müsse und auf dieses Anliegen habe sich die ökologische Forschung zu richten.

Resümee: Es haben sich drei konkurrierende Auffassungen herausgebildet, die sich gegeneinander abgrenzten. Zwar sind aus einer ideologiekritischen Sicht Affinitäten zwi-

schen dem klassisch-naturwissenschaftlichen und dem anthroposophischen Ansatz festzustellen, weil beide idealistisch von dem jeweiligen Stand der gesellschaftlichen Verhältnisse abstrahieren. Was die Systemfunktionalität dieser beiden Ansätze anlangt, lassen sich doch gewisse Unterschiede erkennen: Der »holistische« Ansatz der Anthroposophie entspricht weit weniger dem kapitalistischen Verwertungsinteresse als der auf Segmentierung seiner Existenzgrundlage betriebene naturwissenschaftliche Ansatz. Bei allen Vorteilen, die der kritisch-sozialwissenschaftliche Ansatz bietet, indem er die Natur als sozial konstituiert begreift und somit auch Herrschaftsverhältnisse in der Beziehung Mensch-Natur transparent macht, sei hier jedoch noch eines kritisch angemerkt: Die Ersetzung des Begriffs der Produktion durch den der Reproduktion ohne die dialektische Beziehung zwischen diesen beiden explizit zu thematisieren, erscheint fragwürdig; allerdings müßte auf diese Problematik gesondert eingegangen werden. — Zur weiteren Information verweisen wir auf die »Öko-Mitteilungen« Nr. 1, März 1983.

Gabriele Elias und Ulf-H. Brockner (Köln)

Kongreßankündigungen

Für Chiles Freiheit

Kongreß gegen Militärdiktatur und Imperialismus in Chile und Lateinamerika, 24.-26. Juni 1983 in Münster

Der Kongreß findet aus Anlaß des 10. Jahrestages des Militärputsches statt. Veranstalter sind die Ev. Studentengemeinde, die Kath. Studentengemeinde und der Initiativkreis Solidarität mit Chile in Münster in Zusammenarbeit mit weiteren Organisationen. Er soll der demokratischen Opposition Chiles ein Forum bieten und die gegenwärtig sehr zersplitterte Arbeit von Chile-Solidaritätsgruppen und Solidaritätsorganisationen zusammenfassen. Allen gesellschaftlichen Kräften in der Bundesrepublik (Gewerkschaften, Parteien, Menschenrechtsorganisationen etc.), die sich in irgendeiner Weise an der Solidaritätsarbeit für Chile beteiligt haben, soll er Gelegenheit geben, aus ihrer Arbeit zu berichten und sich an den Sachdiskussionen zu beteiligen. Büro: Frauenstr. 3-7, D-4400 Münster, Tel. 0251/45606

George Orwell: Nineteen Eighty-Four

Veranstaltet von der Belgian Science Fiction and Fantasy Association an der Universität Antwerpen vom 11. bis 13. November 1983

Der Kongreß findet in englischer Sprache statt. Geplant sind zwei Sektionen: 1. General Meeting; 2. Colloquium on the ideological use and misuse of language.

Informationen und Anmeldungen: ORWELLCON, c/o Benoit J. Suykerbuyk, August Vermeylenlaan 21 bus 20, B-2050 Antwerpen.

Pflegen, Erziehen, Behandeln in Psychiatrie und Gemeinde

Tagung des Mannheimer Kreises der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie vom 12. bis 15. Mai 1983 in der Stiftung Tannenhof, Ev. Nervenklinik, Remscheider Str. 76, 5630 Remscheid 11 (Lüttringhausen)

Die Tagung ist offen für alle Berufsgruppen der psychiatrischen und psychosozialen Versorgung. In rund 30 praxisorientierten Arbeitsgruppen soll der Frage nachgegangen werden, welchen Standort die psychiatrische Pflege als Teil eines interdisziplinären Behandlungskonzeptes in einer sich verändernden Psychiatrie hat.

Weitere Informationen und Programme können angefordert werden bei der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie, Hindenburgstr. 1, 3050 Wunstorf 1.

Besprechungen

Philosophie

Institut für Marxistische Studien und Forschungen, Frankfurt am Main, und Marx-Engels-Stiftung, Wuppertal (Hrsg.): »... einen grossen Hebel der Geschichte«. Zum 100. Todestag von Karl Marx: Aktualität und Wirkung seines Werks. Jahrbuch des IMSF, Sonderband 1, Frankfurt/M. 1982 (380 S., br., 30,- DM)

Dieser Band zum hundertsten Todestag von Karl Marx bezieht aus der Sicht eher traditionell orientierter bundesdeutscher Marxisten Stellung zu Gegenwartsproblemen und zu Interpretation und Wirkung des Marxschen Werkes. Er enthält außerdem Beiträge des sowjetischen Professors Lopata, von Inge Taubert (DDR) und von Jacques Texier (CNRS, Paris). Zudem fragten die Herausgeber bei bundesdeutschen Theoretikern und nicht DKP-feindlichen Politikern nach der Bedeutung des Marxschen Werkes heute.

Ich befasse mich im folgenden näher mit Beiträgen aus dem Abschnitt »Marx und die Probleme der Gegenwart« und lasse den Abschnitt »Werk — Interpretation und Wirkung« auf sich beruhen. Eine defensive Haltung beherrscht die Beiträge — um so defensiver, je enger die Autoren mit der Führung der DKP verbunden sind. Das kommt besonders zum Ausdruck im Beitrag von *Heinz Jung* und *Josef Schleifstein* (»Die materialistische Geschichtsauffassung und der Charakter unserer Epoche«). Abgewehrt werden rundum Infragestellungen politisch-strategischer Grundthesen, wie sie in demjenigen Teil der kommunistischen Weltbewegung entwickelt wurden, der der KPdSU nahesteht. Immer problematischer werden dabei Aussagen wie: »Der Gegensatz der Gesellschaftssysteme ist die welthistorisch entfaltete Stufe des Gegensatzes von Lohnarbeit und Kapital, dem grundlegenden und antagonistischen Klassengegensatz der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft.« (39) Insbesondere dann, wenn die Überlegenheit des sozialistischen Gesellschaftssystems sich »auf längere Frist ... in einer höheren Arbeitsproduktivität ausdrücken« muß (29), ohne daß das heute umstrittene Konzept der Arbeitsproduktivität eingehender erläutert wird. Zwei Dinge unterschlägt eine derartige Sicht; zum einen die stete Präsenz nationaler Interessen auch in der Politik sozialistischer Länder — sie können daher auf keine Weise reiner »Ausdruck« des in Staatspolitik umgeschlagenen Klassengegensatzes sein; zum andern die Nicht-Homogenität sozialistischer Gesellschaften, die sich immer deutlicher nicht einfach als Überrest der Vergangenheit erweist, sondern als strukturelles Merkmal, das den sozialistischen Gesellschaften wie allen bisherigen Gesellschaftsformationen anhaftet. Neben geradezu »vulgärmaterialistischen Verkürzungen« Marxschen Denkens (»Zur Bestimmung der Grundlagen der einzelnen Epochen und Formationen ist dem Forscher ein objektives Kriterium an die Hand gegeben: die in hohem Maße durch die Kombination von Produktionsinstrumenten und Arbeitskraft bestimmte Produktionsweise des materiellen Lebens der Gesellschaft. Hieraus folgt bei Marx, daß die Epochen nicht daraus bestimmt sind, was produziert wird, sondern wie produziert wird« [32], womit ganz offensichtlich die »Produktionsweise« auf Technologie, nämlich die Kombination von Werkzeugen/Maschinen und Arbeitskraft, reduziert wird, wogegen noch daran festzuhalten wäre, daß die gesellschaftliche Qualität der Arbeitskraft, also ob Lohnarbeit oder selbstbestimmte Arbeit etc., miteinzugehen hat in die Bestimmung der Produktionsweise) bestehen Jung/Schleifstein darauf — als wenn z.B. die Konferenz der europäischen kommunistischen und Arbeiterparteien von Berlin 1976 nie stattgefunden hätte —, daß die unterschiedlichen Entwicklungsformen des Sozialismus in verschiedenen Ländern »nationalen und historischen Besonderheiten« entsprechen, oder dann »durch subjektives Verlassen marxistischer Grundpositionen« hervorgerufen würden (42). Ist nun die jugoslawische Selbstverwaltung eine südslawische Besonderheit oder ein »subjektives Verlassen der marxistischen Grundposition«,

oder entspricht die größere Marktzugewandtheit Ungarns dem magyarischen Nationalcharakter oder einem »subjektiven Verlassen marxistischer Grundpositionen«?

Schließlich läßt auch die Aussage zum Anwachsen der Grünen und alternativen Bewegung in der BRD bei gleichzeitiger Stagnation der DKP auch nur das geringste Körnchen an Selbstkritik dieser Partei vermissen. »Illusionen« und »Antikommunismus« (48) verblenden den »jugendlichen Protest«, der in der grünen und alternativen Bewegung aufbricht. Nicht die DKP hat etwas zu lernen — ein ganz kleiner Hinweis in diese Richtung wäre immer schon etwas —, sondern die andern müssen sich umorientieren, um vollwertige Friedenskämpfer und Umweltschützer zu werden (48). Auch auf die Gefahr hin, überrissener Polemik bezichtigt zu werden, und unter Berücksichtigung des Umstandes, daß der Autor des Beitrages »Die Aktualität der Marxschen Lehre von der Rolle der Arbeiterklasse und ihrer Partei«, *Herbert Mies*, Vorsitzender der DKP ist, muß dieser Beitrag als eher peinlich eingeschätzt werden. Mies begründet seine Ansicht, wonach »die Arbeiterklasse der Bundesrepublik in der Gestalt der DKP über eine revolutionäre marxistische Arbeiterpartei verfügt, deren Rolle im ökonomischen, politischen und ideologischen Klassenkampf von niemandem sonst wahrgenommen werden und aus dieser Rolle niemals verdrängt werden kann« (53), gerade mit einer Passage aus dem »Manifest der kommunistischen Partei«, in welcher Marx und Engels — zwei Sätze, bevor Mies zu zitieren beginnt — darauf hinweisen: »Die Kommunisten sind keine besondere Partei gegenüber den andern Arbeiterparteien« (MEW 4, 474), ohne daß Mies jedoch nur mit einem Wort diesen nach meiner Meinung durchaus nicht allgemeingültigen Satz kommentiert oder nur erwähnt. Mies vertuscht die politische Schwäche seiner Partei (60/61) und operiert mit nicht näher begründeten Versicherungen wie: »Die wirkliche Alternative zum Rosa des Sozialreformismus ist nicht grün, sondern rot.« (60)

Nicht parteitaktischen Zielen unterworfen ist der Beitrag von *Frank Deppe* (»Vergesellschaftung und Politik. Zur politischen Theorie von Karl Marx«), obwohl er der bei Jung/Schleifstein und Mies vorherrschenden defensiven Grundhaltung nur mittels eines Kunstgriffes entgeht. Deppe streift Analysen verschiedener Autoren zu seinem Thema (Poulantzas, Miliband, Cerroni, Colletti), die alle auf ein gewisses Defizit des Marxismus in der Theorie der Politik hinweisen. Der Kunstgriff in der Auseinandersetzung mit diesen Autoren besteht nun darin, daß Deppe sich damit begnügt, die in der Tat kaum haltbare These Collettis zu kritisieren, wonach Marx und Lenin der politischen Theorie Rousseaus nichts mehr beigefügt hätten. Deppe besteht demgegenüber darauf, daß Marx zweifelsohne über Rousseau hinausgegangen sei, ja die »Kritik der Politik« vollendet habe (»Mit der Ausarbeitung der materialistischen Geschichtsauffassung vollendet Marx seine Kritik der Politik« [94]). Die Widerlegung der These Collettis scheint ihm im folgenden eine detaillierte Diskussion der zugegebenermaßen nie systematisierten politiktheoretischen Ansätze bei Marx überflüssig zu machen. Heute darf mindestens daran gezweifelt werden, ob Sätze wie: »Die Rolle des Staates und der Gewalt, der Klassenkämpfe und der Ideologie ist nicht konstitutiv für den Begriff des Kapitalverhältnisses« (100) einfach mit einem Hinweis auf Engels' »Anti-Dühring« als feststehend und bewiesen behauptet werden können. Es wäre doch wohl z.B. auf die Argumentation eines Poulantzas hinsichtlich der Mystik eines politik- und staatsfreien ökonomischen Raumes einzugehen. Ich hätte gern eine fundierte Auseinandersetzung mit der viel diskutierten These von Poulantzes gelesen. Schade — eine gute Gelegenheit ist verpaßt!

Hans-Heinz Holz (»Grundsätzliches zu Naturverhältnis und ökologischer Krise«) analysiert zunächst das Verhältnis von kapitalistischer Produktion und Natur bei Marx. Er kommt zu dem Schluß — was ja nicht immer selbstverständliches Allgemeingut der Arbeiterbewegung war —, daß die kapitalistische Produktionsweise zur Zerstörung der natürlichen Grundlagen des Produktions- und Reproduktionsprozesses führt, daß aber darin die kapitalistische Produktionsweise sich selbst eine Schranke errichtet. Wie er

dann aber völlig kritiklos dazu übergeht, die Umweltpolitik der sozialistischen Länder zu loben (165), ist eher bedenklich und geeignet, seinem ökologischen Engagement einen instrumentalistischen Charakter zu unterstellen. Aber nicht nur Holz aus mehr philosophischer Sicht, sondern auch *L. Peter* (»Theoretische Probleme im Verhältnis von anti-industrialistischer Technikkritik und Marxismus«) befaßt sich mit der »grünen« Thematik. Dabei läßt er aber seine Leser schlicht allein mit der Diskrepanz zwischen seiner Vorspann-Aussage über »die katastrophalen Risiken der Kernenergie« (172) und der radikalen Abrechnung mit allem, was er als »antiindustrialistische Kritik« zu bezeichnen pflegt (von der Frankfurter Schule bis zu mehr oder weniger repräsentativen Theoretikern aus dem grün-alternativen Spektrum). Wenn Peter auch immer wieder durchaus richtig zitierend darauf verweist, daß Marx zwischen dem Gebrauchswert der Technik und ihrer Anwendung zur Abpressung von Mehrwert unterscheidet, so kann dies nicht genügen, um die Problematik der spezifischen gegenwärtigen Technologie-Entwicklung in den Griff zu bekommen. Wenn auch dazu die letzten Antworten bei Marx gefunden werden sollen, an denen es auch heute kein Iota zu verändern gibt, und wenn das »Marxismus« sein soll, dann wird ökologistische Marxismus-Kritik in dieser Hinsicht zu einer sehr notwendigen Sache. Gibt es denn auf dem Gebiet der Technologie-Entwicklung nicht Sackgassen, in welchen sich heute alle Industrieländer, ausgehend gerade von den Rahmenbedingungen des internationalen Klassenkampfes, aber nichtsdestotrotz verrannt haben? Sackgassen, aus denen es kein Vorwärts gibt, sondern nur ein Zurück (z.B. Atomtechnologie, Motorisierung)? Diesen Fragenkomplex schneidet Peter nicht einmal an.

Die Leser der Zeitschrift *Das Argument*, die die Diskussion um den Begriff des »Ideologischen« seit längerem verfolgen, dürften dem Beitrag von *Thomas Metscher* und *Robert Steigerwald* (»Zu den Kontroversen über Ideologie und Ideologietheorie«) besondere Aufmerksamkeit entgegenbringen, da darin gerade die Auseinandersetzung mit dem »Projekt Ideologie-Theorie« breiten Raum einnimmt. Dessen Grundposition, wonach im Ideologischen der Wirkungszusammenhang entfremdeter Vergesellschaftung-von-oben erfaßt wird, wird aber teilweise geradezu ins Groteske verdreht, wenn gesagt wird: »Die Zurücknahme des relativen Wahrheitsgehalts von bürgerlicher Ideologie und Ideologiekonzeption hängt nicht einfach mit dem Oben-Stehen zusammen. Die revolutionäre Bourgeoisie war nicht sofort wahrheitsfeindlich geworden (...) als sie die Macht erlang — und übrigens [jetzt kommt der alles vernichtende Schlag — ins Wasser, d. Verf.] wird die gestürzte Bourgeoisie, nun 'unten' stehend, damit nicht 'Ort der Wahrheit'. Solcher struktureller Schematismus — wie wir ihn beim 'Projekt Ideologie-Theorie' vorfinden ...« (194) Ja, wenn nach dem Sturz der Bourgeoisie, d.h. im sozialistischen Staat, lediglich die Bourgeoisie unten stünde. Metscher/Steigerwald machen es sich mit den Machtbeziehungen, gerade auch den staatlichen, in den sozialistischen Ländern entschieden zu einfach.

Befremdend wirkt im weiteren der religiös anmutende Umgang mit Zitaten wie z.B. dort, wo dem Ausdruck »wissenschaftliche Ideologie« durch Berufung auf eine Äußerung des 24jährigen(!) Lenin besonderes Gewicht verliehen wird (198). Die ganze theoretische Übung baut denn auch auf einer Vorstellung von der »Wahrheit« als einem Gebäude auf, dessen Rohbau Marx und Engels errichtet haben (auch bestimmte wichtige Zimmer haben sie schon eingerichtet). Die »Nachfolger« können dieses Gebäude nur noch weiter ausbauen (konkretisieren, modifizieren, aktualisieren — wie man so sagt; Gramsci hat danach nichts anderes getan, »als die vor ihm — vor allem bei Lenin — entwickelten Konzeptionen ... schärfer herauszuarbeiten und in einem neuen historischen Kontext zu reformulieren« [205]) oder, wenn sie weniger geniale Konkretisierer sind, noch wischen und aufräumen. Die Leninsche Figur der schrittweisen Annäherung an die objektive Wahrheit wird als sakrosankt erklärt, ohne einen Gedanken daran zu verlieren, daß sich die »Wahrheit« im historischen Prozeß eben auch verändert, indem zum

Beispiel in der Geschichte auch neue Erkenntnisobjekte produziert werden, und daß eben diese Historizität die Relativität des Erkenntnisprozesses ausmacht. Wenn schließlich in *Angelina Sörgels* Beitrag (»Regulierung und Regulierungskrise der kapitalistischen Wirtschaft im Kontext der Marxschen politischen Ökonomie«) Marx »die Widersprüche der Klassik durch Anwendung der dialektischen Methode und das Einbringen der materialistischen Geschichtsauffassung in die ökonomische Wissenschaft« (112) löst, dann feiert eine marxistisch-leninistische Sprachmystik Urstände. Da bleibt nur noch der Weg ins hermetisch abgeriegelte Sprach-Ghetto offen, denn eine solche Ausdrucksweise entzieht sich von vornherein jeder Diskussion. Thomas Heilmann (Zürich)

Mattenkloft, Gert: Der übersinnliche Leib. Beiträge zur Metaphysik des Körpers. Rowohlt Verlag, Reinbek 1982 (256 S., br., 18,- DM)

Obwohl schnell offenbar wird, in welche Zeitströmung sich das Buch einschreibt — eine geistige Formation, in der man Nietzsche und Foucault zitiert, der Geschichte des Körpers nachgeht, den Mythos wiederkehren sieht und sich nochmals von der Renaissancekunst emanzipiert —, ist nicht leicht zu sehen, wovon es selbst redet. Das liegt zum einen Teil an Mattenklotts dezentralistischer Erkenntnistheorie, die besagt, daß man sich der Wahrheit nicht durch Enthüllung, sondern durch Vervielfältigung der Hüllen nähert (15). So muß auch sein Leser Falte um Falte die reichhaltige Kartografie durchblättern, den Kontinent des Autors gleichsam wie ein Blinder erfassen, nämlich abtasten: Goethe, Nietzsche, Simmel und Kassner unter dem Stichwort »Der physiognomische Leib« (13ff.); die Geschichte des Augensinns vom rituellen »Blick auf das Götterbild« über seine Isolation und Erkaltung in der perspektivischen Malerei bis zum kontrollierenden Auge der Moderne und seiner Kompensation im »wütenden Bilderhunger des enthemmten Fernseher« (47ff.); die Geschichte des Bürgers als Leser, die »Verschriftlichung« seines Lebens, Romanentwicklung in diesem Kontext, speziell der Briefroman, aber auch die lonely hearts-Spalte (103ff.); das Reisen in den äußeren und inneren Landschaften, der Bahnhof bei Proust und der Knabenstrich im Bahnhof, seine Spezifik gegen Oma- und Kükenstrich um den Bahnhof herum, auch die Reise des Schamanen in die Unterwelt, Zarathustras in die Menschenwelt, Alices ins Wunderland und des Documenta-Ausstellers Jochen Gerz nach Wladiwostok in einem Abteil mit verhängten Fenstern (163ff.); schließlich die Mystiker, die Methoden ihrer Selbstfolterung im Detail und ihr visionärer Erfolg (211ff.); und auch sonst noch etliches. Zum anderen Teil ist die Ungreifbarkeit der Rede im Gegenstand begründet. Von ihm, dem »übersinnlichen Leib«, erfahren wir im Vorwort, wir würden uns auf ihn »unbeirrbar beziehen, selbst nachdem die Religionen uns unwiderruflich fremd geworden sind«: eben dies lasse uns noch in einer Zeit grausiger apokalyptischer Visionen »Selbstgewißheit dem Leben gegenüber« erlangen (10). Das methodologische Nachwort fügt den Vergleich dieses »Phantombilds« (ebd.) mit dem Gott der Negativen Theologie hinzu, der auch nur »modo negativ« beschrieben werden könne (236).

Vielleicht sind das die Grundrisse des »Phantombilds«: Mattenkloft scheint ein Konzept von Subjektivität propagieren, ja als vorhanden erweisen zu wollen, das in der Vielfalt der leiblichen Sinne, statt im Zentralismus der Vernunft gründet. Näher unterscheidet er das Auge als Distanzsinn von allen übrigen, die Berührungssinne sind. Einheit in der Vielfalt der Sinne gerinnt dann programmatisch zu der Formel »Kontakt auf Distanz« (80). Sie ist beispielhaft eingelöst in gewissen Kultritualen, deren Teilnehmer Materielles, z.B. ein Brot, nicht um seiner selbst, sondern um des Bildes willen essen, zu dem es geformt ist: das ist ihre Methode, »den Inbegriff des Lebens, ... das Heilige« zu »besitzen«. »Es muß ein Haben sein, das nicht mit Vernichtung bezahlt wird, denn seine Kraft behält es nur, wenn es unbeschädigt bleibt; es muß ein Inwendigsein ermöglichen, das dem Lebendigen Raum läßt. Daher muß es ein *Bild* sein.« (89) Durch seinen heiligen

Gegenstand macht das Auge sich und die beteiligten anderen Sinne übersinnlich. Es ist dabei entscheidend, daß nicht nur das Eßbare Bild geworden, sondern auch das Bild eßbar geblieben ist. So wird in jenen Ritualen der »gebannte Blick aufs Götterbild durch die Mitteilung des Körpers gelöst ..., die den Vollzug der Vereinigung bestätigt: in der Sprache des jeweiligen Organs, des Mundes, Ohrs etc.« (91). Das Bild als nicht vernichtende, sondern bewahrende Einverleibung des Fremden ist nun zugleich Formel für Kunst überhaupt, auch diejenige, die sich des Schriftbilds bedient. Man gelangt zum Bild, indem man buchstäblich oder im übertragenen Sinne »reist«, das ist die Abwesenheit seiner selbst sucht, sei es im Rausch, in der Selbstkasteiung, in der Lektüre oder im tatsächlichen Ortswechsel, und freilich auch noch die Kraft zur Rückkehr hat. Der Mystiker erringt dann endlich seine Vision, und der lesende Mensch, zumindest wenn er Mattenklott heißt, setzt »das Eingeatmete als das Gelesene« in »das ausatmende Verströmen, dem das Schreiben entsprechen könnte«, um (134f.). — Nun wird dies schöne Ineinandergreifen im bürgerlichen Zeitalter zweifach zersetzt. Erstens durch eine »Zweiteilung« des Körpers, »die den sinnlichen Körper zum Phantomleib macht und neben ihn einen kalten, harten, schmerzfreien Körper stellt, auf den man rechnen kann« (50). Näher handelt es sich um eine Hypostasierung des Augensinns, der sich, Folge seiner Isolation, in den kalten, kontrollierenden Blick verwandelt. Weil seine Bildernahrung nicht mehr von der handgreiflicheren Nahrung der anderen Sinne begleitet ist, die sich vielmehr verhärten und panzern, wuchert sie aus; das Auge wird »gefräßig«; die Technik macht sich zum Handlanger dieser schlechten Uferlosigkeit. Beim Lesen und Schreiben bildet sich Ähnliches heraus, so in Rousseaus Briefroman »Nouvelle Heloise«: »Seine Bedingung ist die Trennung der Körper und seine Folge die Übertragung der erotischen Wünsche der Körper auf das schriftliche Begehren, dem die Verhinderung immer eingeschrieben ist.« (158) Zweitens wird das Reisen, Sehen, Lesen auch dadurch problematisch, daß, nach dem Topos von Rilke, »das Außen schwindet« (208). Wohin noch reisen, woher das Fremde nehmen? Sinnbild der Lösung des Autors ist jener Documenta-Aussteller, der, indem er sich hindert, aus dem Fenster zu sehen, die Situation einer Reise ins Nichts zumindest fingiert, um dann damit aufzutrumphen, daß selbst sie sich — durch tägliche Fußabdrücke auf Schiefertafeln — dokumentieren, in ein Bild verwandeln läßt.

Nun ließe sich billig spotten, daß das geschwundene Außen leicht durch Öffnen der Vorhänge zurückgeholt werden könnte. Die Sowjetunion ist noch da. Aber im Ernst: ist nicht manches an Mattenklotts Modell anachronistisch? Wenn Rilke vom schwindenden Außen redet, scheint mir das eher seinen Tribut an die traditionelle als seinen Blick für die moderne urbane Welt zu zeigen. Es sind *bestimmte* Oberflächen geschwunden — der Dichter nennt »Haus, Brücke, Brunnen, Tor, Krug, Obstbaum, Fenster«, »Säule, Turm« —, aufs Ganze gesehen, ist die Welt aber eher überkomplex geworden, als daß sie unsere Sinne durch Schrumpfung unterforderte. Und gibt es nicht eine gewichtige Tendenz in den modernen Künsten, die gerade hierauf produktiv reagiert — nicht durch Emphase der Sinne, gar ihrer Einheit, die sie einmal hatten, sondern *durch Abstraktion*? Ich denke am Mallarmé und Webern, Mondrian und Brecht, um nur einige zu nennen, deren Präsenz in Mattenklotts Argumentation ich vermisste. Die Konfrontation Vielfalt des Leibes versus Zentralismus der Vernunft scheint mir schon im Kontext der Kunst, d.h. des »Bildes«, verfehlt — auch die Abstraktion ist nicht per se zentralistisch. Dies aber einmal vorausgesetzt, bleibt vorstellbar, daß *nicht nur das Bild, sondern auch der Begriff* einer dezentrierten Einheit in der Vielfalt als Konzept von Subjektivität erlangt werden kann.

Ich denke auch an Musil. Was mich bei der Lektüre am meisten frappiert hat, ist das Schweigen des reiselustigen Autors über die Expedition Ulrichs, des »Manns ohne Eigenschaften«, und seiner Schwester Agathe in das Reich der Mystiker (Ausg. Rowohlt

1978, 761), mit der sich doch das Schlußkapitel »Rausch und Nüchternheit« so gut hätte krönen lassen. Zumal Ulrich zu Einsichten gelangt, die den im Kapitel über den Augensinn zusammengetragenen recht ähnlich sind: daß es zwei Arten des Fühlens gebe, eine auf den Lebenskampf zugeschnittene, sich der Wirklichkeit anpassende, daher kühle, neutralisierte Gefühlsgruppe (etwa 1192, 1201) und eine, nach der wir »das Umgekehrte, das Ekstatische tun« (ebd.). Die Geschwister verfallen ja sogar wie Mattenklott auf die Metapher der Reise — unternehmen sie später auch buchstäblich —, wenn sie sich vorstellen, letzterer Gefühlszustand sei den Menschen gewöhnlich eine Art Urlaub wert, »Mystik dagegen wäre verbunden mit der Absicht auf Dauerferien« (767). Warum hat Mattenklott diese gewaltige Vorarbeit nicht aufgegriffen? Wohl, weil Musil dann doch andere, wie ich meine weniger rückwärtsgewandte, Akzente setzt. Ulrich versucht eben nicht, die Triebe seines Leibes zu restaurieren, sondern nimmt sich als »Mensch dieser Welt« ernst (761), zieht sozusagen die Abteilverhänge nicht zu, ist leidenschaftlich gern Mathematiker, *macht die Mathematik zum Kriterium* — was, wie ich denke, auch der grünen Kulturrevolution nicht erspart bleiben wird — und fordert daher nicht irgendeine mystische Vision, sondern »exakte Geschichte« (ebd.). Er glaubt, daß sich die Moral der Zukunft »in Mathematik und Mystik« zerlegen werde (770). Ferner: das »wunderbare Gefühl der Entgrenzung und Grenzenlosigkeit des Äußeren wie des Inneren« (761), das auch Mattenklott an der mystischen Vision fasziniert, wird hier nicht schlechthin als Erlebnis der Abwesenheit des Ich, seiner Reise ins generalisierte Nicht-Ich entziffert — eine Gegenständlichkeit, die auch leer sein kann, es bei Mattenklott tatsächlich wird, da ja, wie gesagt, das Außen angeblich »schwindet« —, sondern als Liebe zu einem bestimmten Menschen, zur Schwester (ebd.). Und schließlich: Das in der Liebe erlebte »mystische« Weltempfinden ist hier weniger ein Heraustreten aus dem Ich als ein *Hereinziehen der Welt ins Ich*, d.h. in die Ichs der Liebenden, die es wagen, *die Realität der Welt um ihre eigene »innere« Realität zu ergänzen* (1201), analog den malerischen Visionen seit Cézanne und van Gogh, in denen »äußere« Gegenstände nur noch in Symbiose mit bereits inhaltlich bestimmten subjektiven Aprioris erscheinen, handle es sich um Schachbrettmuster, Flammenzeichen oder anderes.

Musil gibt mir mehr als Mattenklott. Trotzdem ist »Der übersinnliche Leib« ein wichtiges Buch. Es hellt die geistige Landschaft auf und verstärkt unser Gefühl für die kulturelle Gegenwart. Zudem macht es einfach Spaß. Ich habe es mit »gefäßigen Augen« gelesen.

Michael Jäger (Berlin/West)

Duerr, Hans Peter: Der Wissenschaftler und das Irrationale. 2 Bde., Syndikat, Frankfurt/M. 1981 (1371 S., br., 68,- DM)

Der Syndikatverlag hatte mit Hans Peter Duerrs »Traumzeit« vor vier Jahren so etwas wie ein »Leitbuch« verlegt: eine mit wissenschaftlichem Apparat versehene Rehabilitierung des Nichtpositivistischen, des Nichtfunktionalistischen, des »Unbehagens an der (heutigen) Kultur«, besonders der Wissenschaft selbst. Dabei wird viel aufgedeckt: Verdrängtes, Vergessenes, geschichtslos Gewordenes. Dabei wird aber auch viel in falsche Richtungen gedrängt, weniger bei Duerr selbst, als in einer Tendenz, die nicht zufällig an das Ende von Weimar auch im Überbau gemahnt: Historische Assoziationen und Analogien zerstören die Geschichtsdiagnostik, Statisches — »die Natur«, »das Mythische« — verheißt mehr trauernde Verlustretrospektive als Zukunft, Politisches wird verdächtig selbstverständlich ins Spiel gebracht, um folgenlos abgehandelt zu werden. Wozu mag ein derartiges neues Handbuch dienen? Die Frage drängt sich unwillkürlich beim Durchblättern des Inhaltsverzeichnisses auf, das nicht hergibt, was der monumentale Singular der Titelbegriffe »Der Wissenschaftler und das Irrationale« andeutet; erfreulicherweise für viele Beiträge, das vorweg.

Der erste Band umfaßt Beiträge aus »Ethnologie und Anthropologie«, der zweite aus

»Philosophie und Psychologie«, insgesamt über 60. Vielleicht ist die Anordnung nicht so typisch gemeint, wie sie erscheinen muß: die wiederentdeckten Gewährswissenschaften für den Bereich der Erkenntnis des »Irrationalen« sind den erhellend-erklärenden rationalen Disziplinen vorgeordnet. Die vielen Beiträge sind in ihrer Qualität sehr unterschiedlich und hier auch nicht ansatzweise zu resümieren. Duerr gibt in seinem editorischen Vorwort eine Auflistung der verschiedensten nichtpositivistischen Strömungen (*dieser* Gegner ist erklärt) und fährt fort: »Eine kleine Rundreise durch ein paar Universitätsinstitute macht augenfällig, daß der platteste Positivismus (wie immer er sich selber nennen mag) die einzelnen Disziplinen ... in der Praxis *regiert*. Aber die Regierenden haben ihre *Souveränität* und ihre *Beglaubigung* verloren.« (1/10) Und durchaus sympathisch warnt der Herausgeber vor den modischen Vernunftkritikern, die den nicht minder modischen Detektiven des Irrationalen die Arbeit schwer machen. Textauswahl und Struktur allerdings sind weniger sympathisch, weil sich zuviel unvermittelt und nicht vermittelbar zusammenballt. Der Rezensent bemerkt einigermmaßen verbittert, daß es offenbar Carlos Castanedas' Problem mit der Graduierungsseriosität bedurfte, um die in den beiden Bänden angesprochenen Probleme aktuell erscheinen zu lassen (über 30 Beiträge gehen direkt oder indirekt auf ihn ein, apologetisch oder kritisch).

Im ersten Band gibt es ein häufiges Motiv: die Kritik zu der messenden, platt-nüchternen positivistischen Naturwissenschaft der westlichen Welt und die ehrfürchtig-unverständige Idolatrie der unmittelbaren Naturzugänge z.B. bei den »Indianern«, die mir fast als *Chiffre* für »die andere Gesellschaft« erscheinen (z.B. bei Ted Dreier, 1/126ff.), wo der Naturwissenschaftler ebenso überholten Klischees unterworfen wird wie die Alternative sich gläubig-irrational präsentiert und nicht zufällig in einer schlechteren Heideggerei, als möglich wäre, landet. Stan Wilks Beitrag über die Kontroverse zwischen humanistischer und wissenschaftlicher Anthropologie (1/394ff.) greift eine in den USA offenbar sehr akute Polemik auf, entfaltet aber das Problem kaum und kommt zu einer Konklusion, deren Diktion und Form mir repräsentativ für viele Aussagen erscheint: »Unter dem Blickwinkel einer humanistischen Anthropologie besteht der Kern des Schamanismus nicht in der Magie, sondern in der Ausbildung einer angemessenen Einstellung gegenüber der menschlichen Erfahrung. Die affektiven Zusammenhänge, welche die Magie an die Wissenschaft knüpfen [Wortwahl! d. Verf.], finden ihre Parallele in den komplementären affektiven Zusammenhängen, die eine Verbindung herstellen zwischen primitiven Weltanschauungen und dem humanistischen Prinzip des Kulturrelativismus. Könnte es nicht sein, daß Humanität im Grunde die innere Wahl unserer Seele ist?« (405)

Richard de Mille's »Lottergerede über Castaneda« (1/386ff.) gibt einen beißenden Einblick in die innerdisziplinäre Verunsicherung — ohne Perspektive für den Leser allerdings. Von den übrigen Beiträgen sei einer besonders hervorgehoben: Justin Stagl über »Die Beschreibung des Fremden in der Wissenschaft« (1/273ff.). Eine scharfe, oft ungerechte Duerrkritik, die aber nur als Folie für eine in unüblichen Termini vorgebrachte Abhandlung über den anthropologisch-ethnologischen Imperialismus dient. Dieser wird ob seiner Wirkung ex post exkulpiert, selbst der Versuch einer sich »transkulturell« und parteilich verstehenden Ethnographie ist »nur ein Teilaspekt des epochalen Vorgangs der Emanzipation der Wissenschaft überhaupt von der Westlichen Kultur« (1/288). Die Kategorie der »Beschreibung« wird in dem Beitrag praxeologisch so abgehandelt, daß sie einem Verwertungsrelativismus Stütze sein kann, bei dem Interessen wenig bedeuten, die menschliche Fähigkeit zu Gut und Böse aber viel gilt (1/290). Wenn der Beitrag nicht unverkennbar zynisch sein soll, dann zeigt er der subjektiven Trendwende die Richtung; gleichzeitig kritisiert er zutreffend die Folgen einer die Notwendigkeit der Beschreibung verdrängenden oder verleugnenden narrativen o.ä. Wissenschaft. Für diesen wie andere der wichtigeren Beiträge wäre Blochs Kategorie der »Ungleichzeit-

tigkeit« in ihrer praktischen Entfaltung auch eine wichtige wissenschaftsstrukturierende Hilfe.

Der zweite Band erscheint dem Rezensenten doch wichtiger: Die Auseinandersetzung ist schärfer, Positionen sind deutlicher und zugleich auch in der Verteidigung des Irrationalen »rationaler«. Zur Einstimmung sei dem Leser die »Aufforderung zum Grenzverkehr« von Grabner/Reiter (2/196ff.) empfohlen, denen die Kritik am naturwissenschaftlichen Gehabe nicht nur prinzipiell (= hier meist ideologiekritisch) gelingt, sondern die es auch am physikalischen Fallbeispiel (A2-Meson) listig darlegen, um einen undogmatischen, aber nicht skeptizistischen Standpunkt nahezubringen. Ansonsten: wieder Castaneda, aber viel mehr Feyerabend. Der Ruch des Abtrünnigen macht ihn »interessant«, wobei die problematische Darlegung von Noica (2/60ff.) als Laudatio für Feyerabend ihn doch plausibel als dem Rationalismus nicht entwachsen beweist (problematisch ist der Essay aus einem anderen Grund: die Notwendigkeit, über die Biographie des Schreibers mehr zu erfahren als die Lebensdaten im Anhang wird bei einer Existenz quer durch »alle Lager« unabweisbar, weil sonst die klügsten Sätze schwer zu dechiffrieren sind und der Bezug zum »rumänischen Viereck« Mircea, Ionesco, Tzara, Cioran und dieses Vierecks zu Feyerabend zu beliebig wird). Feyerabend selbst kommt in seinem Beitrag »Irrationalität oder: Wer hat Angst vorm schwarzen Mann?« (2/37ff.) ziemlich souverän zur historischen Analogie der Schuldzuweisungen: was früher Gottlosigkeit, das bedeutet heute Irrationalität; er plädiert für die bessere der beiden Lebensweisen, die nicht rationalistisch festgelegte, »totale«, im Einklang mit der Natur stehende gegenüber der »abstrakten« (2/52ff.). In seiner Abhandlung entfernt er sich gegen die schon im ersten Band bemängelte und auch im zweiten anzutreffende Idolatrie des Irrationalen schon fast materialistisch — nur, wie der Mensch zur besseren Lebensform kommen soll außer durch Überzeugung, diese Frage bleibt dunkel, ihre Antwort kaum formulierbar. Trockener kommt Hübner über eine systematische Ableitung über Irrationalität von Mythen und Göttern zu einem ähnlichen Ergebnis, sinnvoll für den genauen Sprachgebrauch (Formalismus der Rationalität versus Inhaltlichkeit des Rationalismus), aber auch hier: cui bono?

Alles in allem: der zweite Band ist für die Disziplinenkritik und das allfällige Bedürfnis, im Diskurs des Irrationalen à jour zu sein, durchgängig lesbar, die Beiträge von Holl, Parin, Agassi aus dem ersten Band wären hier besser am Platz ... die Fülle macht auch ein wenig unsicher, ob die Rezension nicht dem Verdikt der geballten Tendenzwende verfallen muß. Aber als Handbuch ist Duerrs Edition brauchbar. Die Kurzfassung der Rezension habe ich bei einem sehr viel älteren Autor schon gelesen, der die Anfänge des Disputs in Wien miterlebt hat: »Der konsequente Rationalismus ist nur etwas für mittlere Köpfe, er steht freilich viel höher als die kritiklose Dummheit, aber es gibt eine Höhe der Intelligenz, auf der er nicht mehr bestehen kann. Wenn die Vernunft einen gewissen mittleren Breitegrad überschritten hat, so erkennt sie ihre eigene Sinnlosigkeit; sie erkennt die Undeutbarkeit und Unberechenbarkeit des Daseins, und hier ist der Punkt, wo sie wieder zur Mystik zurückkehrt.« (Egon Friedell 1908)

Michael Daxner (Osnabrück)

Breger, Herbert: Die Natur als arbeitende Maschine. Zur Entstehung des Energiebegriffs in der Physik 1840 — 1850. Campus Verlag, Frankfurt/New York 1982 (251 S., br., 46,- DM)

Seit der Formulierung des Energieerhaltungssatzes (EES) ist seine »Vorgeschichte« unterschiedlich interpretiert worden. Der Grund hierfür liegt in beiden Aspekten des EES: Im Rahmen der Wärmetheorie markiert er die Ablösung der Wärmestofftheorie und die Begründung der Thermodynamik; seine weiterreichende Bedeutung liegt aber darin, daß Wissenschaftsgebiete, die zuvor getrennt voneinander betrieben worden wa-

ren, in Zusammenhang gebracht und unter einem einheitlichen Gesichtspunkt betrachtet werden konnten. Denn der EES besagt, daß qualitativ verschiedene Phänomene (Bewegung, Wärme, Elektrizität etc.) an ihrer Fähigkeit, mechanische Arbeit zu leisten, gemessen werden können, und daß bei allen auftretenden Veränderungen die Menge mechanischer Arbeit — nun Energie genannt — konstant bleibt. Der EES kann mithin sowohl als Ergebnis fachspezifischer Forschung in der Mechanik (Hilbert) als auch im Rahmen allgemeiner, naturphilosophischer Konzeptionen interpretiert werden (Kuhn; Elkana).

In seiner vorliegenden Untersuchung will der Verfasser zeigen, daß der EES keine entdeckte »Tatsache« darstellt, sondern eine Sichtweise der Natur als einer arbeitenden Maschine. Im ersten Teil seiner Arbeit erörtert Breger die Frage, ob und weshalb die Formulierung des EES als eine »wissenschaftliche Revolution« (Kuhn) gelten kann, im zweiten Teil werden die Bestandteile des Energieprinzips definiert und erörtert. Aufgrund hieraus abgeleiteter Kriterien wird im dritten Teil bestimmt, wer als Entdecker des Prinzips gelten kann, und der Verfasser begründet seine obengenannte These anhand der Arbeiten der Entdecker.

Breger stimmt Kuhn darin zu, daß mit der Errechnung des mechanischen Wärmeäquivalents die Wärmerstofftheorie aufgegeben werden mußte; er macht jedoch darauf aufmerksam, daß dies nur geschehen ist, weil vorausgesetzt wurde, daß jede Temperaturdifferenz sich in einem Betrag von mechanischer Arbeit ausdrücken müsse (47f., 56, 61). Dieser Hinweis ist besonders wichtig, weil der Verfasser auch zeigen kann, daß die am nächsten liegende Erklärung, der EES sei auf das Studium der Dampfmaschine zurückzuführen, verkürzt ist: Die Funktion der Dampfmaschine läßt sich natürlich aufgrund des EES erklären, aber die damaligen experimentellen Daten allein konnten auch zur Widerlegung des EES angeführt werden (138-144, 176).

Ebenso überzeugend ist die Kritik einer weiteren verbreiteten Erklärung, wonach der EES vom »romantischen Kraftbegriff« direkt abhängig sei. Breger zeigt, daß die »Naturphilosophen« (vor allem Schelling) sich vornehmlich für die qualitativen Aspekte und für die »geheimnisvollen« Erscheinungen (Elektrizität, Magnetismus) interessiert haben; schließlich haben sie Naturerscheinungen nach dem Modell des Organismus interpretiert. Als Bestandteil einer quantifizierenden mechanistischen Naturauffassung, die auch den Organismus als Maschine interpretiert, und die von ihm geleistete Arbeit mißt, sei der EES daher dem romantischen Kraftbegriff geradezu entgegengesetzt (96-128, 227f.).

Dieser Gegensatz ist tatsächlich historisch wirksam gewesen. Mayer und Helmholtz — die beiden unbestrittenen Vertreter des EES (Bregers Versuch, gegen Elkana auch Joule zum Entdecker zu erklären, scheint mir nicht ganz überzeugend) — waren von Beruf Mediziner und dem Programm einer mechanischen Physiologie verpflichtet. Dieses Programm wendete sich gegen den in der damaligen Physiologie gebräuchlichen Begriff der »Lebenskraft«, der die Besonderheit des Lebens der unbelebten Natur gegenüber sicherte (132f., 155-158, 165-190, 211-226).

Im Unterschied zu den mechanischen Modellen des 17. und 18. Jahrhunderts wurde im 19. nicht die Uhr als Modell verwendet, sondern eine Maschine, deren Zweck die Ersetzung von Tier- und Menschenkraft ist (ihre Leistung wird in »Pferdekraften« gemessen) und deren Verwendung ihrerseits voraussetzte, daß die Werkzeugmaschine die Formung des Gegenstandes von der dazu nötigen Kraft bereits getrennt hatte. Mit zahlreichen Belegen kann Breger dokumentieren, daß die in Frage kommenden Forscher sich vornehmlich für die in der Natur vorhandene und zu messende »Arbeitskraft« interessierten.

Dieses Resultat verpflichtet m.E. weder dazu, der überspitzten Schlußfolgerung, der EES sei »der Natur von der Gesellschaft aufgeprägt worden« (228 u.ö.), zuzustimmen, noch den methodologischen Ausführungen Bregers, die trotz aller Kritik an Sohn-Rethel

doch von ihm inspiriert zu sein scheinen. (Übrigens sind einige Hinweise auf die damalige politische Ökonomie, nach welcher nicht bloß der Arbeiter, sondern auch die Maschine Arbeit leistet, Hinweise, die diese These noch besser hätten stützen können, nicht weiter entwickelt worden.) Gerade die Ergebnisse der Untersuchung eröffnen eine andere mögliche Perspektive: Wenn die Negation der unerklärlichen und unquantifizierbaren Lebenskraft den EES bereits impliziert, und wenn die Physiologie diejenige Wissenschaft war, in der die Funktion mechanischer Modelle sich aus einer spezifischen Fragestellung ergab, dann ließe sich die Formulierung des EES nach Bregers These erklären, ohne auf aprioristische Projektionen gesellschaftlicher Vorstellungen auf die Natur zurückgreifen zu müssen.

Die übersichtlich gegliederte und gut lesbare Arbeit vermittelt einen guten Eindruck von den Leistungen und von den noch offenen methodischen Problemen dieser Art sozialwissenschaftlich orientierter Wissenschaftshistoriographie.

Gideon Freudenthal (Tel Aviv)

Miller, Joan M.: French Structuralism. A Multidisciplinary Bibliography. With a Checklist of Sources for Louis Althusser, Roland Barthes, Jacques Derrida, Michel Foucault, Lucien Goldmann, Jacques Lacan and an Update of Works on Claude Lévi-Strauss. Garland Publishing, Inc., New York & London 1981 (553 S., Ln., \$55)

Die Bibliographie versteht sich als Erweiterung und Ergänzung der 1971 von J.V. Harari veröffentlichten »Selected Bibliography of French Contemporary Thought (1960-1970)«. Neben einem Überblick über Arbeiten mit einführendem Charakter bietet sie Verzeichnisse der Primär- und Sekundärliteratur zu den im Titel genannten Autoren, wobei sich die systematische Auflistung bei Lévi-Strauss auf die Ergänzung der 1977 von François und Claire Lapointe publizierten Titelsammlung beschränkt. Über die übliche Registratur einschlägiger Titel hinaus möchte die Bibliographie eine thematisch zentrierte Übersicht geben. Abschließend werden Monographien aus dem Umkreis des Strukturalismus nach inhaltlichen Gesichtspunkten geordnet aufgeführt: neben den Sparten »Sozialwissenschaften« oder »Psychoanalyse/Psychologie« finden sich auch Sammelbereiche wie »Musikwissenschaften« oder »Kinematographie«.

In den personalbibliographischen Kapiteln des Buches wird die chronologisch geordnete Aufzählung der Primärtexte jeweils um eine alphabetisch geordnete Liste der Sekundärliteratur ergänzt (Bücher, Aufsätze, Besprechungen). Einige dieser Titel sind, wie es heißt ihrer hervorragenden Bedeutung wegen, kommentiert. Bei mehr als 5600 Angaben muß ein solches Verfahren willkürlich bleiben, zumal die Anmerkungen in der Regel wenig informativ ausgefallen sind.

Der Berichtszeitraum reicht bis 1979, ausnahmsweise auch bis 1980. Er beginnt in den sechziger Jahren, als der französische Strukturalismus namentlich durch die Arbeiten von Lévi-Strauss populär zu werden begann und von der Sprachwissenschaft aus in großem Maßstab auf andere Disziplinen übergriff. Die Arbeit erfaßt 16 Sprachgebiete, konzentriert sich jedoch vor allem auf Material aus dem anglo-amerikanischen Raum. Die bei einem Thema mit einer derartigen Fülle von Veröffentlichungen erwartbaren, letztlich in ihrer Vielzahl aber doch erstaunlichen Lücken und Flüchtigkeiten der Recherche betreffen vor allem die deutschsprachige Literatur. Meine stichprobenhafte Prüfung ergab, daß zumindest folgende Arbeiten nicht aufgeführt werden: die Strukturalismuskritik von L. Sève in »Probleme des Friedens und des Sozialismus«, Heft 5 und 6, 1971 (ebenso in »Marxismus Digest«, Bd.9, 1972) sowie in »Marxismus und Theorie der Persönlichkeit«. Hier wie etwa im Fall der Arbeiten von P. Anderson über den »Westlichen Marxismus« oder von E.P. Thompson, »Das Elend der Theorie«, zeigt sich die Schwierigkeit jeder bibliographischen Aufarbeitung, versteckte, d.h. im jeweiligen Titel nicht angekündigte Auseinandersetzungen zu erfassen. Weiterhin fehlen: der Beitrag von G.

Deleuze zur Philosophiegeschichte von Châtelet (in Bd.VII); die Diskussion in Lendemains 13 (u.a. mit dem hyperbolischen Verriß von *M. Nerlich*); alle Aufsätze der Zeitschrift *alternative* mit Ausnahme der Hefte 65 und 66; die Dissertationen von *A. Dumas* (1972), *B. Schintholzer* (1973), *F. Stentzler* (1975/1979), *B. Grimm* (1978), *J.G. José* (1975) sowie *G. Feige* (1978); die Arbeiten von *J.P. Arnason* (1976) und von *H. Schwengel* (1978); die Auseinandersetzung von *P. Bürger* mit Althusser und Goldmann (erstmalig 1978) in »Vermittlung-Rezeption-Funktion«, 1979. Offensichtlich ungenutzt blieb auch die bibliographische Vorarbeit von *P. Schöttler* im Anhang zu Althusser's Aufsatzsammlung »Ideologie und ideologische Staatsapparate« (1977).

Diese Aufzählung der Desiderate soll nicht vergessen lassen, daß die Bibliographie auf ihrem Gebiet teilweise Pionierarbeit geleistet hat — die bisher vorliegenden Personalbibliographien werden erwähnt (vgl. XII) — und trotz ihrer Mängel wichtige Informationen bereitstellt. Nicht zuletzt die beiden umfangreichen Register sollten helfen, manchen bislang übersehenen Beitrag zu erschließen.

Ralf Konersmann (Münster)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Chomsky, Noam: Sprache und Verantwortung. Ullstein Verlag, Frankfurt/Berlin/Wien 1981 (222 S., br., 19,80 DM)

Chomsky, Noam: Regeln und Repräsentationen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1981 (301 S., br., 14,- DM)

Als vor etwa 30 Jahren der amerikanische Linguist Avram Noam Chomsky begann, sich über die Erklärungskraft und -struktur grammatischer Sprachforschung Gedanken zu machen, war noch nicht abzusehen, in welchem Maße davon unser Verständnis des menschlichen Geistes und der Humanwissenschaften betroffen werden sollte. Die linguistische Forschung, bevorzugt auf die syntaktische Struktur der wohlgeformten Sätze einer Sprache bezogen, erschien als spezialisierte Arbeit am Rand des humanwissenschaftlich Interessanten.

30 Jahre Forschung, eine unermüdliche Vortrags- und Veröffentlichungsarbeit und eine bewundernswerte Konsequenz in der Entwicklung des generativen Spracherklärungskonzepts haben dieses Bild gründlich verändert: heute erscheint die Generative Grammatik als das entwickeltste Modell einer Wissenschaft, die den menschlichen »Geist« und seine Erzeugnisse auf »natur«-wissenschaftliche Weise untersuchen will, gemäß einem »Galileischen Stil«, demzufolge abstrakte mathematische Modelle der (sprachlichen) Wirklichkeit einen »höheren Realitätsgrad« besitzen sollen als die alltägliche Welt der (sprachlichen) Erscheinungen.

Während der alltägliche Sprachgebrauch als ein recht diffuses Ereignisfeld erscheint, gewissermaßen als ein »Epiphänomen« an den ungesicherten Rändern grammatischer Strukturiertheit, gilt die »grammatische Kompetenz« als eine modulare Struktur des menschlichen Geistes, die mittels einer generativen Grammatik mathematisch repräsentiert werden kann: Die Grammatik einer Sprache, verstanden als ein mathematisiertes Regelsystem, das alle Sätze einer Sprache mitsamt ihren (phonologischen, semantischen und syntaktischen) Strukturen zu generieren (»erzeugen«) vermag, gilt als Repräsentationsform einer Kenntnis, einer Kompetenz, einer mentalen Struktur, die in den Untersuchungsbereich naturwissenschaftlicher Forschung fällt. Sie kann »berechnet« werden, weil sie als grammatisches »Berechnungssystem« konzipiert werden kann. Chomsky wird nicht müde, dafür linguistische Argumente, empirische Evidenzen, Plausibilitätsüberlegungen, sprach- und grammatikphilosophische Reflexionen zu liefern.

Dabei wird auch »Platons Problem« — wie können wir das wissen, was wir tatsächlich wissen? — in seit Jahren bekannter Weise beantwortet: die Kenntnis einer einzel-

sprachlichen Grammatik basiert auf einem universellen Genotyp, der durch die linguistische Theorie (Universalgrammatik) abgebildet wird. Die altehrwürdige philosophische Konzeption der »angeborenen Ideen« erfährt eine empirische Fundierung. Sie wird reformuliert als »galileische« Annahme eines genetischen Codes, der die Konstruktion von Grammatiken angesichts sprachlicher Erfahrungsdaten ermöglicht.

»Regeln und Repräsentationen« faßt Vorlesungen zusammen, die Chomsky zwischen 1976 und 1978 gehalten hat; »Sprache und Verantwortung« veröffentlicht Gespräche, die Chomsky 1976 mit Mitsou Ronat geführt hat, wobei besonders die Entwicklungsgeschichte der Generativen Grammatik von den »Syntactic Structures« bis hin zur »REST« (Revidierte Erweiterte Standardtheorie) vergegenwärtigt wird. (Es handelt sich dabei um die sogenannte »Spurentheorie«, derzufolge auf einer Übergangsebene zwischen Tiefen- und Oberflächenstruktur »phonetisch leere Kategorien« (Spuren, traces) angenommen werden müssen, um die semantische Interpretation eines Satzes zu steuern und zu regeln.)

Beide Veröffentlichungen dokumentieren anschaulich die große Herausforderung, die Chomskys Arbeit für jede Form von Humanwissenschaft darstellt: die sprachliche Realität wird durch die Hyperrealität des Codes und der mathematisierten Simulation aufgesogen. Die generative Grammatik tritt als operationales Simulations- und Berechnungssystem auf, das unser Sprachvermögen beherrscht und durch den genetischen Code fundamentalisiert wird. Immer wieder versucht uns der Linguist Chomsky davon zu überzeugen, daß wir nicht mehr im Zeitalter sprachlicher Imitation (Abbildung, Widerspiegelung) leben, auch nicht mehr im Zeitalter sprachlicher Produktion (Arbeit, Energie), sondern ganz und gar in einer Phase operationaler Simulation. Es sind nur noch Modelle, die uns »generieren«.

Auch ideologische, politische und gesellschaftliche Fragestellungen haben in dieser Simulationswirklichkeit keinen Ort mehr. Sie sind aus der Forschung verschwunden und beschäftigen Chomsky nur noch als »Privatmann«. Über seine politische Haltung, die mit seiner wissenschaftlichen Arbeit nichts mehr zu tun hat, informiert der »Verantwortungs«-Teil im Gespräch mit Madame Ronat. Das »und« zwischen »Sprache« und »Verantwortung« erscheint nur als verlegerische Konjunktion, aus Verlegenheit.

Manfred Geier (Hannover)

Baudrillard, Jean: Der symbolische Tausch und der Tod. Matthes & Seitz Verlag, München 1982 (430 S., br., 56,- DM)

Mit diesem Buch, 1976 in Paris erschienen, hat Jean Baudrillard, Professor für Soziologie an der Universität Paris-Nanterre, so etwas wie eine umfassende Zustandsdiagnose der modernen Gesellschaften vorgelegt. Es ist zugleich eine Art Resümee semiologischer Denksysteme, das sich auf die Funktion, Geschichte und Struktur der Zeichensysteme konzentriert, um an ihnen die Ordnungen abzulesen, in denen wir heute zu funktionieren gelernt haben: das Spektrum reicht von der »Politischen Ökonomie« (I) über die »Mode« (III) und den »Körper« (IV) bis hin zum »Tod« (V) und, schließlich, zur »Poesie« (VI).

Ich möchte hier nur kurz auf die sprach- und literaturwissenschaftlich orientierten Kapitel hinweisen, die m.E. allerdings für das Denken von Baudrillard besonders kennzeichnend sind, vielleicht sogar orientierend. Denn seine zentrale These, daß wir heute nicht mehr vom »Realitätsprinzip«, sei es nun politisch, ökonomisch, psychologisch oder psychoanalytisch konzipiert, beherrscht werden, sondern von einem »Simulationsprinzip«, das alles, auch »das Reale«, aus seinen eigenen Codes generiert und modelliert, diese Auflösung einer determinierten Wirklichkeit und ihrer objektivistischen Wissenschaft zugunsten einer kybernetischen Operationalität, die Realität, Erfahrung, Denken und Wissenschaft nur noch als Simulationsereignisse organisiert, erscheint mir we-

sentlich durch das strukturelle Denken beeinflusst zu sein, das in der Semiotik besonders entwickelt ist.

Baudrillard radikalisiert den Bruch, der durch die arbiträre Trennung von Signifikant (Ausdruck), Signifikat (Bedeutung) und Referenz (Wirklichkeit) linguistisch eingeführt worden ist. Kapitel II (»Die Ordnung der Simulakren«) zieht daraus die letzte Konsequenz: Während im klassischen Zeitalter — von der Renaissance bis zur Revolution — das Zeichen als Imitation funktionieren sollte (Nachahmung der Natur, Referenz der Wirklichkeit), ist es im industriellen Zeitalter dem Schema der Produktion unterworfen worden: es funktioniert nach den Regeln einer Technik, die unbegrenzte Serien von Objekten/Zeichen herstellen ließ. Auch diese Etappe haben wir heute hinter uns. Gegenwärtig werden wir von den operationalen Simulakren beherrscht, die durch einen Code erzeugt werden, für den es keine »referentiellen« Rücksichten mehr zu geben scheint. Die Referentiale (Politik, Sexualität, Ökonomie, selbst das Unbewußte) haben sich aufgelöst, sind verschwunden oder werden, sofern es für das System zweckmäßig ist, als »Hyperrealität« simuliert. Die Realität selbst ist heute hyperrealistisch; ein »Spiel« der Realität.

»Wir sind ganz und gar in einer coolen Phase des Zeichens.« (42) Gegenüber den »heißen« Prozessen der Semiose, angeheizt durch Referenz, signifikative, bedeutsame Sättigung, gemeinte Botschaft und kommunikative Information, hat die »Coolness« gesiegt: digitale Muster im Ja-Nein-Raum, generative Ableitungen jedes möglichen Satzes, das Medium als Botschaft, kybernetische Operationalität, genetischer Code, DNS-Struktur, aleatorische Maschinen.

Dagegen kann man, Baudrillard zufolge, nicht mehr mit den Mitteln der Aufklärung, der Bewußtmachung, der Dialektik, der politischen Ökonomie (Streik, Revolution) kämpfen. Die einzig mögliche Gegenstrategie ist »katastrophisch«: »Man muß die Dinge bis zum Äußersten treiben, bis zu jenem Punkt, an dem sie sich von selbst ins Gegenteil verkehren und in sich zusammenstürzen.« (12f.) — Auch für diesen Zusammensturz, gewissermaßen die Annullierung von operationalen Wertsystemen und simulativen Gesetzen auf der Höhe ihrer Entfaltung, gibt es wieder im Bereich der Sprache ein Modell (Kap. VI). Ironischerweise stammt es von dem gleichen Theoretiker, der auch das strukturelle Wertgesetz der Sprache entdeckt und begründet hat: Ferdinand de Saussure. Es sind seine »Anagramme«, die anagrammatische Struktur der poetischen Sprache, deren Reversibilität und Dissemination die produktive Simulation der modernen Zeichensysteme unterläuft und »ex-terminiert«: der Wert des Zeichens/Terms wird aufgehoben in der anagrammatischen Drehung des Wortes um sich selbst durch eine poetisch-symbolische Aktion, »die der strukturalen Gewalt des Codes gleichgestellt ist und über sie triumphiert.« (13)

Aber wahrscheinlich ist das nur eine jener pataphysischen »Phantasielösungen«, auf die der coole Baudrillard noch seine »heiße« Hoffnung setzt: »Gegen ein hyperrealistisches System ist die einzig denkbare Strategie gewissermaßen pataphysisch: die Strategie einer 'Wissenschaft imaginärer Lösungen'.« (13) Aber was heißt hier »pataphysisch«? Baudrillard verschweigt die Quelle, die er zitiert. Manfred Geier (Hannover)

Scheerer, Thomas M.: Phantasielösungen. Kleines Lehrbuch der Pataphysik. CMZ-Verlag, Rheinbach-Merzbach 1982 (133 S., br., 15,- DM)

Gegen ein Denken und eine Wirklichkeit, die sich zunehmend als Simulationsprogramm durchzusetzen versuchen, scheint nur noch eine phantastische Lösung möglich zu sein: ein spielerisches Denken und Handeln, das der simulativen Gewalt gleichgestellt ist und über sie zu triumphieren vermag, weil es mit den angebotenen Programmen und Codes selbst noch spielerisch umzugehen vermag. Denk- und wünschbar ist eine theoretische Praxis der »Phantasielösung«, die gegen die theoretischen und praktischen Simu-

lakra der modernen Gesellschaften nicht mehr mit den traditionellen Konzepten von »Realität« und »Wahrheit« opponiert, sondern im Stil einer »fröhlichen Wissenschaft«, die umdreht, verstellt, spiegelt, den Ernst des Sinns aufhebt und sich über den Sinn des Ernstes amüsiert; die selbst die operationalen Modelle der Wissenschaften zu bejahren vermag, wenn sie, aus welchem Grund auch immer, an diesem Spiel Vergnügen findet. Ihr einziges Gesetz wäre das der Souveränität, jenseits von Wahrheit und Falschheit, Gut und Böse, Wirklichkeit und Traum, Ernst und Humor.

Die Pataphysik, von Alfred Jarry gegen Ende des 19. Jahrhunderts erfunden, von König Ubu und Dr. Faustroll praktiziert, endlich von Thomas M. Scheerer für deutschsprachige Leser zubereitet, versucht den Mangel zu supplementieren, der uns angesichts der herrschenden Simulationssysteme zunehmend ohnmächtig zu machen droht. »Wie der Zauberlehrling sind wir Opfer unserer Erkenntnis — vor allem unseres wissenschaftlichen und technischen Wissens. In der Pataphysik liegt die einzige Verteidigung gegen uns selbst.« (30) Mit den »Phantasielösungen«, deren Wissenschaft die Pataphysik ist, hat der CMZ-Verlag sein »Kleines Lehrbuch der Pataphysik« vorgelegt — handlich, informativ, orientierend, illustriert, anstiftend, preiswert, bibliophil.

Nach einem orientierenden Teil, in dem Thomas M. Scheerer auch der Schwierigkeit des »Über Pataphysik sprechen« nicht aus dem Weg gegangen ist, kommt zunächst Alfred Jarry selbst zu Wort: Texte von Dr. Faustroll (Pataphysiker), König Ubu und ihrem Schöpfer dokumentieren etwas von jenem Jarry-Mythos, dem sich (in Frankreich) ein ganzes »Collegium Pataphysicum« verschrieben hat, mit keinen geringeren Mitgliedern als etwa: Boris Vian, Raymond Queneau, Antonin Artaud, Marcel Duchamp, Henri Bouché, Eugène Ionesco, Julien Torma, Max Ernst, Louis Sandomir etc. ad libitum: »Es gibt einen Jarry-Mythos. Letzteren haben wir — sehr mystisch — ausgewählt und wir pflegen ihn — sehr mystisch — mit allen Feinheiten der historischen Kritik und der Objektivität — letztere weitere Mythen, die wir spielen — oder mit Abschweifungen und aufrechterhaltenen Illogismen — schon wieder Mythen, die für ebenso wissenschaftlich gehalten werden, wie die vorhergehenden. Wir besonnen ihn mit allen Feuerwerken« (70)

»Spezialitäten« zur Ubuquität der Spirale, mit der an die gewaltige spiralische Windung von Ubus Wanst erinnert wird, zu den Anagrammen Ferdinand de Saussures, den Möglichkeiten potentieller Literatur und einem »möglichen Goethe« führen dann praktisch vor, wohin man gerät, wenn man die »wahre Welt« als Fabel versteht, die Simulation simuliert, die Wissenschaft spielt und sich pataphysisch »an die Arbeit« macht.

Und wie die Praxis imaginärer Lösungen ohne pataphysische Theorie blind wäre, so wäre das Lehrbuch der Pataphysik leer, wenn es am Ende nicht zu eigenen pataphysischen Lösungen aufrufen würde. Unterstützung dazu findet der Leser dabei nicht nur im historisch-verallgemeinernden Trost (»Alle haben einmal angefangen«), sondern auch organisatorisch: besondere Hilfe bietet DIPS an, das Deutsche Institut für Pataphysische Studien. Es wird auf Seite 112 der »Phantasielösungen« ins Leben gerufen, als Phantasielösung: »§ 4: Das Deutsche Institut für Pataphysische Studien (DIPS) existiert mit oder ohne Hierarchie, Mitglieder und Tätigkeit. Es kann alles dies schaffen, aufnehmen, entwickeln oder lassen.« — Ich wünsche ihm für seine Entwicklung alles Gute und übermittle hiermit meine solidarischen Grüße. Manfred Geier (Hannover)

Bohrer, Karl Heinz: Plötzlichkeit. Zum Augenblick ästhetischen Scheins. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1981 (261 S., br., 10,- DM)

Bohrer will nicht wenig mit seinen Essays: er will eine neue ästhetische Theorie durchsetzen. Intendiert ist freilich keine systematische Grundlegung, sondern der Versuch, Kernbegriffe einer neuen Ästhetik zu setzen, sie theoriegeschichtlich zu legitimieren, ihre Tauglichkeit in der Literaturkritik auszuweisen und ihr Symbolfiguren zu gewinnen. So

überschneiden sich die Essays zwar vielfach, tragen die Spuren der zufälligen Anlässe, für die sie konzipiert waren, sind aber in ihrer Anordnung nicht zufällig: da wird versucht, einer Theorie an den wichtigsten Orten, wo sie praktisch wird, Platz zu schaffen.

Zunächst geht es um die Frage, was das spezifisch Ästhetische denn sei. Bohrer bestimmt das Ästhetische als das Plötzliche. »Plötzlichkeit« und »Augenblick« sind Schlüsselwörter seiner Konzeption. Kunst ist dort — und nur dort —, wo das Neue, Unklärliche, sich jeder Gesetzmäßigkeit und Wahrscheinlichkeitsannahme Entziehende passiert; Kunst ist Schrecken. Der Augenblick fügt sich der Geschichte nicht, erkennt ihre Zwecke nicht an, zuallerletzt alle Teleologie und Fortschrittsgläubigkeit; er fügt sich der Vernunft nicht und blamiert deren Modi, er erhebt sich über die Moral und die kulturelle Norm. Kunst, die sich so ereignet, kann nicht gemessen werden an dem, was schon vorliegt. — Die Kunst, auf die sich Bohrer beruft, ist der frühe Surrealismus, die Aktions- und Happening-Kunst. Er greift freilich auch zurück bis Kleist, selbst bis zum Don Quichotte, dem Verlachten, der hier Kronzeuge und Leitfigur wird. Mehr interessiert sich Bohrer freilich für die theoriegeschichtliche Legitimation seines Konzepts. Er entdeckt Elemente der Ästhetik des Augenblicks in der Frühromantik, bei Kierkegaard, vor allem bei Nietzsche, den er den »größten deutschen Ästhetiker« nennt, in der Phänomenologie Husserls, aber auch bei Adorno und Benjamin. Zu den letzteren sind freilich die Differenzen größer als die Gemeinsamkeiten. Adorno verfällt Bohrers Verdikt, weil er nicht davon lassen wollte, Kunst und Wahrheit zusammenzudenken, Benjamins Überlegungen zum ästhetischen Augenblick will Bohrer nicht folgen, da sie in der utopischen Perspektive einer revolutionären Zukunft gerichtet sind.

Kunst wie Kunsttheorie müssen sich jeden utopischen wie emanzipatorischen Impuls verbieten, wollen sie von Bohrer nicht ideologisch genannt werden. Ideologie aber verhindert Kunst, die sich nur im offenen Bewußtsein ereignet: »Der moderne Schriftsteller — sofern er nicht weltanschaulich abgeschirmt, das heißt, ideologisch besetzt ist — hat überkommene Verständnismuster der Wirklichkeit jeweils schon hinter sich gelassen. Hofmannsthal's 'Augenblick' ist einer der ersten Belege für dieses Ausgesetztsein des reflektierenden, aber von tradierten Sicherheiten abgesprengten modernen Künstlers. Die Epiphanie des Augenblicks ist ihm das einzig substantiell gebliebene.« (63) Hofmannsthal, ausgerechnet Hofmannsthal als Exempel des unvoreingenommenen, ideologiefreien Künstlers? Jedermann wäre da ein besseres Exempel und doch nicht gut genug, die These abzusichern. So dubios wie die Fiktion »unideologischen« Bewußtseins ist auch die Vorstellung von Moderne, die das Zitat ausweist: Welche »Sicherheiten« konnte etwa Heine noch vorweisen, die Hofmannsthal gefehlt hätten?

Kunsttheorie kann sich nicht ohne Schaden der Frage nach dem Verhältnis von Werk und rezipierendem Bewußtsein, von Vergangenheit und Gegenwart entziehen, ebenso wenig wie der Frage nach der Funktion von Kunst wie von Kunstreflexion. Daß »die faschistische Absage an den Gedanken der Kontinuität mit der Emphase der Plötzlichkeit kongruent geht«, daß die Ästhetik des Augenblicks ihr staatsrechtliches Pendant in Carl Schmitts Theorie vom Ausnahmezustand hat, in dem sich das Leben gewaltsam Bahn bricht gegen die demokratische Norm, daß so verstandene Schönheit also zum Terror übergehen kann und übergang, wird von Bohrer erwähnt, aber als kunstfremd ausgeklammert.

Die Texte, denen der Autor das Ziel gesetzt hat, die Vernunft zu yergewaltigen und die Insurrektion des ästhetischen Augenblicks zu proben, sind übrigens in trockener, schwerverständlicher, begriffsgesättigter Sprache geschrieben, halten sich hier ganz an die Normen der Fachphilosophie. Da bewegen sich die Ideen von einem Geist zu anderen, als könnten sie ohne Hilfe laufen. Bohrer bemerkt den Widerspruch zwischen seiner Theorie und seiner Schreibweise und deklariert ihn behend als romantische Ironie. Jedenfalls wird solche Ironie sich zweifellos auf gut romantische Weise potenzieren, indem

der Widerspruch zwischen Theorie und Schreibweise verhindert, daß die wirklich Revolütierenden, die »no future« an die Wände sprühen, statt über das Ende der Geschichtsphilosophie zu dozieren, die wirklich dem Augenblick leben und über die so gewonnenen Erfahrungen hinaus nichts gelten lassen, von Bohrer's Buch erreicht werden. Bohrer's Essays haben nicht das Zeug zum Kultbuch, obgleich sie vieles aufgreifen, was an Ideen in der Luft liegt. — Sich dabei zu beruhigen, daß hier ein irrationalistischer, lebensphilosophisch inspirierter Ansatz sein mögliches Publikum verfehlen wird, wäre freilich philiströs. Auch, daß einstweilen wohl die Rechte in Bohrer's ästhetischem Spontaneismus noch nicht die aussichtsreichste wie intellektuell anregendste Strategie zum Gewinn der Hegemonie auf dem Gebiet der Kunsttheorie entdeckt hat, sollte nicht dazu verführen, der Provokation seiner Essays auszuweichen. Allzulange ist die Literatur im Namen der Emanzipation als Bebilderung dessen begriffen worden, was man ohnehin schon weiß, allzulange ist das Ereignis, das Dichtung sein kann, untheorisiert geblieben. Ob die Antworten augenblicklich formuliert werden können, bleibt dennoch fraglich.

Karl-Heinz Götze (Marburg/Nizza)

Hüppauf, Bernd (Hrsg.): »Die Mühen der Ebenen«. Kontinuität und Wandel in der deutschen Literatur und Gesellschaft 1945 — 1949. Carl Winter Universitätsverlag, Heidelberg 1981 (407 S., br., 72,- DM)

Während eine zufriedenstellende literaturgeschichtliche Gesamtdarstellung zur westdeutschen Nachkriegsliteratur noch aussteht, haben es materialreiche Aufsatzsammlungen unternommen, das noch weitgehend unerschlossene Gebiet der unmittelbaren Nachkriegszeit näher zu erkunden. — Die für eine Tagung in Australien ausgearbeiteten Referate von Germanisten, Historikern und Soziologen, die der vorliegende Sammelband vereinigt, verstehen sich als Diskussionsbeiträge zu einer differenzierten Betrachtungsweise und Prüfung der sich verfestigenden Deutungsangebote der Nachkriegszeit. Das in den Untertitel übernommene Tagungsthema markiert in zweifacher Hinsicht die angestrebte Zielrichtung. 1. Die Kategorien *Kontinuität* und *Wandel*, die als Koordinaten allen Beiträgen unterliegen, zielen über traditionelle Fragen der Periodisierung hinaus vor allem auf die Erfassung des Konstitutionscharakters der Nachkriegszeit. Hier orientiert sich das Interesse »weniger an der Selbsteinschätzung der Zeit oder den veränderlichen Rahmenbedingungen der Besatzungspolitik als vielmehr am Handeln selbst, dessen Verknüpfung in der gegebenen Situation und den tatsächlichen Konsequenzen.« (14) Voraussetzung für eine sinnvolle Verwendung der Kategorien *Kontinuität* und *Wandel* ist nach Hüppauf's Meinung das Bemühen, sich von einer starren Gegensätzlichkeit der Begriffe zu lösen. 2. Ergänzend zu diesen kategorialen Fluchtpunkten, die auf den historisch-gesellschaftlichen Bezugsrahmen verweisen, werden kulturpolitische, soziologische und historische Fragestellungen in eigenen Fallstudien behandelt. Die Zusammenstellung des Sammelbandes folgt nicht nur hier der Überzeugung, den literarischen Prozeß nicht isoliert vom gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß zu betrachten, sondern als dessen Teil zu verstehen.

Sowohl über den gegenwärtigen Forschungsstand als auch über die in Rechtfertigungswünschen und moralischen Wertungen befangene literaturgeschichtliche Beschäftigung in der Vergangenheit informiert das Vorwort des Herausgebers.

Die insgesamt 14 Aufsätze konzentrieren sich auf thematische Schwerpunkte. Konzeptionelle Fragen wie Periodisierungsprobleme und die Rekonstruktion der Kulturgeschichte nach 1945 stehen im Mittelpunkt der beiden ersten Arbeiten von David Roberts und Bernd Hüppauf. Bisher wenig berücksichtigte Probleme der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur Österreichs und der Schweiz werden jeweils in einem Beitrag beispielhaft an der österreichischen Kulturzeitschrift »Plan« (Leslie Bodi) und dem Werk von Max Frisch (Olaf Reinhardt) dargestellt. Das Gebot interdisziplinärer Zusammenar-

beit für die Erfassung des Konstitutionscharakters der Nachkriegszeit markieren die Studien zur Situation der Geschichtswissenschaft (Konrad Kwiet) und der Soziologie (Agnes Heller) nach 1945 sowie Walter Veits Beitrag zur Kulturpolitik in den Westzonen anhand kulturpolitischer Positionen ausgewählter und repräsentativer Kulturzeitschriften. Wichtig und aufschlußreich zugleich an Kwiets und Hellers Analyse ist die bisher wenig beachtete Tatsache, daß sich innerhalb der Wissenschaftsgeschichte gleiche bzw. ähnliche Tendenzen wie in der Literaturgeschichte beobachten lassen. Schwerpunkt des Sammelbandes — mit insgesamt fünf Arbeiten — bildet die Darstellung wesentlicher Aspekte des Werkes und der Rolle »zweier paradigmatischer Autoren im Nachkriegsdeutschland: de(s) Heimkehrers Brecht und de(s) Daheimgebliebenen Benn«. Die deutsche Katastrophe i.S. eines »langfristigen Prozess(es) der Zerstörung des Humanen und der Pervertierung aller Werte in der deutschen Geschichte« untersuchen die beiden abschließenden Arbeiten der Aufsatzsammlung an so unterschiedlichen Werken wie G. Lukács' »Die Zerstörung der Vernunft« (Ferenc Fehér) und an Grass' »Blechtrummel« (John Reddick). Aufmerksamkeit verdient Fehérs Beitrag, der G. Lukács' ideologiekritisches Buch als »einen konsistenten *Erziehungsroman* für einen deutschen Wiederbeginn« liest und rechtfertigt. Den an Originalität und Qualität gewichtigsten Beitrag liefert der Herausgeber selber. Das unbefriedigende Ergebnis einer Einschätzung der Nachkriegszeit, insbesondere die Fragen nach Kontinuität und Wandel in der Literatur und Kultur, auf der Grundlage von teilweise konkurrierenden Epochenkonzeptionen, sind für Hüppauf Anlaß, »eine — durch welche Kategorien auch immer konstituierte — 'Epocheneinheit' durch ein Rekonstruktionsmodell« zu ersetzen, »das die vielschichtige, auch *ungleichzeitige* Entwicklung der neueren Literatur reflektiert, ohne die Möglichkeit horizontaler Einteilungen des literarischen Kontinuums völlig aufzugeben« (59). Mit der bei exakter Bestimmung brauchbaren sozialwissenschaftlichen Kategorie des *Wandels* begreift Hüppauf die Kulturgeschichte als eigenständigen Teil des gesamtgesellschaftlichen Modernisierungsprozesses. Im Verlauf des kulturellen Entwicklungsprozesses ermittelt Hüppauf Phasen, die er aufgrund einer im Vergleich mit geschichtlichen Krisen ermittelten und rekonstruierten Typologie als *Kulturkrisen* kennzeichnet. Vor dem Hintergrund dieser Typologie erscheinen die Jahre zwischen 1945 und 1947/48 als eine kulturelle Krise, ohne daß sich jedoch der Beginn einer neuen kulturellen Situation entwickelt hätte.

Der vorliegende Sammelband empfiehlt sich sowohl demjenigen, der einen ersten Einblick in die vielschichtigen Probleme der Nachkriegszeit gewinnen will als auch dem an der Diskussion über aktuelle Deutungsmuster von Geschichte und Literaturgeschichte Interessierten. Eindeutig zu kurz kommen in dieser Sammlung Hinweise und Informationen über die Literaturverhältnisse (Lizenzierung, Reeducation, Verlagswesen, Buchmarkt etc.), die für die literarische bzw. kulturelle Erfassung der Nachkriegszeit eine entscheidende Rolle spielen. Hier hätte anstatt der ohnehin zu erwartenden Zentrierung auf Brecht und Benn ein breiteres Spektrum an Themen aus der Zeit nach 1945 eröffnet werden können.

Hartmut Reith (Berlin/West)

Lange, Wigand: Theater in Deutschland nach 1945. Zur Theaterpolitik der amerikanischen Besatzungsbehörden. Verlag Peter Lang, Frankfurt/Bern 1980 (775 S., br., 119,-sfr)

Zunehmender Abstand und die Auswirkungen der Ost/West-Entspannungspolitik mögen nicht unerheblich dazu beigetragen haben, daß das Bewußtsein für die Bedeutung der Besatzungszeit als wesentlicher — für die Spaltung Deutschlands entscheidender — Abschnitt der Nachkriegsgeschichte beider deutscher Staaten gewachsen ist. — Die vorliegende historische Darstellung und Analyse des Theaters in Deutschland zwischen 1945 und 1949 ist sich ihres engen Zusammenhangs mit den politischen und sozioökonomischen Bedingungen der Nachkriegszeit bewußt. Das Theater wurde von den Alliierten

und ihren Vorstellungen von der »Umerziehung« kontrolliert. Das politische Konzept der Militärregierungen macht Lange zum Ausgangspunkt und Interessenschwerpunkt seiner Untersuchung.

Die für einen einzelnen Forscher kaum zu bewältigende Materialfülle einer gesamtdeutschen Darstellung hat es dem Verfasser sinnvoll erscheinen lassen, sich auf die »Theaterpolitik der amerikanischen Besatzungsbehörden« in der US-Zone zu beschränken. Für diese Entscheidung war nicht zuletzt auch die günstige Quellenlage entscheidend. Lange bezieht sich in seiner Arbeit im wesentlichen auf bisher unveröffentlichtes Archivmaterial der US-Militärregierung, das durch Korrespondenzen und Interviews mit ehemaligen US-Theateroffizieren eindrucksvoll ergänzt wird. Für die Darstellung der US-Theaterpolitik unter dem Vorzeichen der »Reeducation« bot sich die *amerikanische* Dramatik an, weil sich an ihr die Zuständigkeit der amerikanischen Behörden für Auswahl, Übersetzung und Aufführungsgenehmigung gradlinig verfolgen läßt. Für die deutschen Stücke wurde nur die Aufführung von den zuständigen US-Stellen überwacht. Trotz der Beschränkung des Themas — die etwa zum gleichen Zeitpunkt erschienene Arbeit Henning Müllers »Theater der Restauration. Westberliner Bühnen, Kultur und Politik im Kalten Krieg.« (Berlin 1981. Überarbeitete u. erweiterte Fassung seiner 1976 vorgelegten Dissertation) wird von Lange als arbeitsteilige Ergänzung betrachtet — berücksichtigt seine Darstellung alle wichtigen Aspekte des Theaters und Dramas der Besatzungszeit.

Vor dem Hintergrund der ideologischen Konzepte der amerikanischen Besatzungspolitik (Faschismustheorie, Demokratisierungsvorstellungen, Umerziehungskonzepte) wird einerseits das Theater als Institution (Wiedereröffnung, Entnazifizierung aller Theaterschaffenden, Lizenzierung der Intendanten, Theaterstruktur), andererseits die Theaterpraxis analysiert. Es folgt ein Überblick zu mehr als fünfzig amerikanischen Dramen, die nach ihren ideologischen Inhalten und im Blick auf ihre Rezeption durch die Theaterkritik in der deutschen Presse vorgestellt werden. Den Auswirkungen des Kalten Krieges auf das Theater in Deutschland geht Lange im abschließenden Kapitel nach.

Lange kritisiert 1. Faschismusanalysen, die den ökonomischen Bedeutungszusammenhang nicht primär setzen; 2. das Demokratisierungskonzept, das zur »Entnazifizierung« wenig tauglich war. Daraus resultiert seine Einschätzung, »daß in der geschichtlichen Praxis die antifaschistischen Vorsätze nicht durchzuhalten waren und nicht durchgehalten worden sind. Solange unter Entnazifizierung nur ein personaler Prozeß verstanden wurde, mußte er zwangsläufig zu einer gewissen Renazifizierung führen. (...) Da einmal die institutionelle Struktur der Theater, das heißt, ihre Abhängigkeit von der staatlichen Bürokratie unangetastet blieb und da andererseits die Renazifizierung auch die staatliche Verwaltung erfaßte, war praktisch eine tiefgreifende Reform des Theaters unmöglich« (212).

»Selling Amerika« — zwar verkürzt, bezeichnet dieses Schlagwort doch den wesentlichen Zusammenhang zwischen Umerziehung und amerikanischem Drama. Lange weist nach, daß die Praxis durchaus dem erhobenen Anspruch, »daß Amerika eine vorbildliche Demokratie ist, daß deshalb die amerikanische Dramatik, Kultur usw. demokratisch ist und sich folglich zur Demokratisierung Deutschlands eignet« (286), widerspricht. Mehr als die Hälfte aller aufgeführten amerikanischen Stücke lassen sich dem Boulevard-Theater zurechnen und trugen somit mehr zur Unterhaltung als zur Umerziehung bei.

Langes Arbeit ist wichtig durch den Nachweis eines Bruchs zwischen politischem Anspruch und praktischer Realisierung der Theaterarbeit. Zusammen mit den in einem Anhang aufgenommenen Dokumenten und dem statistischen Material sowie einer ausführlichen Bibliographie kann die vorliegende Arbeit zu recht den Anspruch erheben, einen »erste(n), allgemeine(n) Überblick zur Theaterpolitik der US-Behörden« (8) vorzulegen. Die Brauchbarkeit des Buches wird allerdings dort eingeschränkt, wo die Überfülle des

gehörteten Materials zwar das Informationsbedürfnis befriedigt, die Sicht auf wesentliche Tendenzen jedoch verstellt.

Hartmut Reith (Berlin/West)

Müller, Helmut L.: Die literarische Republik. Westdeutsche Schriftsteller und die Politik. Edition Morat, Beltz Verlag, Weinheim 1982 (352 S., br., 28,- DM)

Im Vorwort wird dem Verfasser vom Doktorvater Sontheimer bescheinigt, daß er die Geschichte der Beziehungen zwischen Literatur und Politik, Schriftstellern und Politik »erzählt und interpretiert«. Mag manch einer auch vielleicht schon über die Ankündigung eines »abgewogenen Urteils« stolpern ... Kurt Sontheimer hat recht. Müllers Buch ist eine interessante Lektüre; es wäre noch spannender ausgefallen, wenn er nicht darauf verzichtet hätte, manches zu erzählen, und wenn die Interpretation nicht so gleichförmig mit den verschiedensten Erscheinungen verfahren würde. Es ist ein Buch des rechtssozialdemokratischen common sense. So verdient es das Lob des abgewogenen Urteils, das die Interpretation, grob gesagt, zumindest langweilig macht. Spannend bleibt aber das Material, das der Verfasser mit bewunderungswürdigem Fleiß aufgespürt, aufgearbeitet und in seinem Sinne stringent geordnet hat. Zumindest das Literaturverzeichnis ist für jeden, der über die politischen Positionen westdeutscher Schriftsteller in ihrer Entwicklung etwas erfahren will, eine unentbehrliche Quelle. Gleichwohl informiert Müller nicht über alle Phasen der bundesrepublikanischen Literaturgeschichte gleichermaßen. Die Schwerpunkte seiner Erzählung folgen nämlich aus dem vorgegebenen Interpretationsmuster.

Der ideengeschichtlichen Methode, zu der sich Müller bekennt, entspricht eine geistesgeschichtliche Einleitung. In diesem Kapitel I, »Leiden an Deutschland«, werden die grundlegenden Kategorien, der Gegensatz von Geist und Macht, leider nicht systematisch bestimmt, aber historisch mit wichtigen Assoziationen, positiven und negativen Wertungen versehen. Geist und Macht läßt Müller einmal, eher soziologisch beschreibend, für literarische Intelligenz und Politiker stehen, dann, wertend, für bejahte und abgelehnte politische Orientierungen. Die beiden stehen sich hier gegenüber als Idealismus und Pragmatismus. Indem diese relativ vagen Begriffe jetzt noch auf den deutschen Sonderweg bezogen werden, ergibt sich, von Schiller über Heinrich Mann bis zur »Weltbühne«, eine Galerie politikfremder idealistischer Utopisten, denen Müller, ohne in der Regel mehr zu berücksichtigen als, ob Politik und Staat »demokratisch« waren, posthum eine Lektion erteilt: ein entschiedenes Ja zu Noske und Ebert, zu Hermann Müller und Schleicher — und sie würden eine gute Note bekommen.

Das spannende Thema wird also in geistesgeschichtlicher Manier gründlich formalisiert: soziale Interessen und Kämpfe tauchen nicht auf; das FDGO-Muster »Konsens, Konflikt, Kompromiß« ist so angelegt, daß die erstrebenswerte Rolle der Literatur »kritisch-konstruktiv« heißen darf. (Wenn der Gegensatz Geist und Macht mit dem spezifisch deutschen von Kulturnation und Staatsnation identifiziert wird, dann kommt Müller mit der seit der neuen Ostpolitik geltenden Beanspruchung der Kulturnation für die sozialdemokratische Regierungspolitik in Konflikt.) Die Historie der problematischen Beziehungen zwischen Literatur und Politik läßt er zwischen 1945 und 1949 beginnen. Hier zeigt er an den Gründern der Gruppe 47 die Widersprüche ihrer Verarbeitung der historischen Erfahrung des Nationalsozialismus sehr prägnant. Für die 50er Jahre folgt Müller der These, die CDU habe aus Materialismus die Literatur zu wenig beachtet. Ein Blick in die Namenslisten der Akademien und der Literaturpreisvergabe-Institutionen hätte ihn eines Besseren belehren können. Diese Institutionen wurden von CDU-Politikern beherrscht. Zu Recht stellt er die Zäsur heraus, die der Mauerbau bedeutete. Aber Müller untersucht die für die sozialdemokratische Politisierung der Intelligenz wichtigen Anthologien Wolfgang Weyrauchs, Hans Werner Richters und Martin Walsers kaum auf die von den Schriftstellern angegebenen Gründe für die Gegnerschaft zur CDU, son-

dern er lobt primär den neuen Pragmatismus. Dieselbe Formalisierung bedeutet es, wenn er Bölls Ablehnung eines Engagements für die SPD, weil sie in der Frage der Notstandsgesetze und der Atombewaffnung keine Alternative sei, schlicht als Ausdruck von Utopismus oder als Bewahrung der geistigen Freiheit nach allen Seiten identifiziert.

Auf den »langen Machtwechsel 1961-1969« läßt Müller die Zerstörung der Kohärenz der Positionen der Gruppe 47, die er erstmals auf Seite 98 lapidar »liberale« nennt, durch die Studentenbewegung folgen. Die wichtigste und negativste Wirkung scheint ihm deshalb die Aufkündigung des »antitotalitären« Konsenses. Er arbeitet vier Reaktionsweisen auf die Studentenbewegung heraus: eine, die positiv zum partizipatorischen Impuls der Studentenbewegung steht und so selbst politisiert wird (Böll, Frisch); eine distanzierte (die Beispiele Grass und Andersch stehen für sehr unterschiedliche Distanzen); eine, die sich solidarisiert: Enzensberger, Walsen, Weiss. Die vierte Reaktionsweise verkörpern die aus der Studentenbewegung unmittelbar hervorgegangenen neuen Literaturen.

In den Jahren 1969 bis 1972, den ersten Jahren der sozialliberalen Koalition, konstatiert Müller eine breite Zustimmung der Schriftsteller zur Regierung. »Das alte Feindbild Geist versus Macht schien entwertet.« (120) Einen Wendepunkt sieht der Verfasser im »Radikalenerlaß«. Der dritte Kongreß des Verbands deutscher Schriftsteller zeigte mit den als Losungen verwendeten Begriffen »Radikale« und »Extremisten« die neue Kluft. Den Tiefpunkt erreichte die Krise im Herbst 1977.

Abschließend bilanziert Müller die drei geistig-politischen Bezugspunkte der Nachkriegszeit, die Jahre 1945-1949, die 50er Jahre und die Politisierung der 60er Jahre, um folgendes Spektrum aufzumachen, das am Ende der 70er Jahre die Literatur kennzeichnet: Kommunisten (Kroetz), Sozialisten (Weiss), Radikaldemokraten (Jens), Sozialdemokraten (Lenz), Linksliberale (Böll). In unmittelbarem Anschluß an diese Verallgemeinerung beschränkt er sich dann in seinen Schriftstellerporträts ausnahmslos auf Linksliberale, im Umfeld der SPD angesiedelte Autoren — mit der einen Ausnahme: Enzensberger. Der Verfasser will also alles, was den von ihm definierten Grundkonsens verlassen hat, zumindest nicht zur Kenntnis bringen.

Helmut Peitsch (Berlin/West)

Durzak, Manfred: Die deutsche Kurzgeschichte der Gegenwart. Autorenporträts, Werkstattgespräche, Interpretationen. Reclam-Verlag, Stuttgart 1980 (518 S., br., 39,80 DM)

Manfred Durzak, ein Germanist von immenser Produktivität, hat 1980 gleich zwei Bücher zur Kurzgeschichte veröffentlicht. Parallel zu einer Anthologie, »Erzählte Zeit. Fünfzig deutsche Kurzgeschichten der Gegenwart«, erschien eine umfangreiche Monographie. Der Band, dem der Verlag auf dem Umschlag schon die »Funktion eines Handbuchs und Standardwerks« zuschreibt, gibt im Untertitel seine Gliederung. Teil I enthält Interviews mit Wolfgang Weyrauch, Stephan Hermlin, Wolfdietrich Schnurre, Hans Bender, Günter Kunert und Gabriele Wohmann; Teil II stellt als Kurzgeschichtenautoren außer diesen vor: Wolfgang Borchert, Heinrich Böll, Alfred Andersch, Elisabeth Langgässer, Kurt Kusenberg, Siegfried Lenz, Heinz Piontek, Herbert Eisenreich, Johannes Bobrowski, Josef Reding, Hermann Kant, Alexander Kluge; der dritte Teil interpretiert in zehn Abschnitten die »Darstellung der Zeitgeschichte in der deutschen Kurzgeschichte«.

Gattungstheoretisch knüpft Durzak an die in den 70er Jahren konsolidierte, mehr oder weniger formalistisch (er nennt sie formanalytisch) orientierte Kurzgeschichtsforschung an: Gutmann, Piedmont und Rohner sind hinsichtlich der von Durzak für zentral erklärten Merkmale der westdeutschen Kurzgeschichte der Nachkriegszeit wichtiger, als sein Literaturverzeichnis ausweist, wengleich er deren Ergebnisse rezeptionstheoretisch und literatursoziologisch umformuliert; z.B. in den abschließenden, durchaus Dur-

zaks Resultate bündig zusammenfassenden Formeln: »Die Kurzgeschichte ..., die durch die Institutionalisierung eines Erzählers die Hereinnahme des Lesers in die Textstruktur verwirklicht, ist — buchstäblich — als Literatur für den Leser in soziale Kommunikationszusammenhänge eingelagert, die ihre historische Individualität durchaus unterscheidbar von anderen Literaturformen hervortreten lassen. Zur Dialektik ihrer Form gehört freilich auch, daß die Annäherung an den Leser und seine Wirklichkeit, der Realismus ihrer Darstellungssujets und -stoffe zugleich in den Elementen der Verkürzung und Komprimierung ästhetische Widerstände schafft, die sie dem Verständnis des Lesers wieder entrücken und sie zu einer — entgegen allem Anschein — schwierigen und sich schwer erschließenden Form machen ...« (464)

Die formanalytische Orientierung führt dazu, daß sowohl in den Autorenporträts als auch in den Interpretationen unverhältnismäßig viel Aufwand betrieben wird, um die Kurzgeschichte zu typologisieren — auch hier durchaus in Fortschreibung der Forschung. Zwar faßt ein Exkurs (301-309) die Ergebnisse knapp zusammen, aber die Kriterien der Typologisierung sind dennoch leider keineswegs einheitlich; vor allem gehen über den Typologisierungsanstrengungen die literaturgeschichtlichen Zusammenhänge und die Frage nach der Funktion — Darstellung der Zeitgeschichte — verloren. Ein Verdienst von Durzak ist es zweifellos, für jeden Autor mindestens ein US-Vorbild nicht nur namhaft, sondern auch in vergleichenden Interpretationen den durch die Bedingungen der Nachkriegszeit geprägten Rezeptionsprozeß plausibel gemacht zu haben. Dabei kann Durzak fünfmal Hemingway, dreimal Poe, je zweimal O'Henry, Bierce und Mansfield als Vorbilder nachweisen.

Der Ertrag der Werkstattgespräche Durzaks ist sehr unterschiedlich; besonders informativ fallen weniger die Gesprächspassagen aus, die sich auf die Texte, als vielmehr jene, die sich auf die Entstehungsbedingungen, besonders auf die Literaturverhältnisse beziehen. Nicht zufällig wohl sind die Interviews mit Autoren, die auch als Herausgeber von Anthologien und Zeitschriften hervorgetreten sind, Wolfgang Weyrauch und Hans Bender, besonders aufschlußreich.

Durzaks Porträtgalerie entspricht einem in der Literaturgeschichtsschreibung zur Gegenwartsliteratur viel geübten Verfahren — bis in die Manier der Titelabbreviatoren, wenn auch Durzak statt der Formeln für die Verfasser solche für deren Kurzgeschichten-technik zu prägen versuchte, so, wenn es über Borchert heißt »Das Gedächtnis der Zeit« oder über Wolfgang Weyrauch »Die Auflösung der Geschichte in Geschehen«. Das grundsätzliche Problem bleibt dennoch die personalisierende Aufspaltung des literarischen Prozesses, in der die Rolle von Institutionen wie eben des Genres, aber auch aller anderen, die dessen Funktionieren erst garantieren, verschwindet.

Obwohl Durzak primär einen literaturgeschichtlichen Anspruch erhebt, liegen hier die stärksten Mängel — nicht nur auf der Ebene der Details, auf die sich der Leser nicht durchweg verlassen kann, sondern auch auf der des Grundsätzlichen. Nur als Beispiele für Mängel im Detail: Durzak fällt (185) auf einen Trick Ruth Kilchenmanns (Die Kurzgeschichte, 1967) herein, die die Bedeutung Hemingways dadurch herunterspielen versucht, daß sie das Hemingway-Sonderheft der Zeitschrift »story« aus ihrer Statistik ausschloß; Schnurres frühe Entwicklung (57) wird falsch dargestellt, weil Durzak einige frühe Aufsätze Schnurres aus weniger bekannten Zeitschriften nicht gelesen hat; nicht nur Luise Rinsers »Die rote Katze« wird nicht nach dem Erstdruck zitiert, so daß die Genauigkeit der Interpretation leidet. Zum Grundsätzlichen: Immer wieder, in seinen Interviews und vor allem im Kusenbergs-Kapitel, stößt Durzak auf das Problem der Kontinuität des literarischen Prozesses über die von ihm mit dem Argument der Rezeption des US-Short-Story-Vorbildes absolut gesetzte Zäsur 1945 hinweg. Weyrauchs Aussagen über seine Anthologie »Junge deutsche Prosa« (1940) und Ulrichs »Neu-Amerika« (1937), Anderschs über Borcherts frühe Lektüre der Amerikaner ..., sie alle veranlassen

Durzak nicht dazu, das durch die Forschungen Hans Dieter Schäfers wieder brisant gemachte Thema der Kontinuität anzuschneiden. Hinsichtlich der Erklärung der Rezeption der US-Short-Story folgt Durzak eher den späteren Aussagen der Autoren; sowohl im Schnurre- wie im Weyrauch-Kapitel greift Durzak auf poetologische Texte dieser Autoren zurück, um ihre Motive darzustellen, die US-Short-Story zu adaptieren. Bedauerlich ist, daß einige zentrale Texte Durzak entgangen sind. So fehlen Weyrauchs »Realismus des Unmittelbaren« und Ernst Schnabels »Die amerikanische Story«.

Schon der FAZ-Rezensent der Anthologie fand diese »etwas chaotisch« (6.5.1981) — der dem Aufbau der Anthologie entsprechende dritte Teil von Durzaks Monographie ist es auch; stofflich-thematische Kriterien dominieren die literaturgeschichtlichen, so daß in den Abschnitten 1 bis 6 die Kriegs- und Nachkriegsdarstellungen in Kurzgeschichten aus den Jahren 1946 bis 1974 sich interpretiert finden. Die Abschnitte 7 bis 9 behandeln die fünfziger, sechziger und siebziger Jahre, der Abschnitt 10 die DDR. Durzaks Stärke liegt sicherlich im genauen, formanalytisch orientierten Interpretieren, wenngleich der durchschnittliche Umfang von drei Seiten der Einläßlichkeit der Interpretation eine Grenze setzt. Seine Urteile sind weniger sozialhistorisch als moralisch, in einem liberalen Humanismus fundiert. Daraus ergibt sich eine relativ geringe Distanz zu den meisten Kurzgeschichten, deren Autoren ähnlichen Orientierungen verpflichtet sind. Allzu modisch ist die Auswahl unter den DDR-Schriftstellern ausgefallen. Ein wissenschaftlicher Kommentar zur Begründung der Textauswahl (428) erübrigt sich leider.

Helmut Peitsch (Berlin/West)

Kunst- und Kulturwissenschaft

Gombrich, Ernst H.: Ornament und Kunst. Schmucktrieb und Ordnungssinn in der Psychologie des dekorativen Schaffens. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 1982 (424 S., Abb., Ln., 78,- DM)

Auf den ersten Blick mag Gombrichs materialreiches Buch, das auf Vorlesungen am Institute for Fine Arts der Universität New York zurückgeht, als ein enzyklopädischer Überblick erscheinen, der phänomenologisch die verwirrende Vielfalt von Mustern des Körper- und Geräteschmucks, aber auch von regularisierten Formen in der Architektur bzw. von Textilien (Kleidungsstücke, Teppiche usw.) zu sichten versucht. In der Tat demonstriert Gombrich an zahlreichen Beispielen, welche ornamentalen Ordnungsprinzipien zu unterscheiden sind (z.B. Motivverkleinerung und -vergrößerung, Motivwiederholung, unendlicher Rapport und Reihung, Moiré-Effekte, Gegenwechselformen, Wechsel von Ruhe und Unruhe als Mittel der Aufmerksamkeitsregung usw.). Aber es geht ihm keineswegs nur darum, gestaltpsychologische Prinzipien aufzuzeigen, für die Gombrich schon in früheren Schriften ein besonderes Interesse hat erkennen lassen, vielmehr will er eine Theorie des Ornaments entwickeln. Seine These klingt bereits im Titel der englischen Originalausgabe von 1979 (»The Sense of Order«) an: alle Ornamentik, bei der es nach wie vor erstaunlich sei, daß für ihre Produktion eine ungeheure Energie aufgewendet werde, sei letztlich auf einen universellen »eingebauten Sinn für Ordnung« im Organismus zurückzuführen (17). Gombrich rekurriert hier auf seine bereits in »Art and Illusion« (Princeton 1960, dt. Köln 1967) vertretene Auffassung, daß jedes Wahrnehmen eine Reduktion von Komplexität auf einfache Grundmuster sei, also ein aktiver Vorgang der versuchsweisen Projektion von strukturierenden »conceptual images« auf die Vielfalt der sichtbaren Wirklichkeit. Diese Theorie ist weitgehend den wahrnehmungspsychologischen Thesen J.J. Gibsons (»The Perception of the Visual World«, Boston 1950) geschuldet; neuerdings bezieht sich Gombrich auch auf Richard Gregorys »Eye and Brain« (dt. Ausgabe: »Auge und Gehirn«, München 1973).

Die entscheidenden Impulse für seine Theorie verdankt Gombrich aber nach eigenem

Bekunden Karl R. Popper, demzufolge jedes Lebewesen seine Umgebung abtastet, erforscht und untersucht («Scheinwerfertheorie« im Gegensatz zur von Popper spöttisch »Eimertheorie« genannten Auffassung, wonach die Psyche lediglich ein passives Gefäß zur Aufnahme von Sinneseindrücken sei). Freilich ist der häufige Hinweis des Autors auf seinen persönlichen Freund Popper nicht überzubewerten; die Darstellung geht keineswegs darin auf, visuelle Beweisstücke für dessen neopositivistische Theorie des »kritischen Rationalismus« zu liefern. Dazu steht Gombrich viel zu sehr in der Tradition der Warburg-Schule (vgl. Rezension seiner Warburg-Biographie von Jutta Held in *Das Argument* 136) und der Wiener Schule der Kunstgeschichte. Für die Forschungen von Riegl und Wickhoff, auf die Gombrich mehrfach zu sprechen kommt (bes. 207ff.), ist es kennzeichnend, daß sie sich vom klassischen Kanon der herkömmlichen Kunstgeschichte mit ihrem normativ-elitären Schönheits- und Qualitätsbegriff abwandten und stattdessen den sog. »Verfallsperioden« Gerechtigkeit widerfahren lassen wollten, indem sie das axiologische Moment durch die angeblich wertfreie Stilanalyse mittels psychophysiologischer Kategorien ersetzen. Die Beschäftigung mit den »Niederungen« der Kunstproduktion in der Wiener Schule muß vor dem Hintergrund der durch den Kolonialismus freigesetzten Völkerpsychologie gesehen werden, aber ist natürlich auch, was durchaus damit zusammenhängt, von der Kunstgewerbe- bzw. Kunstreformbewegung angeregt worden, die ästhetische Vorbilder für die Erneuerung der Kunst gerade bei den sog. Primitiven suchte (vgl. Gottfried Sempers Untersuchungen der Rolle der Naht bei der Anfertigung von Kleidung bei den Irokesen, deren Nutzfunktion zugleich den »Keim« für ein Ornamentationsprinzip enthalte, dazu Gombrich 61). Der Autor befaßt sich denn auch in einem längeren instruktiven Kapitel mit der Geschichte der Reformbewegung (Pugin, Morris, O. Jones, Ruskin, Loos usw.) bis hin zum Funktionalismus und Expressionismus («Ornament und Kunst«, 45ff.) und den Versuchen, eine aprioristische Grammatik ornamentaler Formen zu entwerfen, die vom puristischen Prinzip der Sparsamkeit und Ökonomie ausgeht. — Gombrich thematisiert freilich nicht nur die diversen formtheoretischen Annäherungen an das Problem des Ornaments bzw. Schmuckbedürfnisses der letzten zwei Jahrhunderte (die ja oft einen moralisierenden Einschlag haben), sondern behandelt auch Fragen der Semantik bzw. Symbolik von Ornamenten, wobei er einmal religiös-magische Bedeutungen, zum andern auch soziale Funktionen (z.B. Statusdifferenzierung mittels des Ornaments; heraldische Symbolik usw.) untersucht (229ff.).

Wie die meisten anderen Schriften Gombrichs ist auch dieses — übrigens hervorragend illustrierte — Buch äußerst informativ, darüber hinaus, was angesichts des teilweise spröden Stoffes etwas besagen will, sehr unterhaltsam geschrieben. Allerdings suggeriert der lockere Stil der Darstellung mit seinem geheimen Appell an den »common sense« eine Evidenz der Aussagen. Bei den historischen Exkursen fehlt indessen ein kategorialer Rahmen, der die objektive soziale Funktion der Ornamenttheorien, deren Aufkommen ja keineswegs selbstverständlich ist, erklären könnte. Gombrich gelangt hier über eine — freilich sehr präzise — immanente Darstellung nicht hinaus. Sein Forschungsinteresse ist weitgehend von psychologischen Fragestellungen bestimmt: der Gefahr zum Biologismus tendierender anthropologischer Verallgemeinerungen ist er nicht ganz entgangen.

Norbert Schneider (Osnabrück)

Kähler, Gert: Architektur als Symbolverfall. Das Dampfervotiv in der Baukunst. Vieweg Verlag, Braunschweig/Wiesbaden 1981 (244 S., Abb., br., 32,- DM)
Die unhistorische Funktionalismuskritik, die Ende der 60er Jahre einsetzte, machte das »Neue Bauen« der 20er Jahre pauschal für die städtebaulichen und architektonischen Mißstände der Gegenwart verantwortlich; mittlerweile ist sie einer differenzierteren Beurteilung gewichen. Die ästhetischen Zielsetzungen des »Neuen Bauens« und damit

auch das Dampfermotiv in der Architektur wurden von verschiedenen Autoren herausgearbeitet (u.a. Posener, von Moos, Vogt). Es fehlte bisher jedoch eine gründliche Untersuchung und Analyse über die Verbreitung des Schiffsmotivs in der Avantgardearchitektur der 20er Jahre. Diese Lücke füllt die aus einer Dissertation hervorgegangene Publikation von Kähler.

Die Übertragung von Schiffformen auf die Architektur ist keine Erfindung des 20. Jahrhunderts. Kähler zeigt dies in einem Überblick stichwortartig auf und weist nach, daß sich die symbolischen Bedeutungen des Schiffsmotivs auf wenige, miteinander verknüpfte Inhalte zurückführen lassen: Das Schiff als Metapher für den »Übergang«, die »Rettung« und eine »geschlossene Gesellschaft«. Die Übernahme von Details des modernen Passagierdampfers als architektonische Motive setzt ab 1923 ein, wobei die Formen und Materialien dargestellt, nicht aber verwendet werden (u.a. Relling, Windhutzen, Stahltreppen, Schornsteine, bandartig aufgereiht wirkende Fenster, Rundfenster, Dachgarten-Sonnendecks, weiße Farbe zur Betonung der Sachlichkeit). Da die Aufgabe der Architektenavantgarde in der Schaffung einer Gesellschaft gesehen wurde, die die Klassengegensätze überwunden hat, und man sich von der Maschinenproduktion die Erlangung einer klassenlosen Alltagskultur erhoffte, suchten die Architekten neue verständliche Symbolformen, die die neuen Ziele auszudrücken vermochten. In ihren Blickpunkt rückte der Ozean- bzw. Passagierdampfer, weil er das modernste Verkehrsmittel der Zeit darstellte und damit als Inbegriff des technischen Fortschritts galt. Der Passagierdampfer avancierte zum Paradigma einer neuen Welt und zum Symbol der neuen Zeit schlechthin. Man pries die Zweckmäßigkeit und Klarheit seiner »Maschinenkonstruktion« ohne Ornamente. Darüber hinaus wurde der Wohnform auf einem Dampfer, dem Kollektivwohnen, Modellcharakter zuerkannt.

Durch die Übernahme von Architekturmotiven aus der nichtarchitektonischen, gegenständlichen Welt — die Verwendung von Formen des Passagierdampfers — sollte eine Architektur entstehen, die Ausdruck der neuen Zeit sein und der Schaffung der neuen Gesellschaft dienen sollte. Die architektonischen Schiffsmotive der modernen Architektur besaßen utopischen Charakter: Im »Bild des Schiffs« manifestierte sich die Hoffnung auf eine bessere Welt. Die neuen Symbolformen sollten zwar »verstehbar« sein, dennoch scheiterte das »Neue Bauen« vor allem an der Vermittlung. Das architektonische Erscheinungsbild deckte sich nicht mit den Wohnervwartungen der Bewohner, für die die neuen Formen fremd und befremdend blieben. In den 30er Jahren (»Internationaler Stik«) wurde die symbolische Bedeutung aufgegeben — der Inhalt ging verloren. In den 60er Jahren kam es zur Wiederentdeckung der Architektur als Symbolsystem und Mittel der Kommunikation, was in erneuten Rückgriffen auf das historische Formenvokabular zum Ausdruck kommt. Bei dem formalen Wiederanknüpfen an die Architektur der 20er Jahre tauchte auch erneut das Schiffsmotiv wieder auf. Kähler ist jedoch zu Recht der Meinung, daß es sich hier um eine »Architektur ohne Inhalt« handelt, um eine willkürliche Ausbildung architektonischer Zeichen und Übernahme von Symbolen, weil die gesellschaftlichen Voraussetzungen fehlen. Es handle sich daher um eine »private« Architekturikonologie. — Die Publikation stellt einen wichtigen Beitrag zur Erforschung des symbolischen Gehaltes des »Neuen Bauens« dar. Joachim Petsch (Bonn)

Wenk, Silke: Zur gesellschaftlichen Funktion der Kunst. Historische Analyse und empirische Untersuchung in Betrieben der Bundesrepublik. Pahl-Rugenstein Verlag, Köln 1982 (236 S., Abb., br., 25,- DM)

Die Arbeit fußt auf einer empirischen Untersuchung über Kunst und Kunstförderung in den Betrieben und Büros der Bundesrepublik, erweitert durch Hinweise auf die Geschichte dieser Kunstförderung sowie auf Versuche, künstlerische Fähigkeiten bei »Laien« zu entwickeln, die auch außerhalb der Arbeitsphäre in unserer Gegenwart intensi-

viert werden. Allein schon wegen dieses völlig neuen empirischen Materials ist diese Publikation wichtig.

Die Frage drängt sich auf, was sich die Unternehmer von einer systematischen Kunstförderung versprechen. Zweifellos spielt die Intention und ökonomische Notwendigkeit eine entscheidende Rolle, gerade ihre hoch qualifizierten Arbeitskräfte durch »Sonderangebote« an den Betrieb zu binden. Kreativität, Flexibilität, Sensibilität — Fähigkeiten, die im Arbeitsprozeß zunehmend gefragt sind, werden durch künstlerische Tätigkeit gefördert. Zudem bietet die selbstzweckhafte Beschäftigung mit Materialien im künstlerischen Prozeß eine scheinhafte Entscheidungskompetenz, die für die entfremdete Arbeit im Betrieb entschädigen kann und soll. Denn, daß Mitbestimmung im Betrieb den Arbeitenden im wesentlichen vorenthalten bleibt, wird gerade dann schwerer kompensierbar, wenn die Leistungskompetenz bereits voll in Händen der Arbeitenden liegt. Kunst als »ideologische Macht« garantiert zusätzlich, neben der Verpflichtung auf den sie bietenden Betrieb, die Unterordnung unter »höhere Werte«, durch die das Protestpotential bei den Arbeitenden entschärft wird. Daß dieser Mechanismus funktioniert, bestätigen die Interviews mit Arbeitnehmern, die die Autorin durchgeführt hat.

Entgegen den häufigen Klagen über die zunehmende Distanz zwischen Kunst und Arbeitswelt weist also Wenk überzeugend nach, daß sich gerade parallel zur Automation in der Produktion und im Dienstleistungsbereich neue Möglichkeiten zur Entfaltung breiteren, nicht professionellen Kunstschaffens eröffnen. Diese Feststellung gilt ungeachtet der Tatsache, daß es nicht nur den Unternehmern, sondern auch den Arbeitern fernliegt, die ideologisch fundierte Trennung zwischen Kunst und Arbeit aufheben zu wollen. Durch einen — allerdings allzu kursorischen und vereinfachenden — Überblick über die historischen Funktionen von Kunst weist die Autorin nach, daß diese Trennung von Kunst und Arbeit keineswegs wesensnotwendig ist, sondern sich erst im Zuge der Trennung zwischen Kopf- und Handarbeit herausgebildet hat. Nicht nur vor dieser Arbeitsteilung, sondern unterschiedlich über die Schübe der Industrialisierung hinweg bis heute war und ist Kunst immer (auch) als qualifizierende Einübung auf Arbeit bezogen.

Das Problem ist nun, wie diese sich weitenden Perspektiven für künstlerische Betätigung der Arbeitnehmer so genutzt werden können, daß damit eine Kultur und Kunst »von unten« entwickelt und gestärkt wird. Dies ist im Rahmen der betrieblichen Kunstförderung nicht oder kaum erkennbar (in die allerdings die Gewerkschaften bisher so gut wie gar nicht eingegriffen haben). Die Autorin klammert bewußt die Frage nach Formen und Inhalten der zu fördernden und von Arbeitnehmern zu produzierenden Kunst aus (197, 200, Nr.18). Nun meine ich allerdings, daß sich nur in Verbindung mit dieser Frage auch das Problem angehen läßt, auf welche Weise Arbeitnehmer ihr Kunstschaffen eigennützig organisieren können. Wenn z.B. eine abstrakte Skulptur (mit betriebseigenem Material) hergestellt wird, bleibt der ästhetische Wert dieses Produkts unerreichbar für die Arbeitenden, weil in keiner vermittelbaren Beziehung zu ihrer Lebenswelt; er bleibt also notwendig an die Autorität des sie anleitenden Künstlers gebunden. Geht es aber darum, Probleme und Erfahrungen in der Arbeitswelt oder auch der Freizeit zu artikulieren, so wird die ästhetische Aufarbeitung sehr schnell für alle diskutierbar. Erfahrungen mit betrieblicher künstlerischer Arbeit in der DDR, in den lokalen Gruppen des Werkkreises Grafik der Arbeitswelt oder auch in der Erwachsenenbildung bestätigen das. Hier müssen also m.E. notwendig Versuche mit einer im weitesten Sinne realistischen Kunstpraxis unternommen werden.

Das Buch bietet eine Fülle von Anregungen zu praktischer kunstpädagogischer Arbeit in den verschiedensten Bereichen und zu deren Reflexion. Jutta Held (Osnabrück)

Soziologie

Littek, Wolfgang, Werner Rammert und Günther Wachtler (Hrsg.): Einführung in die Arbeits- und Industriesoziologie. Campus Verlag, Frankfurt/New York 1982 (400 S., br., 29,50 DM)

Bechtle, Günter: Betrieb als Strategie. Theoretische Vorarbeiten zu einem industriesoziologischen Konzept. Campus Verlag, Frankfurt/New York 1980 (100 S., br., 19,-DM)

Edwards, Richard: Herrschaft im modernen Produktionsprozeß. Campus Verlag, Frankfurt/New York 1980 (266 S., Ln., 36,- DM)

Didicher, Walter: Die umstrittene Humanisierung der Arbeit. Gesellschaftspolitische und betriebliche Strategien von Staat, Gewerkschaft, Privatwirtschaft. Campus Verlag, Frankfurt/New York 1981 (178 S., br., 30,- DM)

Seit den theorie- und methodenkritischen Debatten im Anschluß an die Studie von H. Kern und M. Schumann über »Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein« zeigen sich in der arbeits- und industriesoziologischen Diskussion eine Reihe von Gemeinsamkeiten in den forschungsleitenden Interessen, in den Problemstellungen und ansatzweise auch im intendierten Praxisbezug. Drei Aspekte einer solchen Wende der mit Industriearbeit befaßten Soziologie sollen in dieser Literaturbesprechung diskutiert werden. So erfordert der gegenüber den 60er Jahren weiter fortgeschrittene Vergesellschaftungs- und Verwissenschaftlichungsprozeß der Arbeit und die veränderte Beziehung von Ausbildungs- und Beschäftigungssystem eine Weiterentwicklung des Bezugsrahmens zu einer Bestandsaufnahme der »Lage der arbeitenden Klasse«. Anhand der folgenden Studien läßt sich zeigen, daß zwischen den ökonomischen Kapitalverwertungszielen und den arbeitsplatzbezogenen Anforderungen ein komplexes System von Mitteln interveniert, welches in den Kategorien »Technisierung«, »Organisierung« und »Arbeitsmarkt« angesprochen ist. Ein zweiter Aspekt bezieht sich auf das Verhältnis von ökonomischer Reproduktion und sozialer Interessenlage der abhängig Beschäftigten. Es zeigt sich anhand der folgenden Titel, daß sowohl die Kapital-Reflexivität im Technisierungs- und Organisationsprozeß wie die hierauf bezogenen gewerkschaftlichen Reaktionsformen eine neuartige Binnendynamik innerhalb der abhängig Beschäftigten ausgelöst haben. Einen dritten Diskussionspunkt stellt die Frage nach der kognitiven Leistungsfähigkeit und der Praxisrelevanz von Arbeits- und Industriesoziologie im Zusammenhang mit der Humanisierung der Arbeit dar.

Die »Einführung in die Arbeits- und Industriesoziologie« versammelt Beiträge, die einen guten Überblick vermitteln über den aktuellen Diskussionsstand; sie läßt sich als eine Art Zwischenergebnis zu zentralen Themenschwerpunkten und Methodenproblemen in der neueren Arbeits- und Industriesoziologie verstehen. Einen Fortschritt im Vergleich zu anderen neueren Lehrbüchern stellt dieses wegen der ansatzweise gelungenen Verbindung von systematischer Analyse des kapitalistischen Rationalisierungsprozesses mit der empirischen Darstellung seiner betrieblichen und außerbetrieblichen Verlaufsformen und Folgen für die abhängig Beschäftigten dar.

Die einleitenden Kapitel von Rammert, Wachtler und Littek beziehen sich auf die kapitalbestimmte Dynamik von Arbeit, Arbeitsteilung und Rationalisierung im gesellschaftlichen und betrieblichen Entwicklungsprozeß. Der Rationalisierungsprozeß wird gefaßt als Verschränkung von Produktivkräften (Technisierung/Organisierung/Verwissenschaftlichung) und Produktionsverhältnissen (Kapitalverwertung und soziale Machtasymmetrie).

Unter Anschluß an frühere Arbeiten zur Gleichzeitigkeit von historischem Fortschritt und seiner strukturell begrenzten Darstellungsform unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen etwa bei O. Bauer oder Altmann/Bechle bildet die ökonomische Formbe-

stimmtheit und die Bedeutung von kapitalistischer Rationalisierung für die Reorganisation des Arbeitsprozesses eine Art roten Faden für die Beiträge des Sammelbandes. Es bleibt allerdings das auch von den Herausgebern benannte Problem, daß dieser rote Faden nicht in allen Beiträgen präsent ist.

In zwei weiteren Teilen werden die Auswirkungen der technisch-organisatorischen Rationalisierung auf die betriebliche Arbeitskraftnutzung und die berufliche Verfassung der Arbeit untersucht. Insbesondere die Kapitel über die Veränderung betrieblicher Kontroll- und Herrschaftsformen (Littek), über Reproduktionsrisiken und Sozialpolitik (Böhle) und zur Arbeitsmarktsegmentation (Neuendorff) sind überzeugend angeschlossen an die eingangs formulierten Überlegungen zur kapitalistischen Rationalisierung. Demgegenüber verweisen die Kapitel über »Berufe als Organisationsformen menschlichen Arbeitsvermögens« (Beck/Brater) und zur Arbeit der Frau in Beruf und Familie (Diezinger/Eckart/Kramer/Marquardt/Martiny und Metz-Göckel) auf Lücken in der industriesoziologischen Forschung. Die Darstellungen zu den Rationalisierungsprozessen im betrieblichen Kontext werden abgerundet durch einen Beitrag von Schmidt zur Humanisierung der Arbeit, in dem die unterschiedlichen Erwartungen gesellschaftlicher Gruppen bzw. die bis heute kontrovers gebliebenen Positionen in der sozialwissenschaftlichen Diskussion zum Humanisierungsprogramm diskutiert werden.

Der vierte Teil des Sammelbandes über Sozialisation und Bewußtsein verweist auf einen bis heute unbefriedigenden Stand der industrie- und arbeitssoziologischen Diskussion: Deutlich wird erstens eine durch die Diskussion über die Technisierung/Organisierung/Verwissenschaftlichung nicht mehr haltbare Trennung von Industrie- und Berufssoziologie (ähnliches gilt in der Beziehung zur Organisationssoziologie, worauf unlängst H. Hartmann aufmerksam gemacht hat). Der Beitrag von Seltz zeigt, daß bei einer solchen Integration unterschiedlicher Ebenen und Bereiche von industrieller Arbeit auch die überlieferte Separation der Beschäftigten entlang der Arbeiter-Angestelltenlinie nicht länger trägt. Ein zweites Defizit zeigt sich im Bereich der Untersuchungen zum gesellschaftlichen Bewußtsein. Nicht so sehr der Mangel an theoretischer Analyse, sondern die Vermittlung verschiedenartiger Theoriestränge und Untersuchungshorizonte wie etwa der ökonomischen Formanalyse und sozialisationstheoretisch-subjektbezogener Ansätze erweist sich dabei als problematisch. So stehen die Annahmen und Befunde des Beitrags über »Sozialisation durch Arbeit« (Schumm) weithin beziehungslos neben dem Kapitel von Kudera/Ruff/Schmidt über die Diskussion zum Arbeiterbewußtsein. Die dabei präsentierten Ansätze und die nach wie vor offenen Fragen zeigen, daß eine theoretisch-genetische Ableitung von Bewußtseinsformen und Interessenlagen, längsschnittartige Untersuchungen zur beruflichen und vorberuflichen Sozialisation und schließlich die subjektiv gerichtete Rekonstruktion von Individualität und Identität *nicht* innerhalb einer einzigen Theoriestrategie zureichend zu integrieren sind.

In einem abschließenden Teil über »Wandel und Krise der Industriegesellschaft« wird der Bezug zur eingangs formulierten Problemstellung auf gesamtgesellschaftliche Entwicklungen ausgeweitet. U. Berger und Engfer diskutieren die Reichweite und Bedeutung sektoraler Strukturveränderungen, die Beiträge von Fröbel/Heinrichs/Kreye/Münster und von J. Berger behandeln die Thematik gesellschaftlicher Rationalisierung und Fehlrationalisierung vor dem Hintergrund der »neuen Internationalen Arbeitsteilung« bzw. unter Bezugnahme auf das Krisenproblem. Die Beiträge verdeutlichen, daß eine gesamtgesellschaftlich erweiterte Theorie des technisch-organisatorischen Wandels wegen der zunehmenden Bedeutung »externer« Vergesellschaftungsfolgen auch für den unmittelbaren Kapitalverwertungszusammenhang eine Reihe von Integrations- und Vermittlungsproblemen aufwirft. Auch die Bestimmung der Bedingungen und Verlaufsformen des Einsatzes von Arbeitskraft lassen sich nicht mehr zureichend nach dem Muster einfacher Strukturen oder Ablauflogiken fassen. Weder läßt sich das Kapital als Produk-

tionsverhältnis mit einer bestimmten (z.B. tayloristischen) Struktur des Arbeitsprozesses identifizieren, noch scheint die Fortexistenz von Kapitalherrschaft umgekehrt bereits durch Maßnahmen wie die Anhebung des Qualifikationsniveaus von Arbeitskraft oder die Einrichtung teilautonomer Gruppen etc. eine Einschränkung zu erfahren. Eines der wichtigsten Theorieprobleme besteht darin, die »Reflexivität« des kapitalistischen Verwertungs- und Herrschaftsmechanismus und eine hierauf zu beziehende gewerkschaftliche Arbeitspolitik genauer zu bestimmen.

Die Arbeit von Bechtle läßt sich als Versuch begreifen, den strukturellen Wandel der betrieblichen Erscheinungsformen des Systemproblems (Produktivkraftentwicklung, Mehrwertaneignung und Herrschaftssicherung) zu erfassen. Bechtle knüpft an frühere Ansätze zur Diskussion des betrieblichen Zusammenhangs von Herrschaft und Produktivkraft an, die er gemeinsam mit N. Altmann (1971) bzw. mit Altmann und Düll (1974) verfaßt hat. Er zielt auf die Entwicklung eines Erklärungsschemas für Handlungsprobleme des betrieblichen Arbeitseinsatzes, in dem über den Taylorismus und die Human Relations hinaus auch moderne betriebliche Strategien des Arbeitseinsatzes und die Bedingungen einer Humanisierung der Arbeit erfaßt werden sollen. Er bezweckt zugleich eine Kritik derjenigen marxistischen Erklärungsansätze, die von einer strikt determinierenden Wirkung ökonomischer oder stofflich-zeitökonomischer Bedingungen kapitalistischer Produktion auf die Arbeitssituation ausgehen und die Mittel-Zweck-Thematik nur als starres und historisch invariantes Gegenüber von Verwertungs- und Reproduktionsinteresse fassen. Bechtle konzentriert sich auf die Klärung des Verhältnisses der gesellschaftlichen Formbestimmtheit von Arbeit zur Produktions- und Organisationslogik einzelbetrieblicher Arbeitsprozesse. Die Interdependenzen von Betrieb und Gesellschaft versucht er systemtheoretisch zu rekonstruieren, wobei er sich teilweise an K.H. Tjaden und an N. Luhmanns Systemtheorie orientiert. In einem ersten Schritt rekonstruiert der Autor den Zusammenhang von Warenform und gesellschaftlicher Arbeit in der kapitalistischen Gesellschaftsformation. Die eigentümlich verkehrte Beziehung menschlicher Naturaneignung wird dabei, dem funktionalistisch-systemtheoretischen Ansatz folgend, als Generierung und Reduktion von Komplexität gefaßt. Dies wird in einem zweiten Schritt auf die Vergesellschaftungslogik einzelbetrieblich-konkurrierender Kapitale als dominanten Einheiten des Wirtschaftens bezogen. Der Autor untersucht die Vermittlungs- und Veränderungsformen von Systemzielen (Produktivkraftentwicklung und Verfügung über gegenständliche und soziale Prozesse) und von darauf bezogenen Mitteln des Kapital-, Technik- und Arbeitseinsatzes als Beiträge, Folgewirkungen und (dadurch ausgelöste) Entwicklungsdynamiken in der Funktions- und Legitimationsperspektive. Bechtle faßt den vom »Betrieb« angezielten Zustand eines offenen, gestaltbaren Gleichgewichts unter kontingenten Umweltbedingungen als den der inneren und äußeren »Autonomie«. In einem abschließenden Teil untersucht Bechtle die immanenten Grenzen tayloristischer Arbeitsorganisation und mögliche alternative Perspektiven auf den Ebenen arbeitsbezogener Handlungs- oder Verhandlungsautonomie. Er zeigt, daß sich eine extensive Zerlegung und eine lediglich lohnbezogene Steuerung von Arbeit auch für langfristige Verwertungsziele dysfunktional erweisen kann — umgekehrt verweist er auf die Gefahr der Partikularisierung und des Korporatismus im Falle einer lediglich betrieblichen Steigerung von Handlungsautonomie. Eine systemtheoretische Reinterpretation verschiedener Theoriekonzepte und empirischer Ergebnisse der Industriesoziologie könnte unter Fortführung der bei Bechtle angelegten Argumente die soziale Dynamik interdependenter Muster der Arbeitspolitik von Kapital und Arbeit aufspüren. Problematisch erscheint im Lichte der Bechtle'schen Analyse darüber hinaus die Regulierungsagentur Betrieb selber. Dies könnte bedeuten, daß die Auseinandersetzung mit dem Taylorismus über die immer wieder benannten Konfliktzonen (Belastungs-, Lohn- und Qualifikationspolitik) hinaus eine spezifisch überbetriebliche Form der Regulierung von Ausbildung, Arbeits-

einsatz und Beschäftigungssicherung erforderlich macht. — Die Arbeit von Edwards untersucht vor dem Hintergrund der ökonomischen Entwicklung der USA seit Anfang des Jahrhunderts die Formen betrieblicher Herrschaft und ihren Funktionswandel im Gefolge der Konfliktgeschichte der Arbeitsbeziehungen. Ähnlich wie H. Braverman (vgl. *Das Argument* 118, 899ff.) geht Edwards aus von einer Kritik der Effizienztheorie von betrieblicher Herrschaft. Die zunehmende Komplexität des wirtschaftlichen Prozesses, ein steigender Steuerungsbedarf von anonymen Großorganisationen oder die Sachzwänge der Technologie können demnach die Fortexistenz hierarchischer Strukturen im Arbeitsprozeß nicht begründen. Edwards führt das betriebliche Hierarchie- und Kontrollsystem zurück auf das unternehmerische Motiv nach Aneignung fremder unbezahlter Arbeit und will den Funktionswandel betrieblicher Herrschaftsformen primär erfassen als Resultat der sozialen Auseinandersetzungen zwischen Kapital und Arbeit über die Kontrolle des Arbeitsprozesses, wobei die Wahl einer Technologie oder einer bestimmten Organisationsstruktur ihrerseits in Verbindung gebracht wird mit betrieblichen Kontrollinteressen.

Edwards belegt sehr anschaulich anhand des Monopolisierungs- und Dualisierungsprozesses in der US-Ökonomie, daß die betrieblichen und gesellschaftlichen Klassenausinandersetzungen als zentraler dynamisierender Faktor bei der Entwicklung und Verfeinerung des betrieblichen Leitungs- und Kontrollinstrumentariums anzusehen sind. Die Entwicklung von einfachen Formen personaler Herrschaft über die technische bis zur bürokratischen Kontrolle wird als historischer Ausdruck des Motivs einer kapitalbestimmten Verfügung über den Arbeitsprozeß unter der Bedingung zunehmender Vergesellschaftung der Produktion dargestellt. Den interessantesten und in dieser Perspektive sicherlich weiterführenden Teil der Edwardschen Arbeit stellen die abschließenden Kapitel dar, in denen der Autor den Zusammenhang darstellt zwischen den drei Formen der betrieblichen Kontrolle und den dadurch bedingten Strukturen der Differenzierung und Hierarchisierung der Arbeiterklassen. Edwards schließt an die Untersuchungen von Piore u.a. zur Dualisierung des Arbeitsmarktes an und zeigt, daß insbesondere die moderne Form der bürokratischen Kontrolle eine zunehmende Unterordnung der Gewerkschaftspolitik unter die Imperative der Kapitalverwertung nach sich gezogen hat. Die These, daß dies speziell unter stagnierenden Bedingungen von Beschäftigung eine zunehmende Partikularisierung von Interessen und die Marginalisierung eines zunehmenden Teils der gegenwärtigen oder der nachrückenden Generation der abhängig Beschäftigten zur Folge hat und umgekehrt die Gefahr einer Partikularisierung der Arbeiterbewegung verstärkt, verdeutlicht dabei die Aktualität der Edwardsschen Analyse auch für die Verhältnisse in der BRD und in anderen westeuropäischen Ländern. Als wichtige Schlußfolgerung der Edwardsschen Arbeit bleibt festzuhalten, daß die Analyse der gesellschaftlichen Klassenverhältnisse in dem Maße die Berücksichtigung der außerbetrieblichen Lebensformen und Sozialisationsbedingungen notwendig macht, wie die Kapitalherrschaft selber auf die Sozialisations- und Lebensbedingungen abhängig Beschäftigter übergreift — einerlei, ob dies als intentionaler Prozeß oder als faktisches Resultat sozialer Regelungsformen sich darstellt.

Die Arbeit von Didicher behandelt betriebliche und gesellschaftspolitische Strategien von Unternehmern, Gewerkschaften und Staat im Zusammenhang mit der Humanisierung der Arbeit. Seine Argumentationslinie gewinnt der Autor in Auseinandersetzung mit den programmatischen Absichten und den Handlungsstrategien dieser drei Akteure. Der Autor stellt in einem zweiten Teil empirische Ergebnisse einer Umfrage bei 18 (mittleren und kleineren) Betrieben der württembergischen Metallindustrie zur Umsetzung von Humanisierungsforschung vor und trägt damit zur Klärung der Frage nach dem aktuellen Realisierungsgrad und dem faktischen Durchsetzungsgewicht etwa von arbeitnehmerorientierten Interessen bei. Die abschließenden Forderungen zur Humanisierung

der Arbeit beziehen sich v.a. auf den überbetrieblich-gesellschaftlichen Regelungsbedarf zu einer arbeitnehmerorientierten Humanisierungspolitik.

Didicher setzt in der Folge seiner programm- und ideologiekritischen Vorgehensweise nicht an bei empirischen Beschäftigteninteressen, sondern geht aus von den verfaßten und institutionalisierten Formen betrieblicher Personalpolitik, von kollektiven, tariflichen Regelungen und von staatlicher Sozialpolitik. Ähnlich wie die Vertreter des sog. Betriebsansatzes, ortet auch Didicher die grundlegenden Prozesse und Auslösemechanismen für Humanisierungsbedarf auf der Ebene des betrieblichen Arbeitseinsatzes. Obwohl in einem anderen Bezugsrahmen entwickelt, wird auch hier die These vertreten, daß die Tendenzen der Vergesellschaftung von Arbeit (steigende Organisations- und Markt komplexität, Einwirkung gesellschaftlicher Machtlagen) und nicht zuletzt die Defizienz rigider Taylorisierung auch für längerfristige Kapitalinteressen selber zu Konzessionen gegenüber Qualifizierungs- und Flexibilisierungsansprüchen zumindest von Teilen der Arbeitenden drängen. Läßt sich aus dem analytischen Teil der vorliegenden Arbeit mithin die auch andernorts betonte Möglichkeit zu einer Überformung von Kapitalstrategien mit humanisierungspolitischer Zielsetzung herauslesen, so zeigen die empirischen Fallbeschreibungen im folgenden Teil der Arbeit, wie weit die reale Praxis noch von der Ausschöpfung solcher Humanisierungspotentiale entfernt ist. Infolge des realen Wissens und der gegebenen Machtverhältnisse sind demnach Humanisierungsmaßnahmen überwiegend auf Probleme des Arbeitsschutzes beschränkt geblieben und auch hier eher als Abbau von Spitzenbelastungen denn als eine für die Betroffenen langfristig erträgliche Belastungsverminderung wirksam geworden. Wenn der empirische Teil der Analyse auf den dringenden Bedarf nach Verbesserung des gewerkschaftlichen Wissenschafts- und Politikinstrumentariums zur Humanisierung der Arbeit verweist, so enthalten die abschließenden gesellschaftspolitischen Schlußfolgerungen noch eine weitere wichtige Überlegung. Im Rahmen der geforderten überbetrieblichen Kontrolle von Humanisierungspolitik macht Didicher nicht allein auf das Ungenügen einer lediglich subsidiär verstandenen staatlichen Sozialpolitik aufmerksam. Defizitär sind angesichts der zunehmenden materialen Betroffenheit auf der Ebene von Gesundheitsfolgen, von Massenarbeitslosigkeit und der zunehmenden Marginalisierung von legitimen Beschäftigteninteressen in zunehmendem Maße auch die monetären und legalen Regelungsmedien von Interessenkonflikten. Auch wenn von einer überwiegend auf ideologiekritischem Terrain operierenden Arbeit kaum praktikable Problemlösungen dazu zu erwarten sind, liefert die Arbeit von Didicher dennoch zu Fragen einer alternativen Arbeits- und Beschäftigungspolitik wichtige Ansatzpunkte. Niels Beckenbach (Münster)

Psychologie

Filipp, Sigrun-Heide (Hrsg.): Kritische Lebensereignisse. Verlag Urban & Schwarzenberg, München 1981 (307 S., br., 36,- DM)

Diese Monographie behandelt einen komplexen Problembereich, der im Schnittfeld von Klinischer Psychologie/Psychiatrie einerseits und Sozialisation/Entwicklungspsychologie andererseits liegt. Wissenschaftshistorisch verdankt er seine Existenz der Psychiatrie, wo der »life-event«-Ansatz als »logisches Gegenstück zur genetischen Forschung« (Cooper) erarbeitet wurde. In der Entwicklungspsychologie wurde die Bedeutung kritischer Lebensereignisse in jüngerer Zeit im Rahmen der Entwicklung über die gesamte Lebensspanne angegangen. Darüber hinaus berührt die Lebensereignisforschung wesentliche theoretische und methodische Grundfragen der Psychologie. Das Buch berichtet über Grundlagenprobleme und spezifische Fragestellungen. Es gibt eher einen Überblick über die Erforschung als über den gesammelten Wissensstand der verschiedenen Aspekte der

Lebensereignisse. Dem diesbezüglich Interessierten bietet es umfangreiche bibliographische Hinweise.

Die Rolle von Lebensereignissen wurde vorrangig in einem einseitig soziologischen Muster bearbeitet. Erlebnisse wurden als äußere Belastungen, wie bei Reiz und Reaktion, in ihrer Auswirkung auf psychische Korrelate untersucht, oft retrospektiv und an präselektierten Stichproben. Ob diese Arbeiten dem behavioristischen Situationismus, dem traditionellen Streß-Konzept oder einem varianzanalytischen Interaktionismus verpflichtet waren, in einem waren sie sich gleich: einer einseitigen Abhängigkeit des Psychischen von den definierten vorauslaufenden Ereignissen. Die Sozialisationsforschung bildet hier eine Ausnahme. Sie untersuchte weitgehend noch nicht einmal die biographischen Erlebnisse, sondern deren soziale Differenzen in ihrer Verteilung und Wirkung (273). Die Modelle, auf die rekurriert wurde, sind hinfällig: der Situationismus, weil er den epistemischen und tätigen Subjektcharakter mißachtete; das Streßmodell, weil es in der Streßwirkung Variabilität und Verlaufsprozeß geringschätzte (36ff., 198ff.); der Interaktionismus, weil er Ursache und Wirkung zu starr trennte und ihren dialektischen Entwicklungsverlauf unbeachtet ließ (9, 41f., 276ff.). Kritische Lebensereignisse werden allgemein neu definiert als »Stadien relativen Ungleichgewichts in dem ... Passungsgefüge zwischen Person und Umwelt« (24, 10ff.). Nicht mehr das Ereignis steht im Mittelpunkt, sondern zunehmend die innere und äußere Tätigkeit des Individuums in ihrem Entwicklungsprozeß. Bewertung, Bewältigung und Kontrollierbarkeit sind die neuen Konstrukte, die das unmittelbare Geschehen abbilden sollen, aber auch in persönlichkeitspsychologischer Perspektive veranschlagt werden. Es wird z.B., wenn auch eher beiläufig, erwähnt, daß Kontrollierbarkeit von Situationen keine rein subjektive, sondern auch ereignisabhängige Sache ist (77). Aus Erfahrungen entwickelt das Individuum dann entsprechende Kontrollmotivation (241). Das »Passungsgefüge zwischen Person und Umwelt« ist nicht nur als einfaches »relationales Konzept« (213) aufgefaßt, sondern realisiert sich durch kognitive und praktische Funktionen eines Individuums, das gesellschaftlichen und historischen Einflüssen unterliegt (20ff., 177ff., 280). Dieses Denken ist in der akademischen Psychologie neu. Die wichtigsten Impulse hierzu kommen aus den kognitiv-phänomenologischen Modellen der Belastungs-Beanspruchungs-Verarbeitung und aus dem Ansatz der sog. Entwicklungsaufgaben in der Entwicklungspsychologie (123ff.). Hier sind Anschlußstelle und Herausforderung für eine materialistische Psychologie. Die Forschung zu den Lebensereignissen hat, das zeigt das Buch, die Theorie-defizite in der Psychologie, insbesondere den Mangel erklärender Modelle aufgezeigt. Sie schälen sich um so stärker heraus, je mehr »Tätigkeit« und »Entwicklung« ins Zentrum psychologischer Analysen rücken. Solch paradigmatische Fragen und die methodischen Probleme (wie Antezedenz-Konsequenz-Muster [44, 64], Sequenzmodelle [86], Zeitreihen- und Verlaufsanalysen) werden nach und nach im Rahmen bereichsspezifischer Forschungen zu klären sein. Sie sind vorerst noch nicht allgemein befriedigend zu beantworten. Es ist ein entscheidendes Verdienst dieses Buches, auf so wesentliche theoretische und methodische Fragen ausdrücklich aufmerksam gemacht zu haben. Es weist auf den Weg einer psychologischen Erlebnis- und Handlungsforschung im Rahmen des Lebenslaufs.

Josef A. Rohmann (Soest)

Binder, Ute, und Hans-Jörg Binder: Klientenzentrierte Psychotherapie bei schweren psychischen Störungen. Neue Handlungs- und Therapiekonzepte zur Veränderung. Fachbuchhandlung für Psychologie, Frankfurt/M. 1981 (300 S., br., 28,- DM)

Das Buch ist nicht neu auf dem Markt, sein Inhalt um so aktueller. Seit es 1979 erschienen ist (zweite Auflage 1981), hat es zumindest in Insider-Kreisen (vor allem in der Gesellschaft für wissenschaftliche Gesprächstherapie) einiges Aufsehen erregt, einige nannten es sogar »ketzerisch«. Zielsetzung und Motivation sind Veränderungs- und Entwick-

lungsmöglichkeiten von Personen und das Aufzeigen der dazu relevanten Bedingungen. Das zentrale Thema ist dann auch die Darstellung therapeutischer Prozesse im Hinblick auf »Personenveränderung« durch die Therapiekonzepte: Intensität (dynamisches Veränderungskonzept), Power (Sicherheitskonzept), Commitment (Beziehungskonzept). Therapie nicht als »Entstörungsmaschine«, als »Korrektur von Fehlverhalten« zu begreifen, sondern als Möglichkeit zur »konstruktiven Persönlichkeitsveränderung«, bedarf radikaler Infragestellung traditioneller Therapiekonzepte und gleichzeitig Alternativüberlegungen zum »geschlossenen Persönlichkeitsmodell« und traditionellen Menschenbild. Wesentlich dazu ist das Kapitel 1: »Versuche zu Alternativüberlegungen zu Personenmodellen«. Hier wird eine notwendige und kritische Auseinandersetzung über die Bedeutung von offenen und geschlossenen Personenmodellen für den therapeutischen Prozeß betrieben. Problematisiert werden geschlossene Denk- und Handlungsmuster, unhinterfragte Werte und Normen und festgefügte Grundannahmen, die für den Therapeuten wie für den Klienten gleichermaßen gelten. Die Autoren selbst haben Probleme mit diesem Kapitel, weil es ihnen eher gelungen ist, die klassische Person als bestehendes, vertrautes Modell (und Menschenbild) sichtbar zu machen, als ein neues positives Bild von alternativer Persönlichkeit zu entwerfen. Diese Offenheit aber ist wesentlich für ihr ganzes Konzept eines »dynamischen Therapieprozesses«. Den meisten psychotherapeutischen Schulen aller Richtungen liegen mehr oder weniger festgelegte Zielvorstellungen zugrunde, die die »psychisch normale, gesunde Person« bzw. das »klassische Personenmodell« und den therapeutischen Prozeß bestimmen. Entsprechend den gesellschaftsspezifischen Normen und Werten sind diese Zielvorstellungen definiert über Kriterien wie z.B. Leistungs- und Realitätstüchtigkeit, Reife, Vernunft, Ausgeglichenheit etc., die wiederum selbstverständliche Allgemeingültigkeit haben. Diese Normen und Werte, die über »vorgeschalte Ordnungsstrukturen als Superstruktur« (7, 21) funktionieren und bei Nicht-(mehr)-Funktionieren zu großen Leidensprozessen führen können, gilt es in Frage zu stellen; gleichermaßen das immer auf einen »Endzustand gerichtete Handlungsziel«, das keinen (oder nur auf Kindheit und Jugend begrenzten) aktiven, dynamischen Entwicklungsprozeß zuläßt.

Die Autoren bezeichnen ihre geschlossene und alternative Persönlichkeit (»veränderungsorientierte Person«) als Modell und darin liegt eine Schwäche. Sie manifestieren, was »geschlossene Person« ausmacht, leiten sie aber nicht ab aus einer Analyse kapitalistischer Gesellschaftsordnung, die solche »Personen« für ihre Erhaltung benötigt und immer wieder neu reproduziert. So wird das radikale Potential nicht deutlich, das in der »veränderungsorientierten Person« (24) steckt und die sich durch das Verzichtekönnen auf vorgeschaltete Superstruktur und durch mehrdimensionales Denken, Handeln und mehrdimensionale Zielsetzungen auszeichnet. Der »veränderungsorientierte Ansatz« verlangt zwangsläufig andere therapeutische Grundhaltungen, die sich am Problembewußtsein des Patienten »wie diffus auch immer« (51) orientieren und darin Möglichkeiten neuer Personenentwicklung sehen; er verlangt auch radikale Bereitschaft, Positionen des Therapeuten in Frage zu stellen, und kritische Position gegenüber wissenschaftlich begründeten Wertungen und experimentell ermittelten Daten. Noch deutlicher: Die Autoren verlangen Verzicht auf abgeschlossene Lösungen, Kategorisierungen, Techniken und Absage an systemschließende Beurteilungskriterien. Eine zentrale Voraussetzung für diese Therapie ist ein »Konzept der Gleichrangigkeit« zwischen Klient und Therapeut zur Ermöglichung eines gemeinsamen auf »Selbstaktualisierung gerichteten emanzipatorischen Lernprozesses«. Unklar bleibt allerdings, woraus die Autoren ihr Konzept der Gleichrangigkeit ableiten. Die »einwirkungsorientierte Autonomie« der Person auf die Umwelt als Therapieziel und als wesentliches Moment in der Formulierung veränderungsorientierter Persönlichkeit und korrespondierend dazu ein Verzicht auf gesetzte Superstruktur sind leider — oder in weiser Voraussicht? — nur auf die »nicht-integrier-

ten Freiräume« gerichtet. Wie diese gelebt werden, so die Autoren, ist für ihr Konzept wichtig. Unabhängig vom Unbehagen, welches mir die Begriffe »autonom« und »nicht-integriert« bereiten — aber das zu diskutieren würde diesen Rahmen sprengen —, fällt auf, daß bei der veränderungsorientierten Person bzw. dem Verzicht auf Superstruktur ein elementarer und »klassisch-integrierter« Bereich fehlt: die Arbeitswelt. Das angesprochene Klientel stammt mehrheitlich aus den »unteren sozialen Schichten« und deren Arbeitswelt ist erfahrungsgemäß eher durch ausführende, monotone, zeitlich vorgegebene Tätigkeiten (gesetzte Superstruktur) geprägt. Ich muß den Autoren zugestehen, daß sie das Nebeneinander von »klassisch integrierten Bereichen« und »Freiräumen« gerade für die veränderungsorientierte Person als möglich ansehen, aufgrund der ihr fehlenden »vorgeschalteten Ordnungsstrukturen als Superstruktur«.

Die Autoren wenden sich gegen eine Non-Verbale Therapie bei »Unterschichtklienten«, die auf dem Vorurteil beruht, Menschen »unterer sozialer Schichten« hätten mangelndes (nicht möglich anderes) Reflexions- und Sprachvermögen. Im Plädoyer für eine Non-Verbale Therapie zeigen sich für sie am deutlichsten die Konsequenzen des klassischen Personenmodells, »die Beschränkung auf ein technisches Funktionieren im Status quo ohne Defekte und Störungen« (53). Problematisch finde ich, daß sie in ihrer Kritik Gestalttherapie, Verhaltenstherapie und traditionelle Entwicklungspsychologie mit der Psychoanalyse gleichstellen. Die Autoren selbst verwenden psychoanalytische Kategorien und es wird nicht deutlich, worauf sich ihre Kritik bezieht, auf die Psychoanalyse als Persönlichkeitstheorie oder auf ihre heutige »Heilungstechnik«. Binder/Binder arbeiten nach dem therapeutischen Ansatz von Rogers, in dem sie — trotz aller Unterschiede — eine grundsätzliche Übereinstimmung in Richtung »Selbstbestimmung, Entwicklungs Offenheit und Flexibilität« sehen; für sie ist es vorrangig die »humanistische Psychologie«, die sich mit Alternativen in Forschung und Praxis beschäftigt.

Christine Schön (Frankfurt/M.)

Medizin

Dörner, Klaus, A. Egetmeyer und K. Koenning: Freispruch der Familie. Psychiatrie-Verlag, Wunstorf/Hannover 1982 (192 S., br., 18,- DM)

Dieses neue Buch aus dem Psychiatrie-Verlag ist als Ergänzung und Fortführung des bekannten Werks »Irren ist menschlich« von Klaus Dörner und Ursula Plog zu sehen: Statt der psychiatrischen Patienten stehen jetzt jedoch deren Angehörige im Mittelpunkt. Der Untertitel lautet: »Wie Angehörige psychiatrischer Patienten sich in Gruppen von Not und Einsamkeit, von Schuld und Last frei-sprechen«. Ausgangsthese des Buches ist, daß die immense seelische Not der Angehörigen von den psychiatrisch Tätigen bisher nicht gesehen wurde, ja vielfach noch durch Schuldzuweisungen vergrößert worden ist (etwa so: »Bei der Mutter muß man ja verrückt werden!«). Das Leiden der Angehörigen sei jedoch gleich groß wie das der Patienten, »ja, dieses Familienleiden (ist) eine Einheit« (36), deshalb müsse auch den Angehörigen die Möglichkeit eingeräumt werden, über ihre Probleme sprechen zu können. Der entwickelte Ansatz der Gruppenarbeit wird dabei als »von unten« — aus der täglichen Arbeit und Erfahrung im Krankenhaus — kommend der Familientherapie gegenübergestellt, die mit viel Theorie »von oben« — z.B. der Universität — herabkomme.

Das Buch gliedert sich in fünf Abschnitte. In zwei Teilen berichten Angehörige selbst über ihre Erfahrungen mit der Psychiatrie und über Selbsthilfegruppen. Die Autoren schildern zusammen mit Ch. Köttgen ihre Erfahrungen mit der Angehörigenarbeit und stellen konkrete »Handwerksregeln« für die Gruppenpraxis zusammen. Vier bereits anderweitig publizierte Texte wissenschaftlicher Bearbeitung des Themas werden angefügt

und abschließend kommentiert A. Egetmeyer ziemlich kurz weitere Literatur als »Hilfe zum Weiterlesen«.

Das Buch hat mich bereits vom ersten Satz an provoziert: »Seit es Psychiatrie gibt, füngen wir psychiatrisch Tätigen den Familien und Angehörigen psychiatrischer Patienten täglich schreiendes Unrecht, Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu ...« Ärger und Abwehr waren erste Reaktionen: Muß denn in unserer Arbeit wirklich immer alles nur negativ gesehen werden? Bei der weiteren Lektüre — insbesondere der Berichte von Angehörigen — tauchten dann jedoch immer mehr Erinnerungen an eigene Handlungen in der psychiatrischen Arbeit auf, die hilfessuchende Eltern oder Angehörige vor den Kopf gestoßen und allein gelassen haben. Wie wenig ist doch die medizinische Ausbildung in der Lage, den Blick dafür zu schärfen, daß man es bei psychischen Krankheiten immer mit gestörten Beziehungen zwischen mehreren Menschen zu tun hat. Stattdessen wird Krankheit zum individuellen Schicksal, Freunde und Verwandte werden zu Fremden, wenn man von ihnen die Anamnese erhebt. In den Berichten dieses Buches wird in teilweise beklemmender Weise beschrieben, zu welcher Not solch ein Verhalten bei Angehörigen führen kann.

Das Buch enthält weiterhin die wichtige These, daß die eigene Hilflosigkeit, die man sich in psychiatrischer Therapie ja immer wieder eingestehen muß, den Nährboden für verkürzte, scheinbar naturwissenschaftliche Erklärungsversuche dieser Störungen bereitet. Letztlich bestehen dabei zwischen erbbiologischen Ansätzen und der Annahme einer »schizophrenen Mutter« keine grundsätzlichen Unterschiede, vielmehr handelt es sich wohl wirklich nur um zwei Seiten der gleichen Medaille (32). Der von den Autoren vorgestellte Weg der Gruppenarbeit mit Angehörigen erhält als Möglichkeit zum Freispruch von solcher Schuld seine Faszination sicher auch auf dem Hintergrund, daß eine leicht praktikierbare Methode (außer Bereitschaft zuzuhören, ist keine Voraussetzung nötig) angeboten wird, um Wiedergutmachung leisten zu können. Ob ein solcher aus schlechtem Gewissen den Angehörigen gegenüber gespeister Druck ausreicht, um die Gruppenarbeit fortführen zu können, bleibt zweifelhaft. Karl Böker (Hamburg)

Meerwein, Fritz (Hrsg.): Einführung in die Psycho-Onkologie. Verlag Hans Huber, Bern/Stuttgart/Wien 1981 (225 S., br., 29,- DM)

Welche Bedürfnisse trägt der Krebspatient an die behandelnden Ärzte, Krankenschwestern und Sozialarbeiter heran? Wie gehen Patienten und Therapeuten mit ihren Ängsten um? Wie gestaltet sich das Verhältnis zwischen dem Erkrankten und seiner Umwelt? Dies sind einige der wichtigsten Fragen, welche aus der Perspektive der verschiedenen Berufsgruppen mehrerer schweizer Krankenhäuser beantwortet werden. Das Buch ist gleichermaßen ein Plädoyer für die uneingeschränkte »Wahrhaftigkeit am Krankenbett« wie eine Ermutigung für alle, die täglich mit Krebskranken zu tun haben. Dies ist um so bedeutsamer, als die Autoren nicht etwa eine Außenseitermedizin propagieren, sondern zu Behandlungsteams bekannter schweizer Kliniken gehören. Klassische Einwände gegen die geforderte Ehrlichkeit im Umgang mit den Kranken werden in überzeugender Weise widerlegt. Die Notwendigkeit der Zusammenarbeit zwischen Onkologen, Krankenschwestern, Psychiatern, Psychologen und Sozialarbeitern wird nicht zuletzt durch zahlreiche exemplarische Krankheitsverläufe belegt. Die umfangliche Literatur zur Psychogenese maligner Erkrankungen wird kritisch gewürdigt. Die Beiträge werden allesamt von einem therapeutischen Optimismus getragen, der sich gegen den »Mythos« Krebs wendet. Die malignen Tumoren werden als teils heilbare, teils anderen schweren chronischen Erkrankungen vergleichbare Erkrankungen verstanden. Schwächen im System der Versorgung, so in der Zusammenarbeit zwischen Hausärzten und onkologischen Zentren, werden benannt.

Wer Krebspatienten betreuen will, kann an diesem Buch nicht vorbeigehen. Wer die

oft desolante Situation dieser Kranken in unseren Kliniken und in der Nachsorge verändern will, der wird nach der Lektüre dieses Buches motivierter an seinem Ziel weiterarbeiten können.

Norbert Schmacke (Bremen)

Hauß, Friedrich (Hrsg.): Arbeitsmedizin und präventive Gesundheitspolitik. Campus-Verlag, Frankfurt/New York 1982 (320 S., br., 48,- DM)

Im vorliegenden Band sind die Referate einer gleichnamigen Tagung, die im Mai 1981 in Berlin — parallel mit der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Arbeitsmedizin — stattfand, gesammelt. Veranstaltet wurde diese Tagung vom Internationalen Institut für Vergleichende Gesellschaftsforschung/Arbeitspolitik am Wissenschaftszentrum Berlin. Die beiden parallel tagenden Kongresse illustrieren das weite Spektrum von Betrachtungsweisen des Zusammenhangs zwischen Krankheit/Gesundheit einerseits und Arbeitsbedingungen andererseits. In den herkömmlichen Arbeitswissenschaften — so auch der Arbeitsmedizin — wird dieser Zusammenhang in der Regel nur in den unmittelbarsten Beziehungen — so z.B. den Berufserkrankungen oder Unfällen — gesehen. Das Verständnis der in dem vorliegenden Band publizierenden Autoren hingegen ist ein anderes: Arbeit und Arbeitsbedingungen haben nicht nur auf Berufserkrankungen, Arbeitsunfälle oder in toxikologischer Sicht ihre Auswirkungen, sondern sie haben sie auch auf alle volksgesundheitlich relevanten Erkrankungen. Das auffälligste Charakteristikum der einzelnen im Band publizierten Arbeiten ist diese erweiterte Sichtweise der Beziehung zwischen Arbeit und Gesundheit. So werden z.B. die Auswirkungen von Lärm auf koronare Herzerkrankungen, die Auswirkung von Schichtarbeit auf die verschiedensten Störungen und Krankheiten, die Belastungen von Busfahrern auf deren gesundheitliche Situation insgesamt etc. untersucht. Aber noch eine weitere Erweiterung der Sichtweise ist Charakteristikum: Gesundheitliche Störungen werden nicht nur im Rahmen wohl-definierter Krankheitsbilder, sondern auch als Störungen des Wohlbefindens, als Befindlichkeitsstörungen und als Störungen des sozialen Zusammenlebens analysiert.

In einigen Beiträgen wird die Herangehensweise herkömmlicher arbeitsmedizinischer Forschung kritisiert: Mit einer zwar in der Methodik ausgefeilten und in der Empirie detaillierten Befunderhebung geht oft der Blick für das Ganze und für die relevanten Fragen verloren. Ein Beitrag von Garbe macht dies anhand einer eigenen empirischen Studie zu den Gesundheitsstörungen bei Busfahrern deutlich: Eine bei den gleichen Busfahrern zuvor durchgeführte empirisch-materialreiche Studie wies diese als überdurchschnittlich gesund aus. Garbe zeigt, daß dies nur das Ergebnis einer hohen Personalselektion war. Berücksichtigt man diesen Aspekt, so ließ sich nachweisen, daß nach wenigen Jahren kaum noch ein Busfahrer »gesund« oder im Betrieb verblieben war.

Arbeitsmedizinisch relevante Fragen nach größeren Zusammenhängen sind sicherlich empirisch schwieriger als Detail-Probleme zu bearbeiten. Immer wieder findet sich daher ein Gegensatz zwischen hochgezüchteter Methodik bei irrelevanter Fragestellung einerseits und empirisch weniger abgesicherten aber relevanten Darstellungen andererseits. Die Autoren versuchen, dieses Gegensatzpaar aufzuheben und legen Ansätze einer empirisch fundierten Forschung zu relevanten Fragestellungen vor. Selbst wenn man einmal konstatiert, daß es hier noch einiges zu entwickeln gilt, so scheint dies doch der sinnvollere Weg zu sein. Ein weiterer Schwerpunkt des Bandes besteht in der Analyse gesellschaftlicher Einbettung von betrieblich relevanten Gesetzgebungen und deren Realisierung. Dabei wird — bei Betonung der Relevanz von Experten — ein Schwergewicht auf die Kontrolle betrieblicher Gesundheitspolitik durch die Betroffenen gelegt: Mehrere Aufsätze mit ersten Erfahrungen betrieblicher Gesundheitspolitik im Zusammenhang mit den Betroffenen sind diesem Thema gewidmet. — Der Band gibt einen guten Überblick über den Stand und die zentralen Diskussionspunkte einer sozialwissenschaftlich orientierten Arbeitsmedizin.

Heinz-Harald Abholz (Berlin/West)

Rosenbrock, Rolf: Arbeitsmediziner und Sicherheitsexperten im Betrieb. Campus Verlag, Frankfurt/New York 1982 (196 S., br., 36,- DM)

Das Internationale Institut für Vergleichende Gesellschaftsforschung am Wissenschaftszentrum Berlin untersucht in seinem Schwerpunkt »Arbeitspolitik« Probleme, die sich aus der Veränderung des Arbeits- und Produktionsprozesses in hochindustrialisierten Gesellschaften ergeben. Das Projekt »Arbeitsschutz und Gesundheitspolitik« beschäftigt sich mit einem Bereich, der in der BRD seit Anfang der 70er Jahre bedeutsame Impulse aus der Rechtsetzung erhalten hat (z.B. Arbeitssicherheitsgesetz). Das Gesamtprojekt geht in seinen Untersuchungen von dem Phänomen aus, daß mit dem Wandel der Arbeits- und Lebensbedingungen eine Verschiebung der physischen, psychischen und sozialen Belastungs- und Krankheitsstrukturen einhergeht (psychosomatische, psychische und chronisch-degenerative Erkrankungen). Die Bewältigungsstrukturen hingegen sind von Organisations- und Interventionsformen geprägt, die vorwiegend reaktiv auf die Behandlung erkrankter Individuen abzielen, was zum dominierenden Belastungs- und Krankheitsspektrum im Widerspruch steht. Der Ansatz für eine Verbesserung der Situation wäre vielmehr in einer Veränderung der pathogenen Arbeits- und Lebensverhältnisse der Bevölkerung zu sehen. Einer solchen Strategie stehen aber Widerstände entgegen. Diese zu überwinden, ist es notwendig, die Beschränkung der Bewältigungsstrukturen auf professionell-medizinische Interventionsformen durch Aktivierung der Betroffenen im sozialen bzw. regionalen Kontext aufzuheben. Richtungweisend sind für den Produktionsbereich die Erfahrungen der Arbeitermedizin in Italien.

Diese in zahlreichen Aufsätzen und Monographien bereits behandelten Thesen wurden von Friedrich Hauß, Hagen Kühn und Rolf Rosenbrock im Rahmen einer empirischen Untersuchung geprüft und weitgehend belegt. Der Untersuchung lag eine Population von 1 500 Lehrgangsteilnehmern an verschiedenen Gewerkschaftsschulen zugrunde. Rund 380 Betriebe waren so in die Untersuchung einbezogen. Zusätzlich wurden mit 250 freiwilligen Lehrgangsteilnehmern Gruppendiskussionen durchgeführt. Die Veröffentlichung von Rosenbrock stellt jene Teilergebnisse des Projektes vor, die die betriebliche Tätigkeit und Wirksamkeit der Arbeitsschutzprofessionals (Betriebsärzte und Sicherheitsfachkräfte) betreffen. Ein erster Abschnitt ist den gesundheitspolitischen Rahmenbedingungen des professionellen Arbeitsschutzsystems (PAS) gewidmet, ein zweiter der institutionellen und personellen Ausprägung des PAS im Betrieb. In der einschlägigen Literatur wird im allgemeinen der Zusammenhang zwischen der Qualität des PAS, Belastungsindikatoren und Branchen- sowie Betriebsgrößenklassen untersucht. Rosenbrock bezieht auch das Niveau der betrieblichen Interessensvertretung im allgemeinen und das Niveau der Arbeitsschutzaktionen der Belegschaft im besonderen ein. Dabei sind folgende Befunde besonders interessant: Während zwischen der Zunahme der Arbeitsbelastungen und dem Ausbau des PAS kein statistischer Zusammenhang besteht — die übliche Zurechnung des PAS zu präventiver Sozialpolitik somit nicht erhärtet werden kann —, findet sich ein solcher zwischen Ausbau des PAS und Betriebsgröße. Noch größer ist allerdings der Zusammenhang mit dem Niveau der Arbeitsschutzaktionen der Belegschaft.

In einem dritten Abschnitt über Handlungsfelder des PAS wird ausgeleuchtet, wo auf dem Kontinuum zwischen den Extrempositionen totale Funktionalisierung des betrieblichen Arbeitsschutzes für betriebliche Personalpolitik und ausschließliche Orientierung an den Gesundheitsinteressen der Beschäftigten die Mehrzahl der PAS anzusiedeln ist. Es ist evident, daß weder die eine und noch weniger die andere Position im Rahmen der betrieblichen Realität zu verwirklichen ist. Interessant sind die gefundenen statistisch signifikanten Zusammenhänge zwischen den bereits erwähnten Indikatoren und der Akzentsetzung auf typische Handlungsfelder, welche in die eine oder andere Funktionalisierungstendenz weisen (wie Eingangs-/Entlastungsselektion, Einweisung in den Ar-

beitsplatz sowie laufende Betreuung). Negativ ist dabei, daß Arbeitsschutzaktionen der Belegschaft die Eingangsselektion fördern, Entlassungsselektion jedoch nicht verhindern können; positiv dagegen, daß potentiell präventiv wirksame Handlungsfelder wie Einweisung in den Arbeitsplatz sowie Betriebsbegehungen durch Arbeitsschutzprofessionals in hohem Maß mit den Aktivitäten der Belegschaft auf dem Gebiet des Arbeitsschutzes korrelieren.

Indem Rosenbrock die Untersuchung von professionellen Arbeitsschutzsystemen mit Indikatoren kombiniert, die dem Ansatz der nicht-professionalisierten Arbeitermedizin entlehnt sind, stößt er in eine bisherige Wissenslücke vor. Sein Buch bringt dem traditionellen Arbeitswissenschaftler mit Schwerpunkt Arbeitsschutz neue Erkenntnisse, vor allem, was die Wirksamkeit der bisher kaum untersuchten Partizipation der Betroffenen in Fragen des Arbeitsschutzes angeht. Die Veröffentlichung ist aber auch für den inzwischen größer gewordenen Kreis aller an »Arbeitermedizin« interessierten Leser unentbehrlich, dem daran liegen muß, die emphatische Verbreitung dieses Paradigmas durch empirische Befunde aus der BRD abzustützen. Helmut Wintersberger (Wien)

Geschichte

Haben Frauen weniger Geschichte gemacht als Männer oder finden sie nur in der Geschichtsschreibung keine Beachtung? Diese Frage scheint heute, angesichts einer wahren Schwemme von Frauenliteratur, absurd. Die Geschichtsbücher der Vergangenheit sind ein von Männern besetztes Terrain. »Der Mann« wird als Philosoph, Wissenschaftler, Theorienproduzierender, Roman-schreiber oder Politiker zum omnipotenten Repräsentanten der gesellschaftlichen Verhältnisse im 18. und 19. Jahrhundert. In der bürgerlichen Historiographie wurden Frauen nur zum Forschungsgegenstand erhoben, wenn sie als Mätresse dickleibiger Fürsten, adlige »Herrscherin« oder — wie auch immer — »schmückendes« Beiwerk eines Mannes in Erscheinung traten. Im übrigen stufte Mann sie — gemäß »ihrer« gesellschaftlichen und politischen Stellung — in die Kategorie »unbedeutend« ein. Müssen Frauen da nicht in Verzückung geraten, wenn sich neuerdings »selbst die deutsche Historikerzunft (oder mindestens deren progressiver Flügel) ... endlich (die) Geschichte der Frauen als untersuchenswerten Forschungsgegenstand« erkoren hat (Richard J. Evans: Zwischen »feministischer« und »traditioneller« Geschichtswissenschaft: Zur Geschichte der deutschen Frauenbewegung, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd.12, 1982, S.593)? Wir nehmen es in Dankbarkeit — zur Kenntnis. Aber wir lassen uns durch keine Zunft »salonfähig« machen. — Frauen als Subjekt der Geschichte kennen wir nicht erst seit der »modernen« Frauenbewegung der 1960er Jahre, das beweisen nicht zuletzt die nachfolgend rezensierten Bücher. In der Literatur ist bisher u.a. umstritten, wo der historische Ausgangspunkt der Frauenbewegung liegt. Beginnt die Frauenbewegung bereits mit den frühen Sozialkritikerinnen (Günderode, v. Arnim, Varnhagen) um 1800 oder erst mit der Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins 1865? Ungeklärt ist bisher auch, ob und in welchem Ausmaß das von Frauen hervorgebrachte Gedankengut in der nachfolgenden Frauenbewegung rezipiert wurde (internationale Frauenbewegung eingeschlossen). — In den vorliegenden Rezensionen werden überwiegend Bücher neueren Datums und damit der aktuelle Forschungsstand vorgestellt. Die Auswahl ist willkürlich getroffen, wenn auch nicht ohne roten Faden. Es geht darum, weiße Flecken in unserer Geschichte aufzudecken und neue Forschungsergebnisse für die Diskussion innerhalb der jetzigen Frauenbewegung nutzbar zu machen. Der Ausspruch: »Das nächste Jahrhundert wird uns gehören« verkündet nicht nur den historischen Optimismus der französischen Frauenrechtlerinnen von 1830, sondern er verweist auch auf den Stand der Frauenbewegung heute, auf das Erhoffte, Erkaufte und Erreichte dieser Bewegung.

Alemann, Claudia von, Dominique Jallamion und Bettina Schäfer (Hrsg.): Das nächste Jahrhundert wird uns gehören. Frauen und Utopie 1830 bis 1840. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1981 (272 S., br., 9,80 DM)

Die Herausgeberinnen stellen bei uns bisher unbekannte Frauen der 1830er und 1840er Jahre in Frankreich vor. Die Sammlung enthält die politischen Schriften Flora Tristans

und Claire Démars (darunter »Appell einer Frau an das Volk ...« und »Meine Moral der Zukunft«, beide 1833 erschienen); Artikel der Frauenzeitung »Die neue Frau — Apostolat der Frauen« (1832 bis 1834), die auch unter dem Titel »Die Freie Frau — Tribüne der Frauen« erschien; Briefe und kurze biographische Anmerkungen. In der Einleitung charakterisiert Bettina Schäfer das unmittelbare politische und soziale Umfeld der Frauen. Einen besonderen Stellenwert erhält das Verhältnis der Frauen zum Saint-Simonismus, genauer gesagt, zu dem Flügel, der nach Saint-Simons Tod (1825) zunächst von O. Rodrigues, B.-P. Entantin und A. Bazard vertreten wurde. Unter Entantins Einfluß entwickelte sich der Saint-Simonismus immer mehr von seinen theoretischen und politischen Ausgangspositionen weg und hin zu einer christlichen Glaubensgemeinschaft. Zu kurz gegriffen wäre es jedoch, wollte man die weiblichen Mitglieder der Glaubensfamilie ausschließlich in die Ecke religiöser Sektiererinnen stellen. Ihre Lebenspraxen und politischen Handlungen waren weitaus realitätsbezogener als die des »Obersten Vaters« Entantin und seiner »Apostel«.

Gemeinsam war den Frauen nicht nur, der »Moral in den Beziehungen der Geschlechter wie in der Politik« entgegenzutreten, sondern auch, daß »sie im materiellen, konkreten ebenso wie im psychischen Bereich bestehende Grenzen in Frage stellen und überschreiten« (8, 13). Früher als in den deutschen Staaten setzt in Frankreich die Industrialisierung ein und unterwirft auch die Frauen einem unausweichlichen Prozeß der Proletarisierung. Fehlende Bildung verschließt vielen von ihnen die Arbeitsmöglichkeiten und sinkende Löhne verschlechtern die Lebensbedingungen von Arbeiterinnen derart, daß nur der »Ausweg« in die Ehe oder Prostitution bleibt. Die Revolutionen von 1789 und 1830 schärfen den Blick für Widersprüche und veranlassen die Frauen zum Überdenken ihres Standortes in der — trotz aller Gleichheitsforderungen — immer noch patriarchalisch dominierten Gesellschaft.

Flora Tristans politisches Handeln war auf die konkrete Überwindung der frauenunterdrückenden Verhältnisse ausgerichtet. Ihr gebührt zu Recht »ein Platz in der Geschichte der Arbeiterbewegung« (10/11). Sie propagiert 1843 in mehreren großen Städten Frankreichs ihre Vorstellungen von einer Arbeiterunion, in der Arbeiterinnen und Arbeiter gemeinsam für mehr Bildung und die Verbesserung der materiellen Existenzbedingungen eintreten sollen. Sie kritisiert aber auch das Verhalten der Arbeiter den Frauen gegenüber, die sie zur »Proletarin des Proletariats« degradiert sieht (262). In dem »Appell einer Frau an das Volk über die Emanzipation der Frau« wirbt Claire Démar für eine neue Moral und ein von freier Liebe bestimmtes Verhältnis zwischen den Geschlechtern (191/192). Sie fordert, daß die Frauen in allen Lebensbereichen »endlich ihr Recht haben« (198). Auch Suzanne Volquin und andere Saint-Simonistinnen reisen durch Frankreich, um vor Männern und Frauen Vorträge über die Emanzipation der Frauen zu halten. Sie setzen sich für die Gründung von staatlichen Werkstätten und kunsthandwerklichen Assoziationen für Frauen ein (18, 43). Viele der Saint-Simonistinnen änderten konsequent ihre Lebensweise. Kommunitäre Wohn- und Arbeitsgemeinschaften traten an die Stelle bisheriger kleinfamiliärer Lebenszusammenhänge. — Das Defizit dieses Buches besteht darin, daß die Leserin zwar mit einer Einleitung auf die Quellensammlung vorbereitet, das Material selbst aber nicht ausgewertet wird. Ein Personen- und Sachregister wäre hier nützlich gewesen. Dagmar Burgdorf (Bremen)

Wagner, Maria: Mathilde Franziska Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1980 (442 S., br., 12,80 DM)
Das folgende Buch ist als wissenschaftliches Nachschlagewerk vorbildlich ausgestattet. Einleitung, ausführliche Anmerkungen zu jedem Kapitel, genealogische Übersicht, Zeit- und Quellennachweis, Bibliographie, Bildverzeichnis und Namensregister strukturieren das Material und erleichtern die Lesarbeit. Die Autorin Maria Wagner will mit der Do-

kumentation und Kommentierung der Quellen zum Leben Mathilde F. Annekes (1817-1884) nicht nur einen »wichtigen Beitrag zur Aufhebung der Geschichtslosigkeit der Frauen« leisten, sondern sie wendet sich einer »der bedeutendsten deutsch-amerikanischen Feministinnen des 19. Jahrhunderts« zu (Vorwort).

Zu M.F. Annekes Freundeskreis zählten unter anderem Herwegh, Freiligrath, Kinkel, Weitling, Lassalle, Bakunin, Marx und Engels. Der Lebensweg dieser Frau unterscheidet sich in zwei Punkten nicht von vielen liberalen, radikaldemokratischen und sozialistischen Männern ihrer Zeit: sie nimmt — als Ordonanzoffizier(!) und Freischärlerin — am badisch-pfälzischen Feldzug (1849) teil und emigriert zu Beginn der Reaktionsphase (Ende 1849) nach Amerika. Noch vor dieser Zeit ist sie verantwortliche Redakteurin der »Neuen Kölnischen Zeitung« (September 1848) und Herausgeberin der »Frauenzeitung«. In Amerika kämpft sie — Mutter von sechs Kindern — in bewundernswerter Zähigkeit und Ausdauer um das eigene Überleben, ebenso wie gegen Rassendiskriminierung und Sklaverei. Sie setzt sich mit den politischen Hintergründen des amerikanischen Bürgerkriegs auseinander. 1852 gründet sie in Milwaukee die erste Frauenzeitung in den Vereinigten Staaten, »die von der Ostküste Amerikas bis nach Texas und nach Brasilien« Verbreitung findet (10). In ihrer neugewählten Umgebung gibt sie gemeinsam mit ihrem Mann, Fritz Anneke, die erste deutsche Tageszeitung, die »Newarker Zeitung«, heraus. Gleichzeitig veröffentlicht sie die »Memoiren einer Frau aus dem badisch-pfälzischen Feldzuge«. Vortragsreisen, Gründung einer Mädchenschule, Ansprachen in Frauenkonventen und die Vorsprache als Delegierte vor den Mitgliedern des amerikanischen Kongresses sind nur einige der herausragenden Ereignisse in der Geschichte dieser Frau.

Maria Wagner breitet auf 442 Seiten ein so reichhaltiges Quellenmaterial aus, daß es wohl nicht weiter ins Gewicht fällt, wenn die Quellen aus »Platzmangel gekürzt« und »allzulange Satzkonstruktionen in kleinere Einheiten gefaßt« wurden (14).

Dagmar Burgdorf (Bremen)

Schröder, Hannelore (Hrsg.): Die Frau ist frei geboren. Texte zur Frauenemanzipation. Band I: 1789-1870. Verlag C.H. Beck, München 1979 (256 S., br., 19,80 DM)

Eine »Propädeutik der feministischen Ideengeschichte« (lt. Wörterbuch = vorbereitende Einführung in eine Wissenschaft) will der vorliegende Band vermitteln (8). Hannelore Schröder plädiert für »eine Renaissance (der) frühen feministischen Erkenntnisse (und) für den Versuch, die feministische Theorie-Diskussion heute durch die Theorien von gestern zu erneuern« (9). Der Anspruch, den die Herausgeberin über den Verwendungszweck des Buches und die zu erreichende Leserinnengruppe formuliert, ist nicht gerade bescheiden. Gleichsam als »Standardwerk« soll das Buch »vor allem akademisch ausgebildeten Frauen dienen« (11). Die Leserin sollte sich jedoch davon nicht abschrecken lassen und es trotzdem in die Hand nehmen, es ist auch für Frauen »unter dem akademischen Niveau« lesbar! Um ein möglichst umfassendes Bild von den »Müttern des politischen Denkens« (9) (nebenbei bemerkt: wenn die Herausbildung eines politischen Bewußtseins überhaupt auf eine Avantgarde zurückgeführt werden kann, so müßte es allenfalls »unseres« statt »des« politischen Denkens heißen) zu zeichnen, werden kurze Textauszüge von den Vertreterinnen der »frühfeministischen« Bewegung Frankreichs, der USA, Englands und Deutschlands vorgestellt. In den »Theorie-Fragmenten« sollen die Aspekte »Ehe, Arbeit, Lohn, Eigentum, bürgerliche Rechtslosigkeit, Weiblichkeits- und Natur-Ideologie« hervorgehoben werden (10). Neben den exemplarisch ausgewählten Schriften unter anderem von Olympe M. de Gouges, Flora Tristan, Judith S. Murray, Fanny Lewald und Louise Otto werden auch Texte von zeitgenössischen Männern berücksichtigt, die sich für eine Gleichberechtigung der Frauen und gegen einen reduktionistischen Naturbegriff aussprachen (u.a. Jean A. de Condorcet, William Thompson und Theodor G. v. Hippel). Auf die von Männern verfaßten Schriften hätte die Her-

ausgeberin getrost verzichten können, aber nicht etwa, weil sie weniger Interesse als die Schriften der Frauen erwecken, sondern weil als Forschungsaufgabe zunächst das Wiederentdecken und Publizieren der von Frauen selbst hervorgebrachten Schriften und Theorien Vorrang haben sollte.

Knappe biographische Anmerkungen leiten auf das Quellenmaterial über. In den nachfolgenden »Kommentaren« interpretiert H. Schröder die Textauszüge. Das gelingt ihr nicht immer einwandfrei, wie der Kommentar zu Flora Tristan zeigt. Zum einen wurde ihre bekannteste Schrift, »L'union ouvrière«, bereits 1843 und nicht 1844 veröffentlicht (vgl. v. Alemann u.a. 1981, 10); zum anderen unterlaufen H. Schröder eklatante Fehlinterpretationen, wenn sie behauptet, daß sich die vormarxistischen Sozialisten Saint-Simon und Fourier nicht für die Befreiung der Frauen ausgesprochen haben. Im Gegenteil: selbst die zur religiösen Glaubensgemeinschaft degenerierte Fraktion der Saint-Simonisten unter Enfantin hatte — gerade wegen ihrer Emanzipationstheorie — zunächst hohe Zulaufzahlen unter den Frauen (vgl. ebd., 28).

Der Versuch, den Begriff des »Frühfeminismus« zu erklären, führt zwar zu einer bemerkenswerten Interpretation; so sieht H. Schröder im Frühfeminismus eine zeitlich-historische und eine theoretische Dimension vereinigt. »Die theoretischen Reflexionen (waren aber) noch fragmentarisch«, weil eine »wissenschaftliche politisch-ökonomische Analyse des gesamten patriarchalischen Herrschaftssystems« fehlte (26). Aber die erhoffte Definition des Begriffs »Feminismus«, die Zielrichtung des Feminismus und seine eventuelle Abgrenzung zur bürgerlichen bzw. proletarischen Frauenbewegung bleibt aus, obwohl bereits für das 19. Jahrhundert die Rede von »feministischen Autorinnen« und »autonomer Frauenbewegung« ist. »Ein Moment schwer erarbeiteter geistiger und politischer Unabhängigkeit« erblickt H. Schröder darin, daß die Frauen des 19. Jahrhunderts sich in »Männerparteien« jedweder Couleur nicht integrieren ließen (27). Auch das ist eine These, die in allen Strömungen der heutigen Frauenbewegung zunächst zu diskutieren wäre, bevor wir mit vollen Segeln in die »richtige« Richtung fahren.

Dagmar Burgdorf (Bremen)

Schenk, Herrad: Die feministische Herausforderung. 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland. Verlag C.H. Beck, München, 2. Aufl., 1981 (246 S., br., 19,80 DM)

Mit dem vorliegenden Buch wird endlich einmal an zentralen, aktuellen Fragestellungen der heutigen Frauenbewegung angeknüpft und versucht, sie im Rahmen eines gelungenen methodischen Konzepts zu beantworten (so war jedenfalls mein erster Eindruck). Hier gerät der Rückblick auf die Frauenbewegung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts nicht zum akademischen Selbstzweck, sondern hier wird eine historisch-materialistisch untermauerte Brücke von der Vergangenheit in die Gegenwart gebaut (so war mein zweiter Eindruck). H. Schenk will die unterschiedlichen Ausgangspositionen der Bewegung benennen und das veränderte soziale, politische und ideologische Umfeld, in dem die Frauen lebten und leben, darstellen. Sie fragt nach der »Kontinuität und Veränderung der Bewegung und ihrer Ideengeschichte« und nach den »Trägerinnen der Bewegung« (9). Damit greift sie konsequenterweise auf Fragestellungen zurück, die auch innerhalb der neueren Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung eine wichtige Rolle spielen. Der sozialen Situation der Frauen im 18. und 19. Jahrhundert, den vielfältigen Aktionen (zur Sittlichkeitsfrage, Bildung, Wahlrechtsbewegung etc.) seit der Mitte des Jahrhunderts, den Organisationsversuchen der zeitgenössischen Frauenbewegung und den durch sie hervorgerufenen gesellschaftlichen Reaktionen wird die Situation der Frauen und der Frauenbewegung im 20. Jahrhundert gegenübergestellt (§218, Selbsterfahrungsgruppen, Frauenprojekte etc.).

Die positiven Eindrücke, die durch das vorgestellte methodische Konzept hervorgerufen werden, schwinden beim kritischen Lesen der einzelnen Abschnitte zusehends. So

wird im Kapitel zur sozialen Situation der Frauen im 19. Jahrhundert (12-21) ein recht oberflächliches und einseitiges Bild der Produktions- und Reproduktionsbedingungen von Arbeiterinnen gezeichnet. Die Situation der Heim- und Fabrikarbeiterinnen wird mit Sätzen wie: »Anfang des 20. Jahrhunderts war die Lebenssituation der Heimarbeiterinnen erbärmlicher als die der Fabrikarbeiterinnen« kaum erhellt (14). Ausgegrenzt werden sämtliche gewerkschaftlichen Aktionen, Organisationen und Publikationen der arbeitenden Frauen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts (z.B. Gründung des überregionalen »Gewerkvereins der Heimarbeiterinnen Deutschlands« von 1900). Begriffliche Ungenauigkeiten (»Umschichtungsprozeß zur Industriegesellschaft«, wer oder was wird da »umgeschichtet«?) und fehlende Erklärungen für die Verknüpfung von kapitalistischer Ausbeutung und patriarchalischer Unterdrückung charakterisieren diesen Abschnitt. Wo es spannend werden könnte, fehlen die Literaturangaben; z.B. an der Stelle, an der zu lesen ist, daß die Frauenfrage bereits seit Beginn des 19. Jahrhunderts »in gebildeten Kreisen Deutschlands im Gespräch gewesen« sei und als Grund dafür die Rezeption vormarxistischen Gedankengutes benannt wird (24). Zur Kritik an Schenk bezüglich der Abschnitte zur Weimarer Republik verweise ich auf die Sammelrezension von R. Evans.

Die Zeit vom Ende des zweiten Weltkrieges bis zum Ende der 1960er Jahre wird bei H. Schenk völlig ausgeblendet: weder parteipolitische, gewerkschaftliche, konfessionelle noch unorganisierte Strömungen werden erwähnt. Für H. Schenk setzt die neue, »zweite« Frauenbewegung erst mit den 1970er Jahren ein (84, 86). Als soziale Bewegung wird nur noch die »autonome« Frauenbewegung anerkannt. Das Fazit der Untersuchung kommt deshalb nicht überraschend: es gibt keine Traditionslinie, die sich von der frühen zur heutigen Frauenbewegung fortsetzt. Frauenforderungen haben sich heute »wie von selbst im sozialen Wandel erfüllt« (104). Und: die Frauenbewegung habe »ihren Höhepunkt« schon überschritten (hat sie damit ihre Existenzberechtigung verloren?), weil (merke!) die Frauenfrage bereits in so »viele(n) andere(n) gesellschaftliche(n) Gruppierungen« diskutiert wird (222). Wie schön! Warten wir also noch ein Weilchen. Vielleicht klappt's ja auf evolutionärem Schleichweg. Dagmar Burgdorf (Bremen)

Richebächer, Sabine: Uns fehlt nur eine Kleinigkeit. Deutsche Proletarische Frauenbewegung 1890-1914. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1982 (325 S., br., 14,80 DM)

Ausgehend vom Lebenszusammenhang proletarischer Frauen, den die Autorin anhand eines exemplarischen Lebenslaufes und anderen Quellenmaterials zu erfassen versucht, wird ein entscheidender Entwicklungsabschnitt der proletarischen Frauenbewegung dargestellt. Der Lebenszusammenhang proletarischer Frauen als Ausgangspunkt einer Geschichtsschreibung erscheint ihr deshalb wichtig, weil sich in ihm »die verschiedenen Aspekte wie Berufserfahrung, Arbeitsteilung in der Familie, Erziehung, Sexualität und Ehe« (12) wiederfinden. Die proletarische Frauenbewegung wird nicht losgelöst von den sozialen und politischen Entwicklungen der Zeit, insbesondere auch der Sozialdemokratie analysiert.

Diese Vorgehensweise ermöglicht das Erfassen von Widersprüchen und Unzulänglichkeiten in der Politik der proletarischen Frauenbewegung. So weist die Autorin nach, daß die frühe Arbeiterbewegung der Frauenfrage weitgehend ignorant gegenüberstand. Jedoch hatte die theoretische Klärung innerhalb der Sozialdemokratie auch entscheidende Auswirkung auf das Verhältnis zur Frauenfrage. Die Autorin setzt sich in diesem Zusammenhang mit der in der Frauenbewegung weit verbreiteten Auffassung auseinander, Marx habe zur Frauenfrage nichts beigetragen. In der materialistischen Geschichtsauffassung sieht sie das wesentliche analytische Instrumentarium für die Entwicklung einer marxistischen Emanzipationstheorie. Die für die Autorin entscheidenden Beiträge

Marx' zur Frauenemanzipationstheorie waren: »die Benennung des Verhältnisses von Mann und Frau als unmittelbarer Indikator für die Entwicklungsstufe einer Gesellschaft; das Aufzeigen der Veränderbarkeit von Gesellschafts- und Familienstrukturen; die Aufdeckung des fortschrittlichen Charakters der Frauenarbeit; die Verbindung der besonderen Emanzipation der Frauen mit der allgemeinen Emanzipation der entfremdeten Arbeit vom Privateigentum.« (143)

Kritisch setzt sie sich jedoch mit Engels' Bemerkung auseinander, daß die Großindustrie, die die Frauen aus dem Haus gebracht hat und sie oft zur Ernährerin der Familie machte, »dem letzten Rest Männerherrschaft in der Proletarierwohnung allen Boden entzog« (144). Sie sieht darin eine »wirklichkeitsferne Idealisierung des Proletariats« (144), die letztlich zur Ausklammerung des geschlechtsspezifischen Unterdrückungszusammenhanges geführt hat. Richebächer macht jedoch für diese Entwicklung nicht einfach die sozialdemokratischen Männer verantwortlich, sondern sie verweist auf die Auswirkung organisationspolitischer Schwierigkeiten (Verbot politischer Frauenorganisationen) und ideologischer Differenzen innerhalb der Sozialdemokratie. Gerade dieser Ansatz ist für die Diskussion der Frage des Verhältnisses von Klassen- und Geschlechterkampf von großer Bedeutung.

Edith Laudowicz (Bremen)

Hervé, Florence (Hrsg.): Geschichte der deutschen Frauenbewegung. Pahl-Rugenstein-Verlag, Köln 1982 (277 S., br., 14,80 DM)

Ausgangspunkt für das Erscheinen einer »Geschichte der deutschen Frauenbewegung« war für die Herausgeberin das aus der Praxis der Bildungsarbeit mit Frauen entstandene Bedürfnis nach einer übersichtlichen, zusammenhängenden Darstellung, die die Vielfalt und den sozialen Kontext der Frauenbewegung berücksichtigen sollte. Das vorliegende Buch hat nur den Anspruch einer Einführung; Forschungslücken sollten nicht geschlossen werden.

Die Beiträge der acht Autorinnen (Doormann, Hervé, Hund, Küster, Matzen-Stöckert, Nödinger, Steinmann, Wurms) behandeln jeweils einen Zeitabschnitt (bzw. nur eine Organisation) im Zeitraum von 1848 bis heute. Als sehr problematisch erweist sich das Fehlen gemeinsamer, in allen Kapiteln wieder aufgegriffener Fragestellungen. So bleibt die Frage des Verhältnisses von Geschlechter- und Klassenfrage in der Politik der proletarischen Frauenbewegung in den Beiträgen von Hervé weitgehend ausgeklammert. Das führt zu so vereinfachenden Behauptungen, wie der, daß für die Arbeiterin »die Stellung in der Produktion der Ansatz zur Emanzipation (war), für die bürgerlichen Frauen das Geschlecht der Ansatz zu Gleichberechtigung« (17). Das dem nicht so war, belegen neuere Forschungsergebnisse. Neuere Erkenntnisse und Fragestellungen finden nur in wenigen Beiträgen (Wurms, Matzen-Stöckert) Berücksichtigung. Dies führt besonders bei der Darstellung der proletarischen Frauenbewegung, des Demokratischen Frauenbundes Deutschlands (DFD) sowie der Frauenpolitik der Gewerkschaften (Hervé, Nödinger, Hund) zu einer Konstruktion historischer Kontinuitäten, die sich nur durch die Ausklammerung von Problemen herstellen lassen. Dort, wo Kritik ansatzweise formuliert wird, bleibt sie ohne Auswirkung auf das Dargestellte selbst und Schlußfolgerungen bleiben aus. So etwa wird die Politik des DFD abschließend folgendermaßen problematisiert: »Der Anspruch, für alle Frauen zu sprechen und zu handeln, wirkte unglaubwürdig und reduzierte die Wirkungsmöglichkeiten des DFD ... Zu wenig wurde an den vorhandenen Einstellungen und Bewußtseinsformen angeknüpft; die globalen politischen Forderungen wurden nicht in ausreichendem Maße mit den Problemen des alltäglichen Lebens verbunden und die besonderen Interessen und Bedürfnisse der Frauen nicht genügend berücksichtigt« (201/202). Diese Feststellung jedoch wird weder in der Darstellung berücksichtigt, noch findet sie in anderen Beiträgen eine Resonanz. Wie problematisch sich die mangelnde Berücksichtigung neuerer Literatur auswirkt, wird

auch am Beispiel gewerkschaftlicher Frauenpolitik deutlich. Dort heißt es lapidar: »Leider ist es den gewerkschaftlichen Frauenausschüssen — abgesehen von Appellen — nicht gelungen, die aktive Solidarität der männlichen Kollegen für die Forderungen nach gleichem Lohn für Frauen zu gewinnen.« (221) Hier hätten die Thesen von Claudia Pinl über die Unzulänglichkeit gewerkschaftlicher Lohnpolitik in Bezug auf Frauen erörtert werden müssen. Auch der Anspruch, die Geschichte der Frauenbewegung nicht nur als Geschichte von Organisationen zu schreiben, wird in kaum einem Beitrag eingelöst; es überwiegt das Prinzip hie bürgerliche — da proletarische, hie feministische — da demokratische Frauenbewegung. Hinzugefügt werden Daten aus dem Alltagsleben, deren Addition jedoch kein lebendiges Bild über den Lebenszusammenhang von Frauen ergibt. Alles in allem erfüllt das Buch trotz der Materialfülle weder die formulierten Ansprüche noch die Erwartungen, die wir heute auch an eine Einführung in die Geschichte der Frauenbewegung haben. Wir wollen aus der Geschichte so lernen, daß wir zu einer produktiven und streitbaren Auseinandersetzung mit der Gegenwart kommen können. Geschichtsschreibung sollte uns neugierig machen, selbst zu forschen.

Edith Laudowicz (Bremen)

Soziale Bewegungen und Politik

Bertone, Franco: L'anomalia polacca. I rapporti tra Stato e Chiesa cattolica. Editori Riuniti, Rom 1981 (VIII und 290 S., br., Lire 7800)

Der Ausgangspunkt des Buches ist der Gedanke, daß das Verhältnis von Staat und Kirche den Schlüssel für das Verständnis der sozialen und kulturellen Entwicklung Polens bildet. Bertone gibt einen historischen Abriss der Beziehungen der beiden Mächte, vom Formierungsprozeß der ersten polnischen Republik bis zur Polenreise Wojtylas. Als Leitfaden durch die Fülle der Informationen bietet sich die Frage an, wieweit es der Kirche und den Kommunisten gelungen ist, sich als nationale Kräfte zu erweisen: Es geht dabei um den Aspekt der »polnischen Anomalie«, daß heute die Kirche *mit* und *gegen* den Staat als Vertreter der Nation auftritt.

Polen hatte seine Selbständigkeit 1795 verloren. In den Jahrzehnten der »Teilung« bis zum 1. Weltkrieg war die Kirche die einzige dauerhafte polnische Institution. Sowohl den russischen Besatzern und ihrer orthodoxen Religion gegenüber als auch gegen die protestantischen Deutschen (Preußen) und die Österreicher war sie zur Zuflucht des »Polentums« geworden, zum Hüter religiöser und nationaler Traditionen und zum Bewahrer der Sprache in Gebet und Lied (17). Sie schürte dabei vor allem den populären Haß gegen das zaristische Rußland, unter dessen Führung die nationalen Aufstände der Polen im 19. Jahrhundert niedergeschlagen worden waren.

Als nach dem Willen der Siegermächte von 1918 zwischen Deutschland und Rußland ein neues selbständiges Polen entstand, knüpften England und Frankreich an diese Russenfeindschaft an. Mit dem Versprechen finanzieller und diplomatischer Unterstützung der jungen Republik förderten sie das nationalistische und auf Ostexpansion gerichtete Projekt, das um Pilsudski entstand — um die russische Revolution in der Wiege zu erstickern oder, wo das nicht gelang, einen Schutzwall antikomunistischer Staaten um Rußland zu legen. Das Projekt brauchte aber die Hilfe der Kirche. Und deren Forderung war, daß ihre Stellung als Vertreterin der Nation auf kulturellem Gebiet eine politische Anerkennung bekommen sollte. Das 1925 unterzeichnete Konkordat gestand der Kirche Rechte zu, die über traditionelle Rechte wie die der Korrespondenz mit Rom, der Unverletzlichkeit der Kultgebräuche und der Krankenfürsorge hinausgingen: Klerus und Kirche wurden von der Steuer befreit; Eheschließungen fielen ganz in den Bereich der Kirche (sie wurden vom Staat nur noch anerkannt); und eine Ausführungsbestimmung

des Konkordats zur religiösen Erziehung in der Schule machte es den Jugendlichen zur Pflicht, an Festtagen unter der Kontrolle der Lehrer an der Messe teilzunehmen. Die Kirche bekräftigte ihre Dankbarkeit durch regelmäßige offizielle Gebete für die Republik und den Präsidenten (29f.).

War die Kirche die Hauptstütze der neuen antirussischen und antibolschewistischen Nation, so isolierten sich auf der anderen Seite die Kommunisten durch ihre einseitig internationalistische Politik. Angesichts des ultrareaktionären Blocks um Pilsudski und in der Erwartung der Weltrevolution entschieden sie sich für eine Politik gegen den Nationalismus, aber auch gegen die Selbständigkeit der jungen Republik. Als im Gegenzug zu Pilsudskis Invasion die rote Armee 1920 nach Polen einmarschierte, bildeten die polnischen Kommunisten ein Revolutionäres Komitee, das sich als Provisorische Regierung ausrufen wollte, sobald die Rote Armee Warschau erreichte. Die Entscheidung schlug gegen sie zurück: Wo alle anderen gesellschaftlichen Kräfte, einschließlich der Sozialisten, für die Verteidigung des selbständigen Polen aufriefen, hatten sich die Kommunisten als Nicht-Polen erwiesen (24/26). Die nationale Frage bedeutete so auch eine Überlagerung und Verstärkung der Spaltung der Arbeiterbewegung.

Die Spaltung sollte erst im polnischen Widerstand nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion überwunden werden. Die Allianz von England, den USA und der Sowjetunion ermöglichte im Dezember 1943 einen Zusammenschluß von Kommunisten, Sozialisten, unabhängigen Demokraten und Teilen der Geheimorganisation *Armia Krajowa* (Nationalheer) zum »national-patriotischen Rat«, der sich gegen die antisowjetische Mobilisierung der Bevölkerung durch die Londoner Exilregierung wandte (75f.). Von hierher rührt eine Entwicklungslinie zur Volksrepublik, der Gomulka den Namen des »polnischen Wegs zum Sozialismus« gab (92); eine Linie, die auf Basis der antifaschistischen Einheitsfront auch die Garantie der Religionsfreiheit und die Zusammenarbeit mit der Kirche vorsah (102).

Die polnischen Katholiken waren auch diesmal ein Hauptträger des Widerstands. Nach der Teilung des Landes in ein vom »Reich« annektiertes »Warthegau« und ein »Generalgouvernement Polen«, zielte die deutsche Besatzungspolitik darauf, auch jede kulturelle Eigenständigkeit Polens zu zerschlagen. Alle Schulen und kulturellen Einrichtungen wurden geschlossen; der Gebrauch der polnischen Sprache sogar auf der Straße untersagt. Soweit die Kirchen nicht geschlossen wurden (im »Warthegau«), wurde der polnische Klerus durch Deutsche ersetzt (61f.). Für die Masse der polnischen Priester blieb nur die Wahl zwischen Widerstand und dem »Lager« (deutsch bei Bertone). Mit der Ersetzung des Klerus begannen aber auch die Auseinandersetzungen der polnischen Kirche mit dem Vatikan und Papst Pacelli (Pius XII), der sich für die Polen als deutschfreundlich erwies. Die Auseinandersetzungen gingen in der Nachkriegszeit weiter, als Pacelli sich weigerte, für die neuen Westgebiete polnische Bischöfe zu ernennen.

Die Entwicklung der Volksrepublik Polen zeichnet Bertone als Kampf der Kirche und des von Kommunisten geführten Staats, die beide sowohl nationale Interessen zu vertreten hatten als auch internationalen bzw. externen Verbindungen verpflichtet waren. Die polnische Kirche mußte ihre besondere Stellung in Polen verteidigen gegen Pacelli, der sie für eine Bastion des Westens und der »Freiheit« im Einflußbereich der »Feinde Gottes« erklärte (128). Sie wurde dabei gerade in der Frage der Anerkennung der Oder-Neisse-Linie unter Druck gesetzt vom militant atheistischen und moskautreuen Flügel der 1948 entstandenen Einheitspartei, dem wiederum auch Gomulkas polnischer Weg zum Sozialismus als nationalistische Abweichung galt. Während die Kirche ihre nationale Besonderheit und die Anliegen des neuen Polen gegen den Vatikan durchsetzen konnte, verlor Gomulka an Einfluß mit der sich verschärfenden Blockkonfrontation. Nach dem sowjetisch-jugoslawischen Konflikt fiel er unter Stalins Verdikt, jeden künftigen Tito in von Kommunisten mitregierten Ländern zu verhindern; er wurde 1950 seiner Parteim-

ter enthoben und kurz darauf inhaftiert (138/177). Das Selbstverständnis des neuen Staats ergab sich vor allem aus seiner internationalen Situation. Es war orientiert an den Erklärungen des 19. Parteitags des KPdSU, die von einer Spaltung der Welt in zwei Welten ausgingen — damit Churchills Rede vom »eisernen Vorhang« von 1946 aufnehmend — und nach außen und innen den verschärften ideologischen Kampf empfahlen (184). Mit der Verfassung von 1952 wurde der Marxismus-Leninismus zur Staatsdoktrin und die Kommunisten setzten zum Sturm auf die Kirche an: ein Dekret vom Februar 1953 bestimmte, daß alle Entscheidungen der Kirche fortan unter die Kontrolle des Staats fallen sollten. Als der Primas der Kirche, Wyszyński, die Anerkennung der Bestimmung verweigerte, wurde er im September inhaftiert.

Eine Folge dieser Politik war, daß die Hoffnungen, die der »Frühling vom Oktober« 1956 freisetzte, sich gleichzeitig an Gomulka und Wyszyński knüpften und die Kirche sich den Forderungen nach Demokratisierung des politischen und kulturellen Lebens anschloß. Von 1956 datiert dann sowohl der *modus vivendi* von Staat und Kirche als auch eine Entwicklung, in der die Kirche zunehmend den Protest der Intellektuellen und der Arbeiter organisiert. Zu verstehen ist die Entwicklung vor allem als gegenläufige Tendenz zum Bruch der Intellektuellen und teilweise auch der Arbeiter mit dem sozialistischen Staat. Die Entwicklung bleibt bei Bertone etwas undeutlich, weil die Bewegung der Intellektuellen und der Arbeiter nicht sein Thema ist. Er hält dem Staat die Mängel der ökonomischen Reformprogramme, ihre fehlende Konsumorientierung und das Scheitern des Demokratisierungsprozesses vor, schließlich die brutale Repression der Bewegungen von 1968, 1970 und 1976. Das Abkommen von Staat und Kirche andererseits wurde unterstützt durch die neue »Ostpolitik« (deutsch bei Bertone) des Vatikan; eine Politik, die ausgehend von Ansätzen, die Roncalli (Johannes XXIII) geschaffen hatte, sich nach 1967 im Gegensatz zu Pacellis eindeutiger Stellungnahme für den Westen die Förderung des »Entspannungsprozesses« zur Aufgabe machte.

Zwei Anmerkungen zum Schluß. Bertone geht zunächst rein chronologisch vor, um dann in eingegrenzten Zeitabschnitten und an bestimmten Problemen das Gegeneinander verschiedener Interessen darzustellen. Er stellt so Bezüge her, ohne zu theorisieren. Das Material, das er ausbreitet, zeigt dabei m.E. soviel, daß die Fähigkeit der Kirche, als nationale Kraft aufzutreten, zu verstehen ist aus ihrer historisch gewachsenen Fähigkeit der kulturellen Identitätsstiftung und aus der Abwesenheit und der Schwäche anderer gesellschaftlicher Kräfte. — Ein Mangel des Buches, der um so deutlicher hervortritt, je mehr sich die Darstellung den gegenwärtigen Ereignissen nähert, ist seine Perspektive von oben. Mehr als die Auseinandersetzung der beiden stärksten gesellschaftlichen Mächte Polens wird der Kampf zweier bzw. vierer Führungsspitzen vorgestellt. Der Leser erfährt wenig über Organisationsstruktur und Arbeitsweise der beiden Mächte und noch weniger über die Formen, in denen deren Angebote gelebt werden. Die Fähigkeit der Kirche, kulturelle Identität zu stiften, bleibt weithin ungreifbar. Wenn Bertone etwa in der Einleitung das Bild der kämpferischen Gewerkschafter entwirft, die an den Krägen ihrer Arbeitsanzüge das Bildnis der Schwarzen Madonna von Tschenstochau tragen, gibt sein Buch doch nur erste Hinweise auf die Frage, wie das auch für mich schwer vorstellbare Bild zustandekommt.

Kurt Jacobs (Berlin/West)

Ferge, Zsuzsa: A Society in the Making. Hungarian Social and Societal Policy 1945-75. Penguin Books Ltd., Harmondsworth 1979 (333 S., br., 2.95 £)

Die in Ungarn arbeitende Soziologin Zsuzsa Ferge versucht »zu zeigen, wie weit die Neugestaltung der ungarischen Gesellschaft zur Zeit fortgeschritten ist, und zu überlegen, wie die Politik der Neugestaltung wirksamer durchführbar gewesen wäre, um die sozialistische Entwicklung der sozialen Verhältnisse zu verbessern« (14). Sie schlägt ein Konzept gesellschaftlicher Strukturpolitik (*societal policy*) vor. Durch systematische

Eingriffe auf allen Ebenen des Reproduktionszyklus sollen die Grundlagen für das langfristige Ziel geschaffen werden: »die Selbstverwirklichung jedes Individuums in einem neuen System sozialer Verhältnisse« (20).

Entsprechend den Ebenen des Reproduktionszyklus hat die Analyse drei Schwerpunkte: die gesellschaftlichen Basisverhältnisse, die durch das Netz der gesellschaftlichen Arbeitsteilung gebildet werden, die Formen der Distribution und die Ebene der Konsumtion. Nach der Herstellung des gesellschaftlichen Eigentums an den Produktionsmitteln hängt die sozialistische Entwicklung Ungarns für Ferge nicht so sehr davon ab, ob es gelingt, die Einkommensunterschiede zu reduzieren (20), entscheidend sei vielmehr die Umgestaltung der gesellschaftlichen Basisverhältnisse der Arbeit (44).

Das Haupthindernis auf dem Weg zu einer demokratischen Kontrolle und realen Ver gesellschaftung der Produktionsmittel sei die ungleiche gesellschaftliche Verteilung von Wissen und Macht. Sie ist verankert in einer Organisation der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, die die verschiedenen Berufe fragmentiert und hierarchisiert. Damit einher geht eine Asymmetrie in der Verteilung des Wissens über den Umgang mit Naturstoffen und über die Organisation der Produktionsprozesse (27-30). Daß gegen die Wirksamkeit dieser Wissens- und Machtstruktur nicht einfach mit gesetzlichen Maßnahmen zur Demokratisierung der Betriebe angegangen werden könne, zeige der nur eingeschränkte Erfolg der Maßnahmen zur Demokratisierung der Betriebe von 1965/75. Einerseits stößt die Beteiligung der Arbeiter an der Macht auf den Widerstand der Manager, andererseits wird sie dadurch eingeschränkt, daß die scharfe Demarkationslinie zwischen Hand- und Kopfarbeit nicht erfaßt wird (82f.).

Ferges These ist, daß die Veränderung der Struktur der Arbeitsteilung ihr größtes Hindernis in der technischen Basis der Produktion hat. Denn die gesellschaftliche Arbeitsteilung werde mitgestaltet durch eine Technik, die unter kapitalistischen Bedingungen entwickelt wurde. Da Ferge in der Einführung der Automationsarbeit nur die Gefahr einer massenhaften Dequalifikation sieht (83), bestünde die einzige Lösung in der Entwicklung einer völlig neuen Technologie. Doch das wäre ein Start von einem »Nullpunkt«, der die ökonomische Entwicklung Ungarns gefährden würde.

Die im Bereich der Produktion nur langfristig mögliche Veränderung soll unterstützt werden durch eine Transformation der alten Wissensverteilung. Das aussichtsreichste Feld zur Neugestaltung der Wissensverteilung ist die Schule. Hier kann Ferge auch auf die größten Erfolge hinweisen. So ist es in einem ersten Schritt gelungen, die offenen sozialen Selektionsmechanismen (Geld, Herkunft) des alten dualen Schulsystems zu beseitigen und durch umfangreiche soziale Maßnahmen (Stipendien, Wohnheime) den Anteil der Arbeiterkinder und Frauen in den qualifizierenden Ausbildungsgängen und Universitäten zu erhöhen. Dennoch haben sich innere Sicherungsmechanismen der alten Wissensverteilung erhalten, die trotz aller Demokratisierungsbemühungen und des allgemein gestiegenen Ausbildungsniveaus wirksam sind (133). Ferge untersucht die verschiedenen Wissensinhalte und Wissensarten und die Verbindung bzw. Trennung, die zwischen diesen Wissenstypen durch die Curricula des alten Schulsystems organisiert wurde, um das Herrschaftswissen zu schützen (137). Die Funktion der alten Curricula lag darin, die verschiedenen Wissenstypen als gegensätzliche »Wissenssets« anzuordnen. So wurde im Wissensset des Elitesystems das Alltagswissen der Herrschenden und ihr kulturelles Wissen zur »hohen Kultur« transformiert und fest mit dem sozialen Herrschaftswissen und qualifiziertem technologischem Wissen zusammengeschweißt (141). Auf der anderen Seite wird ein Wissensset gebildet, das dazu bestimmt ist, die elementaren Voraussetzungen für den Produktionsprozeß zu schaffen. Seine wesentlichen Elemente sind der Umgang mit Symbolen: Lesen, Rechnen und Schreiben, um die Verständigung mit den Vorgesetzten zu sichern, und Verhaltensregeln wie Pünktlichkeit einzuüben. Ein qualifizierter Beruf war nur erreichbar, wenn jemand neben dem beruflichen Wissen auch über ein

entsprechendes kulturelles Wissen verfügte (141). — Diese Wissensverbindungen sind bei Umstrukturierung des Schulwesens bestehen geblieben und wirken in dem formal vereinheitlichten Schulsystem weiter: z.B. bei der Implikation, jedes Kind verfüge über einen gleichen Level des Alltagswissens oder bei der Bestimmung der Lehrinhalte durch die »hohe Kultur«. — Die Aufgabe, die nun zu lösen sei, bestehe darin, diese Verbindungen zu entflechten, ohne alle Elemente der »hohen Kultur« als Klassenkultur zurückzuweisen (161).

Ferges Analyse unterscheidet sich positiv von Theorien, die die Gleichheit im Distributions- und Konsumtionsbereich ins Zentrum stellen. Ihre Vorschläge zur Transformation der Wissens- und Machtverteilung und ihre Suche nach Möglichkeiten der Befreiung auch in der Arbeit lassen sich begreifen als Versuch, die gesellschaftlichen Kompetenz/Inkompetenzverhältnisse zu verändern und die Kontrolle der gesellschaftlichen Lebensbedingungen durch die Arbeiter zu entwickeln.

Problematisch an ihrem Konzept zur Überwindung der ungleichen Macht- und Wissensverteilung ist, daß sie nur vom Staat aus denkt und ihn zum alleinigen Träger der Veränderung macht. Das führt einerseits dazu, daß Ferge keine Möglichkeiten sieht, die Wissensverteilung zu verändern, soweit sie durch andere Instanzen, z.B. die Familie, reproduziert wird, da ihrer Meinung nach die Eingriffsmöglichkeiten des Staates an der Grenze des Privaten aufhören. Andererseits ist zu fragen, ob sich eine Veränderung der gesellschaftlichen Kompetenz/Inkompetenz-Verhältnisse planen läßt, ohne eine Veränderung von Staat und Partei, den großen Zentren von Wissen und Macht, zu konzipieren.

Gerwin Klinger (Berlin/West)

Helwig, Gisela: Frau und Familie in beiden deutschen Staaten. Verlag Wissenschaft und Politik, Köln 1982 (158 S., br., 19,80 DM)

Entgegen der Ankündigung im Titel, wonach es um »Frau und Familie« gehen soll, beschäftigt sich die Autorin fast ausschließlich mit familienpolitischen Maßnahmen in BRD und DDR. Diese Maßnahmen werden einander gegenübergestellt und miteinander verglichen. Der synoptische Aufbau des Buches verstärkt die Gegenüberstellung. Helwig ordnet ihr Material, das aus Gesetzestexten, Statistiken und soziologischen Untersuchungsergebnissen besteht, unterschiedlichen Schwerpunkten zu: Schul- und Berufsausbildung, Beruf, Ehe und Familie, Vereinbarkeit von Beruf und Familie, Politik und Gesellschaft.

Familienpolitik wird für Helwig von einem Zentrum aus geplant und durchgesetzt, sie ist Ausdruck staatlicher Organisation. Um die Gegensätzlichkeit der Systeme von BRD und DDR und damit auch der Familienpolitik zu charakterisieren, greift Helwig den Gegensatz von Privatheit/Öffentlichkeit auf. Ihre Kritik an der Familienpolitik der DDR zielt auf die staatlichen Eingriffe in die Familie ab, die sie — wie in der BRD — durch den Staat geschützt sehen will. Helwigs allgemeine Perspektive ist die Privatisierung der Lösung von Problemen zwischen Männern und Frauen, womit sie weit hinter einen Leitgedanken der Frauenbewegung, das Private ist politisch, zurückfällt.

Systemübergreifend ist Helwigs Perspektive von Emanzipation, der »Vereinbarkeit von Beruf und Familie« für Frauen *und* Männer, der sie ein ganzes Kapitel widmet. Ihr zentraler Begriff ist hier die »Partnerschaft«: Frau und Mann sollen sich zu gleichberechtigten »Partnern« entwickeln, die sich die Arbeit in der Familie teilen (98). Der Begriff »Partnerschaft« setzt nicht zu lösende Gegensätze voraus, die auf eine Ebene gemeinsamer Interessen verschoben und von dort aus vermittelt werden. Der Staat greift als Vermittlungsinstanz mit familienpolitischen Maßnahmen ein. Obwohl die Herrschaft von Männern über Frauen von der Frauenbewegung längst thematisiert ist, zieht sich Helwig mit dem Begriff »Partnerschaft« auf die Nichtbehandlung von Interessengegensätzen zurück.

Was stellt sich der »Partnerschaft« in »beiden deutschen Staaten« entgegen? In der DDR übernehmen die Frauen trotz voller Berufstätigkeit den größten Teil der Hausarbeit und der Kindererziehung. Auch staatliche Maßnahmen wie z.B. die Verminderung der Wochenarbeitszeit für Frauen mit mindestens zwei Kindern, könnten die Frauen nicht entlasten. Der »innerfamiliären Partnerschaft« stehe, neben dem »traditionellen Rollenverhalten«, die Festschreibung der meisten familienpolitischen Maßnahmen auf Frauen im Wege (10). Helwig macht für die DDR zwei Politikvorschläge. Der erste knüpft wieder an den Gegensatz von privat/öffentlich an. Sie plädiert für eine stärkere Orientierung an den »Bedürfnissen von Frauen«, statt an »gesellschaftlichen Erfordernissen«. Im »Babyjahr« sieht sie ein Beispiel: der Staat sei den Bedürfnissen der Frauen nach familiärer Kleinkindererziehung trotz des Arbeitskräftemangels entgegengekommen. Helwigs zweiter Vorschlag bezieht sich auf die Einbeziehung der Männer in die Familienpolitik. »Die Forderung nach Gleichberechtigung läuft ins Leere, solange die Vereinbarkeit von Beruf und Familie primär als 'Frauenproblem' gesehen wird.« (12) In der Bundesrepublik sind für Helwig die Probleme der Frauen vor allem an die Teilung der Arbeit innerhalb der Familie geknüpft. Ihr Politikvorschlag ist hier die Verkürzung der Wochenarbeitszeit für Frauen und Männer, die zur Überwindung der »geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung« und zur »Vereinbarkeit von Beruf und Familie« beitragen würde. Außerdem könnte so die Beseitigung der Arbeitslosigkeit und eine vermehrte Berufstätigkeit von Frauen verwirklicht werden. Die gewonnene Zeit könnte nur dann im Sinne der Autorin genutzt werden, wenn gleichzeitig eine verstärkte »Erziehung zur Partnerschaft« durchgesetzt würde. »Zunächst müssen alle am Schulwesen Beteiligten ... von der Wichtigkeit einer obligatorischen bildenden Vorbereitung auf die partnerschaftlich motivierten Aufgaben des Menschen in Ehe und Familie überzeugt werden.« (106)

Ehe und Familie bleiben für Helwig die Grundlage für anstrebenswerte Lebensformen. Sowohl für BRD als auch DDR wird die Lösung der Probleme der Frauen vom Staat erwartet: Emanzipation als Prozeß, der sich von oben nach unten durchsetzt. Die Familienpolitik soll die Familie als einen geschützten Raum organisieren, in dem Frauen und Männer, ungestört durch unterschiedliche Interessen, »partnerschaftlich« zusammenleben können. Diese Art des Systemvergleichs stellt den Staat in den Mittelpunkt und nicht die Probleme der Frauen. Wie die Frauen mit familienpolitischen Maßnahmen umgehen, ihre Widerstandsformen und die Mechanismen ihrer Anpassung können mit diesem Ansatz nicht erfaßt werden. So kommt die Frauenbewegung in der BRD z.B. nur kurz im Kapitel über Frauenverbände vor (116). Zu einer Thematisierung von systemübergreifenden Interessen von Frauen kann das Buch durch diese Art Systemvergleich nichts beitragen.

Szilvia Horváth (Berlin/West)

Jahn, Egbert K.: Bürokratischer Sozialismus — Chancen der Demokratisierung? Einführung in die politischen Systeme kommunistischer Länder. Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt/M. 1982 (236 S., br., 12,80 DM)

»Sozialismus« ist für Jahn der »Versuch, die bürgerliche Trennung von Ökonomie und Politik aufzuheben« (28); Begriffe wie Demokratie und Sozialismus fassen nach Jahn das, was Marx in kommunistischer Perspektive die »freie Assoziation der Produzenten« genannt hat. Selbstbestimmung, Selbstverwaltung sind so Merkmale des »demokratischen Sozialismus«, der für ihn ein »Kampfbegriff sowohl gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung als auch gegen die (vor allem politische) kommunistische Ordnung« ist (35). Die neue Ordnung habe das sozioökonomische Wesen einer Klassendiktatur des Proletariats und die politische Form einer Räte-Demokratie (79). Gegenwärtige Krisentendenzen des »bürokratischen Sozialismus« werden von Jahn mit der Umdeutung dieses Ordnungs-Verständnisses in Verbindung gebracht: in Lenins Folge werde das »Primat der Politik« gesetzt, weil Lenin den Begriff der Diktatur des Proletariats als einen

politischen interpretiert habe (79). Nach Jahn lassen sich die Konsequenzen dieser Um-Interpretation in der folgenden logischen Kette darstellen: da Lenin den Begriff der Diktatur des Proletariats als politischen sieht, eröffnet er praktisch die Möglichkeit einer politischen Diktatur. In dieser Diktatur werden bürgerlich-demokratische Einrichtungen zerstört — diese sind aber notwendig, damit die Massen einen sozialistischen Lernprozeß durchmachen können, denn ohne Sozialisten kann es keinen Sozialismus geben (92). So handelt es sich für Jahn bei dem real existierenden als »bürokratischen« Sozialismus um ein Gebilde, das, alles andere als »sozialistisch« und »demokratisch«, durch zentralistische Bürokratien und eine »etatistische Produktionsweise« gekennzeichnet ist, die in der alleinigen Leitungsfunktion und Planungskompetenz des Staates in der Verfügungsgewalt über das Staatseigentum an Produktionsmitteln besteht (vgl. 51). Die Hierarchie als Grundprinzip der Bürokratie sei in der neuen Gesellschaft zum herrschenden Prinzip geworden (60) — man könne sie als Rängegesellschaft bezeichnen (60), in der ein »sozio-ökonomisches Gliederungsprinzip« nach ökonomischen Belohnungen für Qualifikationsnachweise herrsche (vgl. 58). Die Partei sei das »Entscheidungen treffende Herrschaftsinstrument der Bürokratie, das ausführende der Staat« (124). Jahn formuliert als »offenes wissenschaftliches Problem, welches gesellschaftliche 'Gesetz' das Verhalten der Bürokraten lenkt« (67).

Aber kann man dem mächtigen Prozeß der Re-Ideologisierung der Verhältnisse im historischen Zusammenhang der Stabilisierung der Russischen Revolution gegen die imperialistischen Invasoren beikommen, wenn man ein »bürokratisches Gesetz« postuliert, das, hinter dem Rücken der Bürokraten und Bürokratisierten wirkend, in der politischen Grundlage des Systems, dem Primat der Politik wurzelt (vgl. 197)? Auf der Suche nach diesen Wurzeln gibt Jahn das »Basis-Überbau-Theorem« preis (vgl. 130/131); in seiner Abbildungsweise von Politik und Ökonomie stimmt er einer ökonomistischen Marx-Interpretation zu: die Umgestaltung der Eigentumsordnung, des sozioökonomischen Systems ist das »Wesen der Kommune«, Klassendiktatur des Proletariats, »indem mit wirklicher, in freier Auseinandersetzung unter konkurrierenden sozialistischen Auffassungen erzielten Mehrheitsbeschlüssen allmählich in einer ganzen Geschichtsperiode die Enteignung der Produktionsmittelbesitzer und damit die Umwälzung der Produktionsverhältnisse bewirkt wird« (90/91). Ist das »Basis-Überbau-Theorem« nicht theoretisches Hilfsmittel, den Staat als Produkt von Klassenkämpfen zu begreifen und Eingriffsmöglichkeiten für den sozialistischen Kampf zu eröffnen, die in den Überbauinstanzen konzentrierte Handlungsmächtigkeit der herrschenden Klasse abzubauen?

Jahn »streift« Problematiken, die in den internationalen Kontroversen erörtert werden: das Verlassen des Kommune-Konzeptes durch Lenin in seiner Betonung des bürokratisch-zentralistischen Momentes zur Stabilisierung der Revolution, die Zerstörung von bürgerlich-demokratischen Institutionen durch die Bolschewiki, die Verflechtung von Staat und Partei, die planerische All-Kompetenz des Staates etc. Seine Demokratisierungsperspektive muß kritisch betrachtet werden. Als Träger einer Demokratisierung nennt er die Bürokraten, die ein »Interesse der Amtsautonomie« bei Anerkennung der bürokratischen Hierarchie entwickeln können zur »Entfaltung ihrer Sachkompetenz« (vgl. 209/210); für demokratische Reformprozesse sieht er in der Zukunft vielfältige Verbindungen von »bürokratischer Bestimmung« und »Arbeiter-Mitbestimmung« (212). Konstruiert Jahn hier nicht eine korporatistische Perspektive, indem das Demokratisierungsbestreben der Produzenten von oben in staatliche Entscheidungsstrukturen eingegliedert wird?

Wolfgang Neuhaus (Berlin/West)

Willms, Bernard: Politische Koexistenz: Zur Theorie des Ost-West-Konflikts. Schöningh Verlag, Paderborn 1982 (191 S., br., 28,- DM)

Die Willmsche Entwicklung des Ost-West-Verhältnisses umreißt in realistischer Weise die Leitlinien einer zukünftigen konservativen Ostpolitik. Ihr deutlichstes Kennzeichen ist der Verzicht auf einen möglichst weitreichenden Spannungsabbau. Hochrüstung und Abgrenzung im Interesse der Systemstabilität sind konstitutive Elemente der »Politischen Koexistenz«. Es gilt, die nukleare Superstruktur zu erhalten, auch wenn ihr Erhalten von den Rüstungsleistungen Betroffenen hohe Tribute abverlangt. Sie haben schlicht dem Ganzen zu dienen, denn »global gesehen kann nur der Staat politisches Subjekt sein« (188).

Mit Ausnahme der »Politischen Vorbemerkung: Was ist 'Politische Koexistenz'?« sind die Beiträge als Zeitschriftenartikel zwischen 1972 und 1979 erschienen. Jener Vorbemerkung erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen, scheint gerechtfertigt, da in ihr die politisch-propagandistische Absicht des Schelsky-Schülers zum Ausdruck kommt. Nicht von ungefähr fällt die Veröffentlichung in eine Zeit erheblicher Spannungen im Ost-West-Verhältnis und begleitete den innenpolitischen Abgang der sozialliberalen Koalition, deren stärkstes Pferd im Stall nun einmal die Ost-Politik war.

Willms hält den Entspannungsbegriff wissenschaftlich für unbrauchbar. Er will ihn durch den der »Politischen Koexistenz« ersetzen. Dazu sei angemerkt, daß Willms noch 1974 in seinem Buch »Entspannung und friedliche Koexistenz« jenen für den einzigen hielt, mit dem sich das Ost-West-Verhältnis wissenschaftlich begreifen ließ. Er arbeitete damals mit dem Gegenbegriffspaar »Entspannung« und »Vermehrung von Spannung«. So konnte er den Einmarsch der Warschauer Paktstaaten in die CSSR 1968 noch als Konsolidierung der Entspannung bezeichnen, da die ausbleibenden Reaktionen des Westens die Anerkennung des territorialen Status quo des Entspannungssystems bedeuteten. Dies sieht Willms heute anders: »'Entspannung' gehört zu jenen Beziehungsbegriffen, die nur von beiden, in der Beziehung involvierten Seiten her bestimmt werden können ... Wenn die andere Seite das, was die eine als Politik der Entspannung ansieht ... in ihren Reaktionen darauf als 'entspannungsfeindlich' bezeichnet, so genügt diese Reaktion, um Entspannung als Illusion zu entlarven.« (11) Der Vorwurf der »Entspannungsfeindlichkeit« ist daher »ein Instrument, das ... die politische Beziehung als ganze eindeutig an die Seite ausliefert, der dies Instrument politisch ständig zu Gebote steht, weil sie die andere Seite mit dem Vorwurf schwer treffen kann. 'Entspannung' als Prinzip der eigenen Politik aufzustellen, bedeutet, auf eigene Politik zu verzichten«, ja sogar, »Politik im Interesse der anderen Seite zu betreiben.« (11) Was heißt, auf Politik zu verzichten? Hinter dieser Behauptung verbirgt sich ein Politikverständnis, das auf den Begriff des Politischen bei Carl Schmitt rekurriert. Die Freund-Feind-Dichotomie, der Wille zur aktiven politischen Selbstbehauptung und vor allem »die Zurückführung dieser auf die nationale Identität, mit der politisch jenes 'Selbst' einzig und allein konkret gefüllt werden kann« (21), bilden die Ecksteine der »Politischen Koexistenz«. Willms löst, durch die Einführung dieser Ecksteine, »Koexistenz« aus dem sowjetischen Diskurs heraus, als wolle er dadurch die hinter der »Friedlichen Koexistenz« stehenden historischen Notwendigkeiten aus der Begriffsgeschichte tilgen. Charakteristika der »Friedlichen Koexistenz« wie Friedenserhalt, Bereitschaft zu vielseitiger außenpolitischer Kooperation und Anerkennung finden zwar Aufnahme in die »Politische Koexistenz«, scheinen in ihrer Gewichtung angesichts der tragenden Pfeiler aber nebensächlich. Welche politischen Konsequenzen aus der »Anerkennung der anderen als andere« zu erwarten sind, läßt sich der Vieldeutigkeit dieser Wendung nicht entnehmen. Begriffe wie Nichteinmischung, Souveränität, territoriale Integrität und Gleichberechtigung, die dem Anerkennungsverständnis der »Friedlichen Koexistenz« zugrundeliegen, werden in diesem Kontext bezeichnenderweise gemieden. Dennoch fordert Willms im Rahmen der »Politi-

schen Koexistenz« die Rücknahme jedes »historisch-globalen Alleinvertretungsanspruchs für menschliche, historisch-politische und gesellschaftliche Wirklichkeit« (21), der beide Blöcke noch kennzeichne. Wie er dessen Rücknahme in Einklang mit seiner Freund-Feind-Schematik zu bringen gedenkt, stellt sich ihm nicht als Problem. Vielmehr begründet er diesen Schritt damit, daß beide Lager, kapitalistisches wie sozialistisches, nebeneinander bestünden und gleichermaßen von der Dritten Welt in Frage gestellt würden. Denn beide beriefen sich auf einen Fortschrittsbegriff, der in der Dritten Welt zur Disposition stehe (28). Willms verläßt den durch das »naturalisierte« Freund-Feind-Denken durchschimmernden Argumentationsstrang des Systemgegensatzes und wechselt auf die Ebene der Entwicklungsproblematik. Weltpolitik habe heute von Entwicklung als monozentrischem Fortschritt zu »Entwicklung als Entwicklung« überzugehen, das monozentrische Fortschrittskonzept sei durch den Polyzentrismus bereits widerlegt (50). Politisch äußere sich diese Entwicklung im Geltendmachen der »Rückständigkeit als Selbständigkeit«, denn imperialistisch sei der Rückständige zwar natürliches politisches Objekt, emanzipatorisch hingegen auch ein politisches Subjekt und das sei die Realität der Gegenwart (42). Welche Rolle die Dritte Welt bei einer Veränderung der Bipolarität zu übernehmen hat, wo sie in den Freund-Feind-Gegensatz einzuordnen ist, läßt die Konzeption offen.

Die Anwendung der Freund-Feind-Trennung und des Alleinvertretungsanspruchs auf das deutsch-deutsche Verhältnis zwingt Willms zu einigen Winkelzügen: »Politisches Selbstbewußtsein setzt eindeutigen Selbstbezug voraus.« (92) Für die Bundesrepublik heißt das, sich nicht mehr auf »Deutschland« zu beziehen, den nationalen Selbstbezug aufzugeben und somit den Verfassungsauftrag zu ignorieren. Denn die Logik der »Politischen Koexistenz« setzt Prioritäten bei Systemstabilität, Westintegration und Sicherheitspolitik (97). Ohne es offen zu benennen, die DDR muß Feind bleiben. Aber, so seine Lösung: durch einen stabilen Selbstbezug kann eine selbstbewußte Bundesrepublik den Bezug auf Deutschland dann in ganz anderer Weise als Auftrag annehmen als durch eine unentschlossene Offenheit (97). Dieser Auftrag umfaßt nichts geringeres als »die Rückführung der politischen Selbstbehauptung auf die nationale Identität«. Allerdings muß dem Überwechseln der DDR auf die Freundesseite etwas vorangegangen sein, was er wohlweislich der Phantasie seiner Leser überläßt.

Auf der politischen Rechten existiert die Perspektive einer Wiedervereinigung nicht mehr, es sei denn gewaltsam. Demgegenüber hat die »nationale Frage« in der Linken mit Hilfe der Friedensbewegungen in beiden deutschen Staaten an Bedeutung gewonnen. Hier werden, diesmal frei von mechanistischen Vorstellungen — wie erst innere Veränderungen in beiden Staaten dann Wiedervereinigung oder Wiedervereinigung und dann innere Emanzipation —, nationale Frage und soziale Emanzipation als ein untrennbarer Zusammenhang diskutiert. Friedensvertrag, Paktfreiheit und Konföderation sind dabei einige Etappen in einem Übergangsmodell, das als ein historischer Kompromiß gedacht ist.

Klaus-Helge Donath (Berlin/West)

Gransow, Volker: Konzeptionelle Wandlungen der Kommunismusforschung. Vom Totalitarismus zur Immanenz. Campus Verlag, Frankfurt/New York 1980 (234 S., br., 36,-DM)

Mag der neugewählte Bundeskanzler ein Enkel Adenauers sein oder nicht, beerben wird er ihn mit Sicherheit. Ob mit dieser Erbschaft auch eine Restaurationsphase des Kalten Krieges mit den Staaten des Ostblocks einsetzt, ist unentschieden, aber zu befürchten, zumal an den reaktionären Trend der US-Außenpolitik anknüpft werden kann. Dennoch wird die Wende die Entwicklungen vom Kalten Krieg zur Friedlichen Koexistenz nicht umstandslos ignorieren können. Wo kann diese Wende enden? An welchen Entwicklungen kann der neue konservative Block anknüpfen? Was werden die Hindernisse

für einen Rückfall in die westliche Außenpolitik der fünfziger Jahre sein? — Ein intensives Studium der Wechselfälle politischer und wissenschaftlicher Konzeptionen westlicher Außenpolitik kann helfen, Antworten zu produzieren. Ein heute wieder aktuelles Resümee zieht Gransow. Zwei Ansätze dieser Forschungsrichtung seien hier aus dem reichhaltigen, kritisch kommentierten Material herausgestellt: 1. Die Konzeption sozialistischer Gesellschaften als totalitäre Systeme, 2. die Konvergenzannahme mit ihrem konjunkturellen Höhepunkt in den siebziger Jahren.

Der Totalitarismusbegriff verdankt seine Bedeutung der ihn tragenden Identifikation von faschistischen und kommunistischen Phänomenen in den fünfziger Jahren (Ade-nauerära; vgl. 24). Die Problematik dieses Ansatzes sieht Gransow »in der kaum zu ent-wirrenden Verknüpfung von analytischem Modell und aktuell moralisch-politischer Wertung« (13). Als wissenschaftliche Exponenten solcher Konfusionen werden C.J. Friedrich und Z.K. Brzezinski hervorgehoben. Deren phänomenologisch orientierte Skizze sozialistischer Gesellschaften ist gekennzeichnet »durch fünf charakteristische Merkmale: Ideologie, Einheitspartei, Waffenmonopol, Massenkommunikationsmono-pol, terroristische Polizeikontrolle« (27). Nach eingehender Analyse dieser »Charakteristika« wird der Versuch unternommen zu zeigen, welche wissenschaftlichen und politi-schen Weichenstellungen mit dieser Konzeption verbunden waren. »Die meisten Kom-munismusforscher der fünfziger und sechziger Jahre nahmen jedoch ohne weitere Re-flektion das identifizierende Modell Friedrichs in ihre empirischen Untersuchungen auf ... auch Vertreter anderer politischer Disziplinen wie Sozialpsychologie, Jura, Pädago-gik, Wirtschaftswissenschaft usw.« (35) Solchenwegs fanden diese Konzeptionen u.a. auch Eingang in die Schulen. Insbesondere in der Bundesrepublik wurde dieser Begriff in die Rahmenrichtlinien für den Schulunterricht eingebaut: »Diese Richtlinien ver-pflichteten die Lehrer auf die Behandlung von Nationalsozialismus und Bolschewismus als Formen des Totalitarismus« (14) anhand der genannten Merkmale. Politisch noch folgenreicher ist die im Totalitarismusbegriff angelegte »Bipolarität von kommunisti-schem Totalitarismus und freier Marktwirtschaft« (38). Dabei erlaubt die monolithische, widerspruchslose Konstruktion des Kommunismus die Auffassung, ein solches System sei nunmehr von außen veränderbar. Damit kam ihr u.a. die Funktion zu, »die Unange-messenheit des internationalen Rechts (zu) verdeutlichen und Gewaltanwendung (zu) leg-itimieren« (18). »Der Siegeszug der identifizierenden Theorie, die immer mehr auf die Sowjet-Union sowie Ost-Europa und China angewendet wurde, fiel mit dem Kalten Krieg zusammen.« (18)

Zwischen der politischen Entwicklung und der der Kommunismusforschung sieht Gransow einen engen, aber leider nicht ausgearbeiteten Zusammenhang. Das »Gleichge-wicht des Schreckens« soll die Möglichkeit zu Fragen nach Gemeinsamkeiten der Systeme eröffnet haben. Die Totalitarismustheorien mußten versagen, da sie die Möglichkeit solcher Koexistenz der Blöcke negierten (vgl. 59ff.). Die Konvergenztheorie behauptet nun eine Annäherung kapitalistischer und sozialistischer Systeme. Aber an der Frage, wer sich wem nähert, scheiden sich die Geister: »Erstens die ... Annahme, der Osten nähere sich dem System des Westens an. — Zweitens die ... Überlegung, Osten und Westen würden sich zu einer Art 'gemischtem' System entwickeln. — Drittens die These ... es gebe zwar gemeinsame Konvergenzerscheinungen, aber auch gravierende Unterschiede.« (64) Die Untersuchung mündet in eine kritische Revision der Konvergenzannahmen. Als politische und wissenschaftliche Meilensteine, hinter die nicht mehr zurückgegangen werden darf, finden sich die Auffassungen markiert, daß »die Systeme sich per se nicht miteinander verschmelzen ließen« und »dies gelte sowohl für die unterschiedliche Eigen-tumsstruktur als auch für die jeweiligen politischen Systeme« (120). Als Fortschritte seien ebenfalls festzuhalten, »die Anerkennung der Existenzfähigkeit des Sozialismus; die Prognose einer Wandlungsfähigkeit des Realen Sozialismus; die Annahme des Untersu-

chungsgegenstandes als eines mehrdimensionalen Systems ...; die Annahme einer dynamischen Veränderung des Sozialismus; die prinzipielle Vergleichbarkeit der großen sozialen Systeme« (121).

Gransows Arbeit läßt sich nicht nur als Überblicks-, sondern auch als Nachschlagewerk zur Kommunismusforschung verstehen. Die unterschiedlichen Ansätze sind gehörig systematisiert und klassifiziert, was die schnelle Orientierung über einzelne Strömungen der Forschungsrichtung erleichtert, die Lektüre aber nicht spannender macht. Die hier erwähnten Ansätze sind aus dem breiten Spektrum der ausführlich referierten, zitierten und kommentierten nur ein kleiner Ausschnitt. Der Autor markiert wesentliche Entwicklungsetappen und Fortschritte, auch politischer Natur. Ein völliger Rückgriff auf totalitaristische Konzeptionen wird wohl auch in den nächsten Jahren nicht zu erwarten sein; aber wichtige Elemente auch dieser Positionen werden in neuen Artikulationszusammenhängen die Wende in der BRD bestimmen. Hier wird Früherkennung wichtig, Widerstand notwendig sein. Thomas Faust (Berlin/West)

Glaessner, Gert-Joachim: Sozialistische Systeme. Einführung in die Kommunismus- und DDR-Forschung. Westdeutscher Verlag, Opladen 1982 (315 S., br., 26,- DM)

Im ersten Teil gibt Glaessner einen Überblick über die verschiedenen Ansätze in der Kommunismusforschung. Ich konzentriere mich hier auf den zweiten Teil, in dem er »Überlegungen zu einer politischen Soziologie des 'realen Sozialismus'« anstellt. Das Hauptgewicht legt Glaessner auf die Analyse »politisch-gesellschaftlicher Problemlagen«. Seine Grundhypothese ist: »Die politischen und gesellschaftlichen Konflikte sind das Ergebnis des Wechsels von einer revolutionären zu einer evolutionären Entwicklungsphase.« (241) Gemäß der »leninistischen Transformationsvorstellung«, von der sich Glaessner entschieden absetzt, seien die wichtigsten Umwälzungen abgeschlossen und müßten durch »Veralltäglichen der Revolution« gesichert werden, wobei Sicherung der Errungenschaften ineins gehe mit dem »Aspekt der Machterhaltung und Herrschaftssicherung«. Dies erfordere eine Neubestimmung der Glieder des politischen Systems. Glaessner kritisiert die Ausrichtung des sowjetischen Entwicklungsmodells auf die »forcierte Förderung der Produktivkräfte« mit einer »besonders kruden Form der Industrialisierung« (242). Er setzt dagegen die »Demokratisierung des gesellschaftlichen Lebens, die Beseitigung der Zwänge entfremdeter Arbeit und die Schaffung neuer Formen gesellschaftlicher Arbeit« (242). Für die weitere Entwicklung der sowjetsozialistischen Systeme nach dem »Übergang von einer Transformations- zu einer Konsolidierungsphase« (247) ließen sich vier Hauptaspekte herausarbeiten, womit die Problemlagen verständlich werden sollten: 1. Institutionalisierung und Formalisierung: Die Unmöglichkeit, alle gesellschaftlichen Prozesse durch die Parteiführung selbst zu regeln, führte zur »Einrichtung verschiedener, bestimmte Funktionen erfüllende Institutionen: Transformationsinstrumente (Staats- und Wirtschaftsapparat) und Transmissionsinstrumente (Gewerkschaft, Massenorganisationen). Die Beziehungen in und zwischen den Organisationen würden formalen Regeln unterworfen. Die Trennung von Staat und Gesellschaft werde bürokratisch aufgehoben (252). 2. Differenzierung und Spezialisierung: Obige Prozesse führten zur Zuweisung spezieller Aufgabenbereiche, zur Differenzierung des Machtgefüges und Spezialisierung der einzelnen Organisationen und Institutionen. Die auf vertikaler Arbeitsteilung beruhende Parteistruktur, konzipiert für die Zerstörung der alten Ordnung und die Übernahme der Macht, erforderte nun, das Problem horizontaler Differenzierung und Spezialisierung anzugehen.

3. Rationalisierung und Effektivierung: die tradierten Organisationsformen, angelegt für die Entwicklung einer ökonomisch-technisch zurückgebliebenen Gesellschaft, würden den Bedingungen einer hochindustrialisierten Gesellschaft (DDR) unter einem Kosten-Nutzen-Kalkül angepaßt. Rationalisierung und Effektivierung hätten nicht nur eine

technisch-organisatorische Dimension, sie würden vielmehr die Zielsetzung der sowjet-sozialistischen Systeme tangieren. Eine von Ausbeutung und Unterdrückung freie Gesellschaft zu schaffen, hält Glaessner für »schwer vorstellbar«, »solange sich die sozialistischen Länder nicht aus den Fesseln der vom Kapitalismus vorgegebenen Maschinenteknologie und der auf ihr beruhenden spezifischen Rationalität aller Arbeits- und Lebensvollzüge befreit haben.« (264) 4. Verrechtlichung: obige Prozesse zwingen die Führung dazu, »allgemein gültige, auf Dauer angelegte, rechtlich kodifizierte und mit Sanktionsmöglichkeiten versehene Verfahrensregeln und gesellschaftliche Verkehrsformen aufzustellen.« (268)

Glaessner stellt »Veränderungen der Formen und Methoden politischer und ökonomischer Leitung und Kontrolle« fest sowie die Ersetzung eines »extremen Autoritarismus mit wechselnden Formen und Methoden des Terrors« durch »Korporative und technokratische Elemente« (250). In dieser Perspektive reduzieren sich die »Problemlagen« auf Macht- und Legitimationsprobleme der Partei. Er stellt nicht die Frage, welche Momente der »Konsolidierung« der Revolution auch in kommunistischer Perspektive notwendig sind und welche demgegenüber einer Verselbständigung von Staat und Staatspartei geschuldet sind. Daniel Barben (Berlin/West)



Westeuropäische Gewerkschaften

Krisenverarbeitung in Frankreich, Italien, Japan und BRD
Albers, Moynot, Trentin u.a.

Argument-Sonderband AS 85, 1982
16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)



Neue Technik und Sozialismus

Altwater, Amin, Haug, Magdoff u.a.
Internationale Sozialismus-Diskussion 4
Argument-Sonderband AS 95

16,80/f.Stud.13,80 DM (Abo: 13,80/11,80)

Über die Autoren

A.: = Arbeitsgebiete; V.: = Veröffentlichungen

- Barben, Daniel*, geb. 1961; Studium der Sozialwissenschaften.
- Beckenbach, Nils, Dr.*, geb. 1941; *Akad. Rat im Institut für Soziologie der Universität Münster. V.: Hafenarbeit* (Mitverf., 1979). A.: Industriosozologie, Bewußtsein und Gewerkschaften, Mitglied der GEW.
- Brockner, Ulf-H.*, Dipl.-Päd., geb. 1948; Bildungsreferent beim Berufsbildungswerk des DGB. A.: Probleme der Arbeitslosigkeit; Nahverkehr; Bewußtseinsphänomene bürgerlicher Praxis; Wissenschaftstheorie. Mitglied in GEW, HBV; BdWi, Öko-Institut.
- Burgdorf, Dagmar*, geb. 1948; Studium der Sozialwissenschaft, Doktorandin. A.: Arbeiterbewegung, Frauenbewegung. Mitglied in GEW, Demokratische Fraueninitiative.
- Czeskleba-Dupont, Rolf*, geb. 1944; Mag. Sc. Geographie, Forschungsstipendiat Energie und Entwicklung im Aalborg Universitätscenter. V.: *Alternative Umweltpolitik* AS 56 (Mitautor 1981); *Natural Gas and Bioenergy* (1982). A.: Regionalwissenschaft, Ökologie. Mitglied in Forschungsgruppe Produktivkraftentwicklung Nordhessen, BdWi, Sozialistische Volkspartei Dänemark.
- Daxner, Michael*, Prof.Dr.phil., geb. 1947; Hochschullehrer für Hochschuldidaktik an der Univ. Osnabrück; A.: Wissenschaftsentwicklung, Verhältnis von Natur- und Sozialwissenschaften und Technologie, Mitglied der GEW.
- Donath, Klaus-Helge*, geb. 1956; Studium der Politikwissenschaft FU Berlin und Essex (GB); A.: Faschismus, Legitimationsprobleme und Neue Soziale Bewegungen. Mitglied der AL Berlin.
- Elias, Gabriele*; Politologin M.A.; Arbeit mit Ausländern. A.: Gewerkschaftsforschung, Staatstheorie.
- Faust, Thomas*; Studium der Germanistik und Politologie; A.: Linguistik, Staatstheorie.
- Freudenthal, Gideon, Dr. phil.*, geb. 1947; V.: *Atom und Individuum im Zeitalter Newtons* (1982). A.: Philosophie, Wissenschaftsgeschichte, Wissenschaftstheorie.
- Geier, Manfred*, geb. 1943; Prof.Dr.phil., Linguist an der Universität Hannover; V.: *Sprachbewußtsein* (Hrsg., 1979), *Kulturhistorische Sprachanalysen (1979)*, *Methoden der Sprach- und Literaturwissenschaft* (1983); A.: Sprachphilosophie, Grammatik, Poetik, Sprachpsychologie
- Gotze, Karl-Heinz, Dr. phil.*, geb. 1947; Lektor an der Univ. Nizza; Redakteur des *Argument. V.: Grundpositionen der Literaturgeschichtsschreibung im Vormärz (1980)*. A.: *Gegenwartsliteratur, Literatur des 19. Jh.; Geschichte der Germanistik*.
- Gransow, Bettina, Dr. phil.*, geb. 1949; wiss. Ass. am Inst. f. Soziologie der FU Berlin; Zeitschriftenveröffentlichungen. A.: Sozialismusanalyse, bes. VR China, DDR, Mitglied der ÖTV.
- Gransow, Volker, Dr. phil.*, geb. 1945; Dozent in Bielefeld und Berlin. V.: *Viktor Agartz* (mit M. Krätze, 1978), *Kommunismusforschung* (1980), *Mikroelektronik und Freizeit* (1982). A.: Politische Soziologie, Politische Kultur. Mitglied im Komitee für Grundrechte.
- Haug, Wolfgang Fritz, Prof.Dr.phil.*, geb. 1936; lehrt Philosophie an der FU Berlin; Hrsg. *Argument. V.: Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital«* (1976); *Theorien über Ideologie*, AS 40 (Mitautor, 1979); *Zeitungsroman* (1980); *Warenästhetik und kapitalistische Massenkultur (I)* (1980). Mitglied in GEW, BdWi.
- Haug, Frigga, Dr. phil. habil.*, geb. 1937; wiss. Mitarbeiterin an d. Hochschule f. Wirtschaft u. Politik Hamburg; Hrsg. d. *Argument*, Mitglied der *Frauenredaktion. V.: Argument-Sonderbände zur Automationsforschung 7, 19, 31, 43, 55, 67* (zus. mit Projekt Automation und Qualifikation, 1975ff.); *Frauenformen*, (Hrsg., 1980). Mitglied in BdWi; ÖTV und SFB Westberlin und Hamburg.
- Hauser, Kornelia*, geb. 1954; Soziologie Studium, Doktorandin. V.: *Frauenformen*, AS 45 (Mitautorin, 1980); *Frauengrundstudium II*, SH 57 (Mitautorin, 1982); *Sexualisierung der Körper*, AS 90 (Mitautorin, 1983). A.: Frauenbewegung; Arbeiterbewegung; Ideologie und Staatstheorie. Mitglied im SFB Hamburg; Frauenredaktion.
- Heilmann, Thomas*, lic. rer. pol. Nationalökonom, geb. 1949; politisch, wissenschaftlich und publizistisch tätig; A.: Wirtschaftliche und politische Entwicklung der Schweiz; Mitglied der POCH (Progressive Organisationen der Schweiz).
- Heinrich, Gisela*, geb. 1954; Studium der Pädagogik; A.: Kritische Psychologie, Projekt Arbeiterbewegung-Frauenbewegung; Mitglied in GEW und SFB.
- Held, Jutta, Prof.Dr.phil.*; Prof. an der Univ. Osnabrück. Buchpublikationen zu Goya, Aufsätze zu Minimal Art, Fotorealismus, Pop Art. A.: Kunst- und Kunsttheorie des 17.-20.Jh.; Architekturtheorie; Kunst- und Museumsdidaktik. Mitglied in GEW, BdWi, Ulmer Verein/Verband für Kunst- und Kulturwissenschaften.
- Horváth, Szilva*, geb. 1956, Studium der Geschichte und Biologie; Mitglied in SFB Berlin, GEW.
- Jäger, Michael*, geb. 1946; Dr.phil., Lehrer; V. zu wissenschaftstheoretischen Fragen und zur Parteitheorie Gramscis. A.: Wissenschaftstheorie, Theorie d. Politik u.d. Parteien. Mitglied der GEW.
- Klaus, H. Gustav*, Dr.phil.habil., geb. 1944; Hochschullehrer an der Univ. Osnabrück. V.: *Raymond Williams: Innovationen* (Hrsg., 1977), *Caudwell im Kontext* (1978), *The Socialist Novel in Britain* (1982). A.: Kulturanalyse in GB; Geschichte der Arbeiter- und sozialistischen Literatur in GB.
- Klinger, Gerwin*, geb. 1955; Studium der Philosophie. Mitglied in ÖTV.
- Konersmann, Ralf*, geb. 1955; Doktorand, Wiss. Hilfskraft an der WWH Münster. V.: Buchbesprechungen und Wörterbuchartikel. A.: Philosophiegeschichte; Ideologietheorie; Philosophie der Subjektivität. Mitarbeit in der Wissenschaftsladen-Initiative Münster.
- Krause, Hartfried, Dr.phil.*, geb. 1942; Studienrat z.A. V.: *USPD* (1975), *Kontinuität und Wandel* (1976), Aufsätze und Zeitschriftenveröffentlichungen. A.: Geschichte der Arbeiterbewegung, 20. Jahrhundert. Mitglied der GEW.
- Laudowicz, Edith*, geb. 1946; Diplom-Pädagogin. V.: *Wie ich das Leben liebe* (Hrsg., 1981).
- Leisten, Udo*, geb. 1958; Studium der Mathematik. A.: Kunst und Kultur. Mitglied der Volksuni Hamburg.

- Liedmann, Sven-Eric*, Prof.Dr.phil., geb. 1939; V.: *Von Platon bis Mao. Geschichte der politischen Ideen* (in schwedisch, 1971); *Spiel der Gegensätze. Friedrich Engels* (2 Bde., 1977). A.: Ideologien; Dialektik; Geschichte der Neuzeit.
- Maurer, Margarete*; Lektorin am Philosophischen Institut der Univ. Wien. V.: *Frauen in der 3. Welt. Situationsanalysen und entwicklungspolit. Perspektiven*.
- Neuhaus, Wolfgang*, geb. 1961; Studium der Philosophie.
- Pêcheux, Michel*, geb. 1938; Studium der Philosophie, Psychologie. Arbeit im Centre National de la Recherche Scientifique. V.: *Analyse automatique du discours* (1969); *Les Vérités de la Palice* (1975); *La langue introuvable* (zus. m. Gadet, 1981). A.: Diskursanalyse, Linguistik, Philosophie, Sozialwissenschaften.
- Peitsch, Helmut*, Dr.phil., geb. 1948; Wiss. Assistent an der FU Berlin. V.: *Grundkurs 18. Jh.* (Mitautor, 1974), *Georg Forsters »Ansichten vom Niederrhein«* (1978). *Nachkriegsliteratur in Westdeutschland 1945-49*, AS 83 (Mithrsg., 1982). A.: Literaturgeschichte 18. u. 20. Jh.
- Petsch, Joachim*, Dr.phil., geb. 1939; Akad. Oberrat am Kunsthist. Inst. der Ruhruniv. Bochum. V.: *Baukunst und Stadtplanung im Dritten Reich* (1976). A.: Architektur und Städtebau des Faschismus.
- Reith, Hartmut*, geb. 1949; Studium der Germanistik u. Anglistik, FU Berlin. A.: Nachkriegsliteratur.
- Rohmann, Josef A.*, geb. 1952; Dipl.Psychologe, arbeitet in einem psychiatrischen Langzeitkrankenhaus. V.: *Entwicklung und Handlung* (1982). A.: Sozialisation und Persönlichkeitsentwicklung; Handlungs- und Lerntheorie. Mitglied in BdWi und ÖTV.
- Schelper, Sonja*, geb. 1955; Studium der Psychologie. V.: *Frauengrundstudium SH 44* (Mitautorin, 1980); *Frauenformen AS 45* (Mitautorin, 1980). A.: Persönlichkeitsentwicklung; Erinnerungsarbeit. Mitglied im SFB Hamburg.
- Schmacke, Norbert*, geb. 1948; Assistenzarzt. V.: *Psychiatrie zwischen bürgerlicher Revolution und Faschismus* (zus. mit H.-G. Guse, 1976); *Aufstieg und Zerstörung der wissenschaftlichen Psychiatrie in Deutschland*, AS 37 (zus. mit H.-G. Guse, 1979); *Geschichte der Psychiatrie und der Medizin im Nationalsozialismus*. Mitglied der ÖTV.
- Schneider, Norbert*, Prof.Dr.phil., geb. 1945; Hochschullehrer für Kunstgeschichte und ihre Didaktik an der Univ. Münster. V.: *Bürgerliche Revolution und Romantik; Natur u. Gesellschaft bei Caspar David Friedrich* (zus. mit B. Hinz u.a.). A.: Ästhetische Theorien des 19. Jh., Kunstgeschichte der Neuzeit.
- Schöfthaler, Traugott*, geb. 1949; Dipl.Sociologe, Honorarmitarbeiter am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. V.: *Soziale Struktur und Vernunft* (zus. mit D. Goldschmidt, 1982). A.: Kulturvergleichende Bildungsforschung in Berlin; Religionssoziologie. Mitglied in AL und ÖTV.
- Schön, Christine*, geb. 1948; Studium der Sozialwissenschaft Univ. Frankfurt.
- Tiedemann-Bartels, Hella*, Dr.phil.habil., geb. 1936; Privatdozentin. V.: *Versuch über das artistische Jahr* (1971); *Walter Benjamin, Gesammelte Schriften, Bd. 3* (Hrsg., 1972)
- Wintersberger, Helmut*, geb. 1940, Dr.rer.soz., Dipl.-Kfm.; Forschungsleiter am Europäischen Zentrum für Ausbildung und Forschung auf dem Gebiet der Sozialen Wohlfahrt, Wien. A. u. V.: *Arbeitswissenschaft, Arbeitermedizin* (AS 27, 1978), *Systemanalyse des Gesundheitswesens* (Ko-Autor, ²1978), *Arbeitermedizin in Italien* (1982).
- Zimmer, Jochen*, Dr.phil., geb. 1947; Prof. am integrierten Studiengang Sozialwissenschaften der Uni GH Duisburg. V.: *Zur Geschichte der sozialdemokratischen Jugendpflege; Rocksoziologie* (1981). A.: Arbeiterkulturbewegung; Geschichte der Jugendbewegung; Jugendhilfe. Mitglied in GEW, Falken, Naturfreunde, DS.



b:e
betrifft:erziehung

**5'83**

M. Speichert/U. Scheffer: Die Arbeit mit dem Grundwortschatz — Kinder schreiben Texte

O. Kröher: Singen in der Schule
»Das kurze Lied vom kleinen Heinz Beck«

Praxis

J. Liepe: Unterrichtsplanung — Zweiter Teil

V. Storf: Lehrersport — Nur am Netz sind alle gleich

G. Lerner: Aus alten Lehrerkonferenz-Protokollen: ... die Jugend zu tüchtigen Soldaten heranbilden

Serie Schulportrait

I. Dalichow: »Joie de Vivre« in Strasbourg
E. Riegel: Schule verändern zusammen mit Kollegen und Eltern

6'83

C. Klement: Modellversuch Kreuzberg — Interkulturelle Erziehung

H. Friebel: Lehrstellenmangel — Ausbildungskatastrophe

Praxis

W. Pallasch: Unterrichtsbeobachtung

C.J. Roth: Gruppenmensch Lehrer

Serie Schulportrait

H.-J. Adomatis: Schulfarm Scharfenberg

J. Ziegenspeck: Segeln — Sozialpädagogik vor dem Wind

H. Weingartz: »Nicht neben einem Kümmel«

16. Jg. 1983

3'83*Karl Marx*

W. Abendroth: Marxismus und Sozialdemokratie

N. Mappes: Karl Marx, eine Reportage

S. Dahrendorf: Marx, das private Schwein

P. Walldleitner: Ein Gespenst geht um in Europa, Kleine Geschichte des Antikommunismus

H. Kaulen: Schwierigkeiten beim Umgang mit Marx-Texten

Politik

T. Vosskuhl: Lohnauseinandersetzung, Tarifrunde: Gewerkschaftliche Strategie

R. Berghorn: Zur »geistig-moralischen Wende«

Frauen:

R. Schultze: Aerobic

Hochschule:

U. Bitzel: Die Interessen der Regierung, Bericht vom Bundeskongreß des RCDS

M. Seaman: Studentenleben in den USA, ein Erfahrungsbericht

Kultur:

W. Bittner: Als die Schriftsteller tagten

R. Selbach: Ghandi, eine Filmkritik

Erscheint monatlich im Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weinheim - Einzelheft DM 6,-; Jahresabo DM 62,-; für Studenten und Referendare ermäßigter Preis DM 52,- (Studienbescheinigung bzw. einfache Erklärung beilegen); jeweils plus Versandkosten. Referendar-Angebot befristet auf zwei Jahre.

Herausgeber: Bundesvorstand des Sozialistischen Hochschulbundes (SHB). — Redaktion: Uwe Bitzel (verantwortlich), Susanne Dahrendorf, Jürgen Herzog, Pii Junker, Norbert Mappes, Yogi Neuschäfer, Regina Schultze, Peter Walldleitner. — Erscheint sechsmal im Jahr. — Einzelpreis 2,- DM. Jahresabonnement 12,- DM einschl. Versandkosten. — Redaktion, Anzeigenleitung und Verlag: Mecklenheimer Allee 152, 5300 Bonn 1, Telefon: 0228/655645 u. 691719

JOURNAL FÜR SOZIALFORSCHUNG

2 '83

*Sozialpsychiatrie zwischen Sozialwissen-
schaft und Psychotherapie*

H. Strotzka: Sozialpsychiatrie. Entwick-
lung, Staat und Chancen — mit besonde-
rer Berücksichtigung Österreichs

Soziologie der politischen Ökonomie

L. N. Lindberg: Wirtschaftswissenschaft-
ler als Politikberater. Der Rückzug aus
Keynesianismus und Staatsinterventionis-
mus in den USA nach 1970 (Teil II)

SWS-Meinungsprofile

Antisemitismus in Österreich (Teil II)
1968-1982
Einstellungen zum technischen Fortschritt

Sozialforschung

R.H. Reichardt: Segregationstendenzen in
der Einstellung zur Technik

Journal-Gespräch

Sammy Smooha im Gespräch mit Ruth
Beckermann und John Bunzl: Ethnische
Konflikte und Friedensbewegung in Israel

23. Jg. 1983

Im Auftrag der Sozialwissenschaftlichen Studiengesell-
schaft (SWS) herausgegeben von Bernd Marin. — Re-
daktion: Peter Blaha, Vera Blaha, Gertrude Gugerell. —
Erscheint vierteljährlich. Einzelheft OS 95,-, DM 14,-,
sfr. 14,-. Jahresabo: Einzelpersonen OS 300,-; für Lehr-
linge, Schüler, Studenten, Wehr- und Zivildienstpflichti-
ge OS 120,-; Redaktionsadresse: Maria-Theresien-Straße
9/8b, 1090 Wien

links

Sozialistische Zeitung

3 '83

J. Müller: Wirtschaftsprogramm der Grü-
nen

K. Stötzner: CDU-Familienpolitik

E. Altvater: Marx vor dem Sozialstaat

D. Claussen: Polen Anfang 1983

K. Segbers: USA: Kalter Krieg der Lin-
ken?

4 '83

J. Hirsch: Eine Fünfeinhalbprozent-Op-
position

Landleben in der BRD

Angst vor dem Com-Bruder

J. Sobetzko: Ein Jahr vor 1984

D. Maier: Alte Angst vor neuen Medien
S. Scheerer: Volkszählung als Gehorsams-
prüfung

Juden und Palästinenser

R. Schami: Offener Brief an Heinrich Böll

D. Diner: Zwei Völker in Palästina

M. Brumlik: Zur Logik der Judenvernich-
tung

Marxismus und Intellektuelle

J. Sobetzko: Marxismus und Ökologie

R. Lüscher: Italien: Autonomie im star-
ken Staat?

W. Schröter: Interview mit Agnes Heller

15. Jg. 1983

Herausgeber- und Redaktionsadresse: Arbeitsgruppe So-
zialistisches Büro, Postfach 591, Ludwigstr. 33, 6050 Of-
fenbach 4. Redaktion: N. Apostolidou, H. Burgwinkel,
M. Brumlik, D. Diner, R. Detobel, D. Claussen, J. Es-
ser, H. Grün, J. Hirsch, J. Huhn (presserechtlich verant-
wortlich), J. Klein, P. Lindloff, D. Maier, L. Lodovico,
R. Pusch, F. Schneider, B. Sughoff, R. Roth. — Er-
scheinungsweise monatlich. Einzel exemplar DM 3,-,
Jahresabo DM 35,- einschl. Versand. Verlag 2000
GmbH, Postfach 591, 6050 Offenbach 4.

päd.extra
Magazin für Erziehung, Wissenschaft und Politik

**rote
blätter**

3 '83

Thema: Linke und ihre Kinder

E. Bornemann: Kinder der Linken sind oft verbitterter als bürgerliche Kinder

G. Flessenkemper: Erfahrungen aus der Kinderladenzeit: Rückblick auf die eigene Ungeduld

E. Fried: Kinder und Linke

L. Doormann: Mit Kindern erleben wir unsere eigene Geschichte noch einmal

4 '83

Volksinventur '83: Materialien für den Unterricht

Lehrer boykottieren mit: Hinweise für Zähler

Thema: Den Drogen die Faszination nehmen

S. Scheerer: Sucht und Ordnung

H. Schwehm/C. Sterzing: Die Schule muß sich mit außerschulischen Initiativen zusammmentun

H. Schwehm/C. Sterzing: Ein überzeugendes (Vor-)Leben nimmt den Drogen die Faszination

W. Heckmann: Wer Drogenprävention als pure Aufklärung versteht, landet auf dem Bauch

Drogen: Bücher & Material & Filme

Beiträge:

Bildungselend: Ein Fußballpräsident sieht rot

Berufsverbote: »Es sah alles so klar aus...«

Escuela Popular: eine Schule der Armen, selbstorganisiert

4 '83

rote-blätter-Diskussionsrunde:

Raketen noch zu verhindern?

SP-Wahlen Winter 82/83: Trotz Rechts-

wende — Erfolge für die Linke

Volkszählung '83

Festival der Jugend

Interview mit Karl Marx: Ein Geist geht um in Europa

Titel: Die Nacht der leitenden Reichen. Kohl regiert weiter.

Kommentar von Uwe Knickrehm

BDI, DIHT und CDU vertraulich: Gespräche über den Aufschwung

Wende vollzogen: Kolonie Deutschland

rote-blätter-Interview zur Wahl: Maren-Griesebach (Grüne), Achenbach (DKP)

5 '83

Nicaragua (Report/Interview mit Minister/CIA)

VDS-Mitgliederversammlung (Auswertung)

Programm vom Festival der Jugend

(Pfingsten in Dortmund)

Report über HDW

Interview mit Hannes Wader

Die Faszination des Fantastischen

Gesprächsrunde mit Schwulen

dizz & daz (diesmal 3 Seiten)

13. Jg. 1983

Erscheint monatlich im pädex-Verlag, Postfach 295, 6140 Bensheim — Einzelheft 6,— DM; Jahresabo 72,— DM; Studentenabo 56,— DM; incl. MwSt. zuzgl. Versandkosten.

Herausgeber: Bundesvorstand des MSB Spartakus. — Redaktion: J. Sommer (verantwortlich), B. Hummler, H. Hutschenreuter, D. Riechert (Gestaltung), O. Weber. — Erscheint monatlich. — Einzelheft 2,— DM. Jahresabo 19,50 DM — Redaktionsanschrift: rote blätter, MSB Spartakus, Postfach 2006, 5300 Bonn 1, Telefon (0228)222054. — Verlag: Weltkreis-Verlags-GmbH, Brüderweg 16, 4600 Dortmund.

SOCIALISM IN THE WORLD

34 '83

- A. Grlickov: Allocution inaugurale
 F. Jameson: Recovering the Sixties
 A. Meyer: Le marxisme est-il en crise en France?
 H. Lefébvre: Situation du marxisme en France
 C.H. Hermansson: Marxist Theory and Analysis of the Concentration of Capital: The Case of Sweden
 S. Amin: Le marxisme en Asie et en Afrique
 R.Z. Mercado: Quelques problèmes idéologiques actuels du mouvement ouvrier
 B. Denitch: Currents in American Marxism and Socialism

35 '83

- G. Therborn: The Rise of Social Scientific Marxism and Problems of Class Analysis
 P.G. Casanova: La percée métaphysique dans le marxisme européen
 A.S. Vazquez: Marxism as Humanism (Controversy with »Theoretical Antihumanism«)
 J. Petras: Marxism and World-Historical Transformations
 E.J. Hobsbawm: Contribution to Round Table '82

Discussion on Marxism

Discussion on the Philosophy of Marxism

7. Jg. 1983

Editor: International Conference »Socialism in the World«, Cavtat, and IC »Kommunist«, NIP Kommunist, Beograd, Jugoslavia. Auslieferung für BRD und Westberlin: Argument-Vertrieb, Tegeler Str. 6, 1000 Berlin 65, Preise wie Argument-Sonderbände AS (ca. 300 S.).

tendenzen

Zeitschrift für engagierte Kunst

142 '83

Künstler diskutieren: Qualität und Engagement

- W. Marschall: Vom Wert des Wertens
 W. Sreter: Zwei Besucher einer Ausstellung
 H. Goettl/R. Heß: »Der Realist ist ein Voyeur«
 R. Hiepe: Grabrede für Jörg Scherkamp
 J. Scherkamp: Acht Tafeln zu Peter Weiss
 R. Liese/C. Nissen/J. Maxim/E. Antoni: »Der Frieden, das ist der höchste Schwierigkeitsgrad«
 M. Kagan: Gewinn und Verlust in der Kunstentwicklung*
 K.O. Jung: »havoc«
 H. Duwe: Zu meinen Bildern
 J. Rusch: Guernica Dithmarsia
 G. Sprigath: Der bedrohte Mensch. Über Franz Kochseder und Konrad Kurz
 H. Volkmann/J. Weber: Das Ehekarussell
 S. Hoffmann-Rittberg: Gegen das Wegsaniieren von Geschichte
 V. Hertling: Das Peace Museum in Chicago
 P. Schütt: Ghetto Dreams are Marching. Die Malerin Tecla
 K. Berger/I. Shammout: Ein Tisch, ein Buch und ein Stuhl
 L. Puyplat: Chicano Fotografie
 W. Marschall: Zensur in Südafrika
 T. Ataöv: Fikret Moualla
 I. Ludescher: Peter Ludwigs
 R. Diederich: Plakate gegen den Krieg
 R. Hiepe: Die Genossen von der Nacktkultur. Aktfotografie IV
23. Jg. 1982
-

Redaktion: E. Antoni, H.v. Damnitz, H. Erhart, R. Hiepe, U. Krempel, Th. Liebner, H. Kopp, K. Maase, W. Marschall, C. Nissen, C. Schellemann, J. Scherkamp, G. Sprigath, G. Zingerl. — Erscheint alle drei Monate. — Einzelheft 8,50 DM. Jahresabo 32,— DM (Stud. 27,— DM). — Damnitz Verlag, Hohenzollernstraße 146, 8000 München 40

WECHSEL WIRKUNG

Zeitschrift für
Technik Naturwissenschaft Gesellschaft

17 '83

Schwerpunkt: Haushaltstechnik

J. Siebenmark: Bauknecht weiß, was Frauen wünschen

B. Kiefer: Der Weg zum elektrischen Haushalt

G. Voogd: Technisierung des Haushalts

K. Ley: Wo liegen die Interessen der Frauen?

B. Kiefer: Tante Linas Kriegskochtagebuch

G. Eilers: Arbeiterhaushalt um 1930

S. Meyer/B. Orland: Entwicklungsgeschichte der Waschmaschine

Weitere Themen:

N. Lutz: Prigogine und Haken, neues Weltbild für die Naturwissenschaften?

W. Schulz: Krebs

R. Keil: Die neue Waffe — der Computer EDV in Bibliotheken

Feuerholznutzung in Indien

R. Schlag: Rationalisierung in Industrielabors der chemischen Industrie

5. Jg. 1983

Redaktion: Klaus Bednarz, Reinhard Behnisch (verantwortlich), Paula Bradish, Imma Harms, Holger Hoffmann, Thomas Krist, Stefan Labbé, Norbert Lutz, Herbert Mehrrens, Bernd Meißner, Ralph Ostermann, Franz Plich, Reiner Raestrup, Rainer Schlag, Wilfried Schroeder, Franz Schulz, Wilfried Silbernagel, Rainer Stange, Ulrich Tietze. — Jahresabo DM 20,—; Einzelheft DM 5,—. Erscheint vierteljährlich im Verlag Reinhard Behnisch. Verlag und Redaktion: Gneisenaustr. 2, 1000 Berlin 61. Bürozeiten: Montag bis Freitag 10-18 Uhr.

WIDER SPRÜCHE

Zeitschrift für sozialistische Politik im
Bildungs-Gesundheits-u. Sozialbereich

4/5 '82

Thema: Spaltung der Gesellschaft

C.W. Macke: Jeder für sich und Gott für alle — Zur »sanften Sozialpolitik« der CDU

H. Kastendiek: Thatcherismus in Großbritannien

N. Diemer/W. Völker: Verteidigen, kritisieren und überwinden zugleich? Probleme mit dem Sozialstaat

6 '83

Thema: »Mütter-Fallen«

Frauen-Redaktionsgruppe: Warum »Mütterfallen«?

B. Rose: Mütterlichkeit, erwachsene Kinder und Ablösungen

I. Meta-Hülbusch: Brief einer Tochter an ihre Mutter

E. Schmid: Was hat der § 218 mit Mütterlichkeit zu tun?

U. Gerhard: Problem der Gleichberechtigung von Frauen

N. Apostolidou/J. Gottschalk-Scheibenpflug/C. Schön: Frau und Wissenschaft

B. Selbach/B. Reinhold: Weibliche Praxis und HERRschende Wissenschaft?

H. v. Balluseck: Die Einsamkeit der älteren Frauen

E. Schmid: Die Wiederbelebung des Traums vom »kleinen Glück«

2./3. Jg. 1982/1983

Herausgeber: Sozialistisches Büro. Redaktion: W. Völker, N. Diemer, E. Schmid, D. Rieser, C. Sonnenfeld, A. Hofmann, C. Schön, J. Gottschalk-Scheibenpflug, P. Schmitt, Th. Kimmich, T. Kunstreich, F. Düchting, R. Laux, B. Rose, C.W. Macke, H. Dorn, M. Trinkl, K. Blanc, D. Hall, G. Pabst, A. Wagner. — Jährlich 3-4 Hefte. Jahresabo 39,- DM; Einzelheft zwischen 9,- und 15,- DM incl. Versand. — Redaktion Widersprüche, G. Pabst, Postfach 591, 6050 Offenbach 4. Vertrieb: Verlag 2000, Postfach 591, 6050 Offenbach 4.



Neuerscheinungen '83

HERBERT HÖRZ und
KARL-FRIEDRICH WESSEL

Philosophische Entwicklungstheorie

Serie „Philosophische Probleme
der Wissenschaften“

*Ca. 256 Seiten, 6 Abbildungen,
165 mm x 230 mm, Broschur,
DM 30,-*

*Bestellangaben: 571 158 6/Hörz/Wessel,
Philosophie*

Das Buch umreißt die Prinzipien bei der Begründung einer philosophischen Entwicklungstheorie, definiert Entwicklung, behandelt Entwicklungsaspekte aus aktueller und historischer Sicht, faßt die bisherige Diskussion zur Struktur von Entwicklungsgesetzen zusammen, bietet Lösungsmöglichkeiten für die Problematik der Entwicklungskriterien und setzt sich mit Auffassungen auseinander, die einseitig bzw. gegen die philosophische Entwicklungstheorie gerichtet sind. Das wissenschaftliche und wissenschaftshistorische Material wird vor allem dort herangezogen, wo es um die naturwissenschaftliche Fundierung präzisierter philosophischer Aussagen geht und heuristische Hinweise der Philosophie für die Naturwissenschaft denkbar sind.

Bildung und Entwicklung natur- und humanwissenschaftlicher Theorien

Autorenkollektiv

*Ca. 208 Seiten, 3 Abbildungen,
165 mm x 230 mm, Pappband, DM 52,-
Bestellangaben: 571 162 3/
Bildung u. Entwicklung*

Wie ist im raschen Wandel der Denkstrukturen Erkenntnisfortschritt möglich und was ist unter letzterem zu verstehen? Welche außerhalb des eigentlichen Forschungsprozesses liegenden Faktoren nehmen Einfluß auf die Wahl von theoretischen Standpunkten durch Wissenschaftler und Wissenschaftlerkollektive? Diese und andere Fragestellungen untersuchen die Autoren im Zusammenhang mit der Analyse des komplizierten historischen Theorienbildungs- und -entwicklungsprozesses, in dem es verschiedene Stufen und Formen wissenschaftlicher Erkenntnisse gibt.

An konkreten historischen Entwicklungsetappen der Wissenschaftsgebiete Physik, Chemie, Biologie, Psychologie und Medizin wird die Mannigfaltigkeit der Zusammenhänge der Theorienbildung sichtbar gemacht.

Die Preise verstehen sich zuzüglich Mehrwertsteuer.

Unsere Veröffentlichungen können über den Buchhandel bezogen werden. Bei Bezugsschwierigkeiten wenden Sie sich bitte direkt an unseren Verlag oder an die Firma BUCHEXPART, DDR - 7010 Leipzig, Leninstraße 16.

In Bereichen, die die Mehrheit der Historiker schon „abgehakt“ hatten – etwas früh, wie sich zeigt –, haben diese Autoren durch neue Fragen neue Antworten gefunden. Dabei ist ihr Anliegen weniger, von Fachkollegen wegen der methodischen Originalität anerkannt zu werden, als an unser aller Geschichtsbild kräftig zu rütteln.

Oral-history-Beiträge zur Bewußtseinslage im Revier

Lutz Niethammer (Hg.)
„Die Jahre
weiß man nicht,
wo man die heute
hinsetzen soll“

FASCHISMUS-
ERFÄHRUNGEN
IM RUHR-
GEBIET

Verlag
J.H.W. Dietz
Nachf.



Lutz Niethammer (Hg.): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet

Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960. Band 1 320 S. 29,80 DM

Auf der Basis von etwa 200 Interviews mit heute über 50jährigen Arbeitern und Angestellten im Ruhrgebiet entwickeln die Autoren ein Bild von der Prägung und Deformierung einer Proletariengeneration durch den Nationalsozialismus.

über die „vergessenen“ Millionen „einfacher“ Nationalsozialisten



Lothar Steinbach: Ein Volk, ein Reich, ein Glaube? Ehemalige Nationalsozialisten und Zeitzeugen berichten über ihr Leben im Dritten Reich

256 S. zahlr. Abb. 24,— DM

1933 waren sie plötzlich da, 1945 ebenso plötzlich verschwunden. In der Geschichtsschreibung tauchen sie allenfalls als „die Masse“ auf – die „gewöhnlichen“ Nationalsozialisten. Steinbach ist es gelungen, einige von ihnen zum Sprechen zu bringen.

Neue Interpretation eines alten Begriffs: Was ist Klasse?



Jürgen Kocka: Lohnarbeit und Klassenbildung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland 1800-1875

208 S. 16,80 DM

In einer Verknüpfung der – sonst zumeist getrennt behandelten – Sozialgeschichte der Arbeiter und Geschichte der Arbeiterbewegung entwickelt Kocka ein differenziertes Modell der Klassenbildung. Denn: „Es muß möglich sein, von der analytischen Kraft des Klassenbegriffs zu profitieren, ohne in die Fallen zu stolpern, die er bereithält.“



Verlag J.H.W. Dietz Nachf.

rote blätter

DAS Studentenmagazin in unserem Land

WIR sind Marxisten, parteiergreifend, theoretisch fundiert, aber nicht borniert.

WIR lieben Menschen, die dem Fortschritt aufgeschlossen, äußerst friedliebend, nichtsdestotrotz radikal, eben im positiven Sinne gründlich sind.

WIR wenden uns an Menschen, die sich Gedanken machen über den Weg „zur Sonne, zur Freiheit“. Wir streiten uns gern über Vorstellungen, wie es nach dem „letzten Gefecht“ weitergehen soll.

WIR sind Studentenmagazin – aber kein Magazin nur für Studenten. Den Elfenbeinturm verlassen wir monatlich. Wir berichten über unser Land, analysieren die internationale Lage.

Und das gibt es monatlich in der aktuellsten Mischung für 2,- DM. Ein konkurrenzloser Preis. Das Jahresabo kostet 19,50 DM (Porto inklusive). Dafür gibt es die roten blätter regelmäßig und pünktlich ins Haus. Kein lästiges Ansehen mehr.

Wie wär's?

Name

Anschrift

Datum

Unterschrift

Ausschneiden und schicken an:
rote blätter, Weltkreis-Verlag,
Postfach 789, 4600 Dortmund

antimilitarismus information

der MONATLICHE INFODIENST

Die ami erscheint seit über 10 Jahren und berichtet laufend über:

● **aktuelle militärpolitische
Entwicklungen**

KDV, Zivildienst, Bundeswehr, Militärbündnisse, Rüstungskosten, Waffentechnik, Rüstung und Wirtschaft, ideologische Militarisierung, Kriege und Abrüstung ...

● **neue juristische Tendenzen
im Bereich des Zivildienst-, KDV-,
Soldaten- und Aktionsrechts ...**

● **Theoriesresultate**

aus der Diskussion über Militarismus, Sicherheitspolitik; Kommentare zu aktuellen Problemen sowie Literatur zum Thema.

● **Aktionen der Friedensbewegung**
Friedenswochen, gewaltfreie Aktionen, Seminare, Ausstellungen, Friedensarbeit in verschiedenen Bereichen, Diskussionen in der Friedensbewegung ...

Themenhefte: Drei Hefte im Jahr sind Themenhefte mit doppeltem Umfang (ca. 60 S.), in denen ein spezielles Thema ausführlicher behandelt wird.

und ANTIMILITARISTISCHES HANDBUCH

Die o. g. vier Teile sind auf verschiedenfarbigem Papier gedruckt und in einzelne Rubriken unterteilt. So gesammelt entsteht Heft für Heft ein Handbuch, in dem man alle Daten, Fakten und Vorgänge leicht wiederfindet.

Ein Abonnement der ami kostet DM 26,25 im Jahr (incl. Porto); ein Einzelheft DM 1,75, ein Themenheft DM 3,50, ab 10 Ex. 30% Rabatt (plus Porto). Alle Preise incl. ges. MwSt.

Kostenloses Probe-
exemplar, Abos
und Themen-
hefte:

Vertrieb ami,
Deidesheimer Str. 3,
1000 Berlin 33.



im Mai-Heft

TOOTSIE - Superfeminist

FRANCA RAME, MEIN THEATER

NEUER BERUF VOLKSSCHREIBERIN

Kaffee im Computer

Helga Novak, die Eis-HEILIGE

COURAGE

aktuelle frauenzeitung

Ja, ich möchte COURAGE näher kennenlernen und bestelle die nächsten drei Ausgaben von COURAGE zum nächst im Probeabonnement für 10,- DM. Wenn ich nach dem zweiten Heft nicht schriftlich beim Verlag kündige, bin COURAGE zum regulären Jahresaboppreis von 48,- DM (54,- DM Auslandsabob) einverstanden.

COURAGE
Frauenverlags-GmbH, Bleibtreu-
str. 48, 1000 Berlin 12.

Name: Vorname:

Str./Nr.:

PLZ/Ort:

Datum:

Unterschrift:

Vertrauensgarantie: Ich weiß,
daß ich diese Bestellung immer-
wird
rufen kann
wider

Für die Leser und Leserinnen der

tageszeitung

berichten Auslandskorrespondenten aus
**Paris, London, Managua, Rom, Tel Aviv,
Washington, Amsterdam**

Aktuelle Meldungen liefern taz-Mitarbeiter-innen aus
**Genf, Madrid, Beirut, Mailand, Athen,
Barcelona, San Francisco**

taz-Journalist-inn-en bereisen in den letzten
3 Monaten folgende Länder:
**Libanon, El Salvador, Nicaragua,
Spanien, Israel, Algerien, Polen**

Auslandsreportagen und internationale Analysen
haben auch in Zukunft täglich ihren festen Platz in der

tageszeitung



P R O B E A B O

Die taz 1 Woche kostenlos bestellen bei:
taz-Abo, Wattstr.11-12, 1000 Berlin 65



Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Chomsky, Noam</i> : Sprache und Verantwortung (<i>M. Geier</i>).....	443
<i>Chomsky, Noam</i> : Regeln und Repräsentationen (<i>M. Geier</i>).....	443
<i>Baudrillard, Jean</i> : Der symbolische Tausch und der Tod (<i>M. Geier</i>).....	444
<i>Scheerer, Thomas M.</i> : Phantasielösungen (<i>M. Geier</i>).....	445
<i>Bohrer, Karl Heinz</i> : Plötzlichkeit. Zum Augenblick ästhetischen Scheins (<i>K.-H. Götz</i>).....	446
<i>Hüppauf, Bernd</i> (<i>Hrsg.</i>): »Die Mühen der Ebenen«. Kontinuität und Wandel in der deutschen Literatur und Gesellschaft 1945-1949 (<i>H. Reith</i>).....	448
<i>Lange, Wigand</i> : Theater in Deutschland nach 1945 (<i>H. Reith</i>).....	449
<i>Müller, Helmut L.</i> : Die literarische Republik. Westdeutsche Schriftsteller und die Politik (<i>H. Peitsch</i>).....	451
<i>Durzak, Manfred</i> : Die deutsche Kurzgeschichte der Gegenwart (<i>H. Peitsch</i>).....	452

Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Gombrich, Ernst H.</i> : Ornament und Kunst (<i>N. Schneider</i>).....	454
<i>Kähler, Gerd</i> : Architektur als Symbolverfall (<i>J. Petsch</i>).....	455
<i>Wenk, Silke</i> : Zur gesellschaftlichen Funktion der Kunst (<i>J. Held</i>).....	456

Soziologie

<i>Littek, W., W. Rammert und G. Wachtler</i> (<i>Hrsg.</i>): Einführung in die Arbeits- und Industriosozologie (<i>N. Beckenbach</i>).....	458
<i>Bechtle, Günter</i> : Betrieb als Strategie (<i>N. Beckenbach</i>).....	458
<i>Edwards, Richard</i> : Herrschaft im modernen Produktionsprozeß (<i>N. Beckenbach</i>).....	458
<i>Didicher, Walter</i> : Die umstrittene Humanisierung der Arbeit (<i>N. Beckenbach</i>).....	458

Psychologie

<i>Filipp, Sigrun-Heide</i> (<i>Hrsg.</i>): Kritische Lebensereignisse (<i>J.A. Rohmann</i>).....	462
<i>Binder, Ute, und Hans-Jörg Binder</i> : Klientenzentrierte Psychotherapie bei schweren psychischen Störungen (<i>Chr. Schön</i>).....	463

Medizin

<i>Dörner, Klaus, u.a.</i> : Freispruch der Familie (<i>K. Böker</i>).....	465
<i>Meerwein, Fritz</i> (<i>Hrsg.</i>): Einführung in die Psycho-Onkologie (<i>N. Schmacke</i>).....	466
<i>Hauß, Friedrich</i> (<i>Hrsg.</i>): Arbeitsmedizin und präventive Gesundheitspolitik (<i>H.-H. Abholz</i>).....	467
<i>Rosenbrock, Rolf</i> : Arbeitsmediziner und Sicherheitsexperten im Betrieb (<i>H. Wintersberger</i>).....	468

Geschichte

<i>Aleman, Claudia von, u.a.</i> (<i>Hrsg.</i>): Das nächste Jahrhundert wird uns gehören. Frauen und Utopien 1830 bis 1840 (<i>D. Burgdorf</i>).....	467
<i>Wagner, Maria</i> : Mathilde Franziska Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten (<i>D. Burgdorf</i>).....	470
<i>Schröder, Hannelore</i> (<i>Hrsg.</i>): Die Frau ist frei geboren. Texte zur Frauenemanzipation (<i>D. Burgdorf</i>).....	471
<i>Schenk, Herrad</i> : Die feministische Herausforderung. 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland (<i>D. Burgdorf</i>).....	472

<i>Richebächer, Sabine</i> : Uns fehlt nur eine Kleinigkeit. Deutsche Proletarische Frauenbewegung 1890-1914 (<i>E. Laudowicz</i>).....	473
<i>Hervé, Florence (Hrsg.)</i> : Geschichte der deutschen Frauenbewegung (<i>E. Laudowicz</i>).....	474
Soziale Bewegungen und Politik	
<i>Bertone, Franco</i> : L'anomalia polacca (<i>K. Jacobs</i>).....	475
<i>Ferge, Zsuzsa</i> : A Society in the Making. Hungarian Social and Societal Policy 1945-75 (<i>G. Klinger</i>).....	477
<i>Helwig, Gisela</i> : Frau und Familie in beiden deutschen Staaten (<i>S. Horváth</i>).....	479
<i>Jahn, Egbert K.</i> : Bürokratischer Sozialismus (<i>W. Neuhaus</i>).....	480
<i>Willms, Bernard</i> : Politische Koexistenz: Zur Theorie des Ost-West-Konflikts (<i>K.-H. Donath</i>).....	482
<i>Gransow, Volker</i> : Konzeptionelle Wandlungen der Kommunismusforschung (<i>Th. Faust</i>).....	483
<i>Glaessner, Gert-Joachim</i> : Sozialistische Systeme (<i>D. Barben</i>).....	485

Errata

In *Argument 137* haben wir in der Dokumentation des Fachbereichsrats-Beschlusses Gesellschaftswissenschaften der Universität Marburg »Für die symbolische Wiederverleihung der Doktorwürde an Rudolf Breitscheid« irrtümlich Georg Fülberth als Dekan gekennzeichnet. Fülberth bittet um Richtigstellung, daß nicht er, sondern Burkhard Tuschling Dekan des FB Gesellschaftswissenschaften ist.

In *Argument 138* wurde im Kongreßbericht von R. Czeskleba-Dupont auf S. 274 ein Brecht-Zitat falsch wiedergegeben: »... in seiner kleinsten Größe überwindet der Denkende den Sturm« (nicht: Strom).

Summaries

Traugott Schöfthaler: Culture in distress. Features of the renewed realism/universalism-debate in the social sciences

Recent universalistic approaches in the frameworks of cognitive paradigms (Piaget, Chomsky) and theories of societal evolution (Parsons) are confronted with recent cultural relativism (ethnicity debate, biographical research). Both are examined for their explanatory power and for guidelines within the maze of subjective and objective, universal and particular cultures. It is argued for combining utopic elements of universalism and relativistic modes of understanding to counteract imperialistic or paternalistic consequences of pure universalism or pure relativism.

Jochen Zimmer: Youth Cultures and Youth Life Styles

The author is looking for a conception of youth research which views itself as collective self-enlightenment. He integrates socio-psychological approaches of the type »new socialisation« with the ethnological approach of the Birmingham Centre for Contemporary Cultural Studies, in order to be able to analyse the everyday cultural motivations and the collective logics of action. The crucial point of his investigation is the impact of motivation patterns on the development of emancipational, oppositional, and escapist potentials.

Hella Tiedemann: The Dilettanti

Around the turn of the century, the literary and critical intelligentsia enjoyed the pose of the dilettante connoisseur. Using P. Bourget's programmatic essay and its critical reception as a setting-off point, this process is investigated. The result is that on behalf of »dilettantism«, the crisis of sophisticated consciousness was not only reflected, but also a cultural program of its stabilisation was offered. The essay proceeds to show — by using an idea of Simmel's — that the dilettante as a professional connoisseur of the fine arts and sciences is the ideal go-between for both the objective cultural process and their many individual owners. In exposing the moral and intellectual deficits of the go-between, the social relationships of objective and subjective culture, which require this kind of go-between, are then questioned.

H. Gustav Klaus: Cultural Materialism

In his search for a non-reductionist, yet equally non-idealist conception of culture, Raymond Williams has now reached a position which he describes as cultural materialism. Just how unique his oeuvre is both in terms of its wide-ranging explorations and in its impact on left debates in the English-speaking world (though not in Europe), emerges from the extensive interviews which make up the volume *Politics and Letters*. The concisely written new work *Culture* synthesizes the available accounts of sociological thinking on culture and outlines a methodology of cultural analysis. In it the notion of »a realized signifying system« supersedes the older and somewhat unspecified term »a whole way of life«.

Michel Pêcheux: Ideology — Bastion or Paradox?

The essay deals with the structural division of the nucleus and the periphery of capitalist production, its specific routes of development, and its political and ideological forms of subjugation. It investigates the impact of these factors in the socialist countries. The main thesis is that in the centres of capitalist production the »peripheral route« via the conquest of bastions is not feasible, since these centres do not form bastions, but an »area of paradox«. In this area, ideological struggles are marking »movements of collision« which do not presuppose particular opposing class positions, but materialize as the reproduction of class relations.

Bettina Gransow: Class Politics in the PR China

The socialist reconstruction changed fundamentally the social structure and the basic class relations of the Chinese society; the vocabulary of class analysis in China seems to be a marxist-leninist one. Nevertheless Mao Zedong's concept of class and the actual class designations are reflecting the static and hierarchical character of precapitalist Chinese concepts of society. The author analyses the »class struggle« of the Cultural Revolution as means of domination by political labelling of whole families and shows the coincidences and differences in the class politics of Mao Zedong and the Modernization politics.

Buchhandlungen

die DAS ARGUMENT, Argument-Sonderbände (AS)
und Argument-Studienhefte (SH) komplett am Lager haben

- Aachen: babula Buchhandlung, Pontstr. 133; Tel.: 0241/27555
Augsburg: »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel.: 0821/579173
Berlin 12: autorenbuchhandlung, Carmerstr. 10; Tel.: 030/310151
Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel.: 030/3134017
das europäische buch, Knesebeckstr. 3; Tel.: 030/3135056
Buchhandlung Kiepert, Hardenbergstr. 4-5; Tel.: 030/310711
Das Politische Buch, Lietzenburger Str. 99; Tel.: 030/8832553
Berlin 15: Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel.: 030/3417432
Berlin 19: das europäische buch, Thielallee 32; Tel.: 030/8324051
Berlin 33: Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel.: 030/8313825
Buchhandlung Kiepert, Garystr. 46; Tel.: 030/8324368
Berlin 41: Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel.: 030/8511509
Berlin 45: Buchhandlung Rosenfeld, Drakestr. 35a; Tel.: 030/8313962
Bielefeld: Buchhandlung Wissen und Fortschritt, Feilenstr. 10; Tel.: 0521/63518
Bochum: Politische Buchhandlung, Im Westenfeld 22; Tel.: 0234/702336
Bonn: Buchladen 46, Kritische Politik, Kaiserstr. 46; Tel.: 0228/223608
Bremen 1: Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel.: 0421/72073
Volksbuchhandlung, Richtweg 4, Tel.: 0421/323334
Bremen 33: Buchladen Bettina Wassmann, Bibliothekstraße; Tel.: 0421/217023
Dortmund: Buch International, Königswall 22; Tel.: 0231/140880
bücherstube GmbH, Große Heimstr. 62; Tel.: 0231/103306
Duisburg: buchladen kollektiv gmbh, Oststr. 194; Tel.: 0203/372123
Essen: Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel.: 0201/231923
Karl-Liebnecht-Buchhandlung, Viehofer Platz 15; Tel.: 0201/232014
Frankfurt: Buchladen Verlag 2000 GmbH, Jügelstr. 1; Tel.: 0611/775082
Collectiv-Buchhandlung, Bornwiesenweg 4, Tel.: 0611/593989
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräferstr. 77; Tel.: 0611/777303
Gießen: Buchhandlung Wissen und Fortschritt, Schiffenberger Weg 1; Tel.: 0641/792267
Göttingen: Buchladen Rote Straße, Rote Straße 10; Tel.: 0551/42128
Hamburg: Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel.: 040/449778
Buchladen Gegenwind, Grindelhof 45; Tel.: 040/453801
Internationale Buchhandlung, Johnsallee 67; Tel.: 040/4104572
Hannover: Internationalismus Buchladen, Königsworther Str. 19; Tel.: 0511/17173
Heidelberg: Buchhandlung kollektiv, Plöck 64a; Tel.: 06221/12633
Kassel: Buchhandlung Wissen u. Fortschritt, Werner Hilpert Str. 5; Tel.: 0561/15642
ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel.: 0561/77704
Köln 41: Der Andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel.: 0221/420214
Mainz: Anna Seghers Buchhandlung, Bilhildisstr. 15; Tel.: 06131/24916
Marburg: Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel.: 06421/24787
Collectiv-Buchhandlung Wilhelm Liebknecht, Wettergasse 19; 06421/63662
München 40: BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel.: 089/2809522
Münster: Collectiv Buchhandlung, Roggenmarkt 15-16; Tel.: 0251/51414
ROSTA-Buchladen, Spiekerhof 34; Tel.: 0251/44926
Nürnberg: Libresso Buchzentrum, Peter-Vischer-Str. 25; Tel.: 0911/225036
Oldenburg: Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Kurwickstr. 14/15; Tel.: 0441/13949
Saarbrücken: Buchhandlung Lenchen Demuth, Nauwieser Str. 13; Tel.: 0681/36559
Schwerte: Buchhandlung Hubert Freistühler, Holzener Weg 31; Tel.: 02304/80033
Stuttgart: Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 14; Tel.: 0711/223287
Tübingen: aktion politischer buchladen, Nauklerstr. 20; Tel.: 07071/212929
Schweiz: Bern: Buchhandlung für Soziologie, Münstergasse 41; Tel.: 031/228218
Zürich: Limmatbuchh., Pinkus-Genossenschaft, Froschaugasse 7; Tel.: 01/2512674
Dänemark: Kopenhagen: Kobenhavns Bogcafé, Kulturvet 11; Tel.: 01/111236
Niederlande: Den Haag: E.R. Ruward B.V., Noordeinde 122; Tel.: 070/658755
Österreich: Wien 1: Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel.: 0222/433221